Alte und neue Heimath.

Literarische Anzeige.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Armand, Bis in die Wildniß. Reise-Roman. 4 Bände. 8. 5 Rthlr.

Armand, Scenen aus dem Kampfe der Mexicaner und Nordamerikaner. 8. 1½ Rthlr.

Bernhard, Auguste, Ein Erbvertrag. Roman. 8. 1 Rthlr.

Düringsfeld, Ida von, Esther. Novellen-Roman in 2 Bänden. 8. . . . . 2¾ Rthlr.

Freiherr von Eulenspiegel oder **Lebensbilder aus der Neuzeit.** 2 Bände. 8. . . . . 3 Rthlr.

Holtei, Karl von, Die Vagabunden. Roman. Oktav-Ausgabe. 4 Bände. . . . . 4½ Rthlr.

Holtei, Karl von, Die Vagabunden. Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, Christian Lammfell. Roman. Oktav-Ausgabe. 5 Bände. . . . . 6 Rthlr.

Holtei, Karl von, Christian Lammfell. Roman. Volks-Ausgabe. 5 Bände. . . . . 1¼ Rthlr.

Holtei, Karl von, Ein Schneider. Roman. Oktav-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 3¾ Rthlr.

Holtei, Karl von, Ein Schneider. Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, Der Obernigker Bote. Gesammelte Aufsätze und Erzählungen. 3 Bände. 8. . . . . . . 3¾ Rthlr.

Holtei, Karl von, Vierzig Jahre. 8 Bände. 8. . 13 Rthlr.

Memoiren eines deutschen Arztes. Von ihm selbst erzählt. 5 Hefte. 8. . . . . 25 Sgr.

Novellen-Album für Bojanowo. Herausgegeben von R. Gottschall, Pulvermacher und E. Trewendt. 8. 1½ Rthlr.

Pohl, A., Humoristische Erzählungen und Skizzen. 8. 22½ Sgr.

Roquette, Otto, Heinrich Falk. Roman. 3 Bände. 5 Rthlr.

Schlönbach, Arnold, Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit. 2 Bände. 8. . . . . 2 Rthlr.

Alte und neue Heimath.

Von

Armand.

Verfasser von: „Bis in die Wildniß.“

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1859.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Seite.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Seite.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Die Familie Werner, Entschluß zur Auswanderung, Vorbereitungen zur Reise, Abschied von der Heimath.

„Mein Mann spricht in neuester Zeit sehr ernstlich davon, liebe Louise, mit unserer ganzen Familie nach Texas auszuwandern; er hat vor einigen Tagen nach Frankfurt an den Banquier des Vereins geschrieben, um sich nähere Auskunft über die Bedingungen zu verschaffen, unter welchen Auswanderer in dessen Schutz genommen und auf den Vereins-Ländereien in Texas angesiedelt werden," sagte Madame Werner zu ihrer Freundin Louise Wagner, der Frau des Repositars Wagner, die behaglich neben ihr in dem weichen, altmodischen, mit buntgeblümtem Kattun überzogenen Sopha saß und mit großer Behendigkeit die Nadeln ihres Strickzeugs gegeneinander klappern ließ, wobei sie den beinahe fertigen Strumpf von Zeit zu Zeit zu der auf dem Tische hellbrennenden Lampe erhob, ihn auseinander dehnte, die Nähte zählte und nachsah, ob es Zeit zum Abnehmen sei.

„Aber, liebe Werner,“ antwortete dieselbe, indem sie das Strickzeug mit ihren beiden Händen in den Schooß sinken ließ und ihre Freundin verwundert ansah, „ich habe es immer nur für Scherz gehalten. Ihr nach Texas auswandern? ich kann es unmöglich glauben. Was in aller Welt sollte Euch denn bewegen, hier ein sorgenfreies, behagliches, wirklich beneidenswerthes Leben aufzugeben und in einer fremden wilden Welt Euer Glück zu suchen? Was fehlt Euch denn hier? Dein Mann als Cassirer hat achthundert Gulden jährlichen Gehalt und zwar auf Lebenszeit; wenn er stirbt, wovor ihn Gott noch lange bewahren möge, so bekommst Du auch eine gute Pension. Außerdem habt Ihr hier dies wohnliche so nette Häuschen, den allerliebsten Garten, habt noch Land und Wiesen vor der Stadt, so daß Euch Eure Kuh, Eure Kartoffeln, ja Euer Brod, möchte ich sagen, gar Nichts kostet, und Ihr habt noch außerdem Kapitalien ausstehen, von denen Ihr die Zinsen nicht einmal anzugreifen nöthig habt; und auswandern? nach Texas? — nun, da weiß ich denn doch wahrlich nicht“ —

„Wohl hast Du Recht, liebe Louise,“ sagte Madame Werner, gleichfalls ihre Näharbeit niederlegend, „wenn man die Sache so wie Du betrachtet, so scheint es von Leuten in unsern Verhältnissen unsinnig, an eine Auswanderung zu denken; von Werner's Gesichts-

punkt aus aber betrachtet, sind doch viele und triftige Gründe nicht zu verkennen, die dafür sprechen. Sieh', Louise, wir haben fünf Kinder, von denen eigentlich noch keines versorgt ist. Allerdings, Albert hat studirt, er hat ein gutes juristisches Examen gemacht und ist schon in den Staatsdienst zugelassen. Doch wie viele Jahre kann er nun noch warten, ehe er einen Pfennig für seine Arbeit bekommt? Stürbe mein Mann, so würde meine Pension und die Zinsen unseres nicht beträchtlichen Vermögens nicht einmal ausreichen, um mich mit meinen Kindern zu ernähren, geschweige denn ihnen eine ähnliche Erziehung zu geben, wie sie Albert genossen hat; und Kapital auf Kapital würde zugesetzt werden müssen."

„Nun wer will denn aber auch immer das Schlimmste annehmen? Dein Mann kann und wird, so Gott will, noch recht lange leben."

„Dieses Glück mag uns der gütige Himmel zu Theil werden lassen. Doch Werner ist keiner von den Stärksten, hat all sein Leben an dem Schreibtisch zugebracht und ist doch auch kein Jüngling mehr; er ist im letztvergangenen Monat sechsundfünfzig Jahre alt geworden. Da kommen die Kinder aus ihren Stunden; aber horch nur, wie der Wind bläst und der Regen gegen die Fenster schlägt, die armen Mädchen werden recht naß geworden sein," sagte Madame Werner,

indem sie aufstand und nach der Thür ging, um dieselbe den lachend und lärmend die Treppe heraufkommenden Kindern zu öffnen; denn auf dem Gange brannte kein Licht.

„Nun, Ihr Armen, Ihr seid wohl recht naß? putzt Euch die Schuhe hübsch ab," sagte die Mutter zu den Hereinstürmenden und empfing von ihren drei Töchtern und einem Knaben die zärtlichsten Liebkosungen und Küsse. Dann öffnete sie nochmals die Thür und rief der Magd in der Küche zu:

„Lisbeth, sieh' mal nach dem Feuer im Ofen!"

Bücher, Schreibtafeln, Hüte, Mäntel und Handschuhe hatten die Kinder sorgfältig auf die dafür bestimmten Plätze gelegt, die vorgedachten vier jüngsten drängten sich zu dem Ofen, und die älteste Tochter, Mathilde, ein frisches, schönes, blond gelocktes Mädchen von sechszehn Jahren, trat zur Madame Wagner, um ihr guten Abend zu sagen und sie herzlich zu bewillkommen.

„Nun, Thildchen, Du wirst noch ein ganz gelehrtes Frauenzimmer; also auch Französisch kannst Du jetzt, wie mir Deine Mutter sagt?" redete die Frau Repositar Mathilden an. „Wie frisch und gesund Du aussiehst. Ich wollte, ich könnte Dir etwas von Deinen rothen Backen nehmen und meiner Marie geben."

„Warum haben Sie denn Marie nicht mitgebracht?“ fragte Mathilde.

„Sie hat heute Abend noch Klavierstunde, und die darf sie nicht versäumen; sie kommt aber ein ander Mal.“

Auch Martha, eine Tochter von zwölf Jahren, und Johanna, acht Jahr alt, hatten sich um die freundliche Frau, die die Liebe und Anhänglichkeit der Kinder im vollsten Maaße besaß, gedrängt und ihr guten Abend geboten, während Julius, der zehnjährige Knabe, noch am Ofen stand.

„Und Julius kommt nicht zu mir?“ sagte Madame Wagner freundlich zu ihm hinüber.

„Aber Julius, großer Junge, schämst Du Dich nicht?“ rief ihm seine Mutter zu. Auch er kam herbei und reichte der Tante Wagner, wie die Kinder sie nannten, freundlichst die Hand.

Mathilde hatte während der Zeit das Theezeug herbeigeholt, die Magd hatte die singende Theemaschine neben Madame Werner gestellt, und bald saßen die Kinder im traulichen Kreise mit um den Tisch, die Mädchen mit Handarbeiten, der Knabe mit einem Bilderbuche beschäftigt, welches er erst kürzlich zu seinem Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Es ruhte ein Geist der Zufriedenheit, des ungestörten häuslichen

Friedens in diesem Zimmer, der mit den alterthümlichen Möbeln, Geräthen und Bildern in demselben von den Vorfahren her auf die jetzigen Besitzer übergegangen zu sein schien; denn man sah, er war hier zu Hause und zeigte sich in jedem Wort, in jeder Bewegung der Familienglieder.

Ueber dem Sopha hingen die Portraits des Herrn Werner und seiner Gattin in Oel gemalt, zwei Bilder, die, wenn auch keine Meisterwerke, doch zur Zeit, als sie angefertigt wurden, ähnlich gewesen sein mochten, was schon lange her sein mußte, wie die kurze Taille und die hohe Frisur der Dame, sowie der zum Hinterkopf hinaufsteigende Kragen des Rocks und der Weste, nebst dem weit hervorstehenden gefalteten Busenstreif des Herrn zeigte. Die Bilder von Vater und Mutter des Herrn Werner hingen zur Seite an der Wand und dazwischen ein großes illustrirtes „Vater Unser" unter Glas und Rahmen. In der einen Ecke des Zimmers schwang eine bis zur Decke hinaufreichende alte Stehuhr, wie im Takt mit den Gemüthern der Familie, ruhig und friedlich ihr Pendel hin und her, dessen gedämpfter Ton, als wenn er dazu gehörte, in die trauliche Unterhaltung der Anwesenden sich mischte, und von Zeit zu Zeit piepte, wie aus einem Traum erwachend, ein Kanarienvogel, dessen Käfig am Fenster hing, sah verwundert mit seinen klaren kleinen Augen nach

dem hellerleuchteten Tisch und steckte dann schnell wieder sein Köpfchen unter den Flügel.

Der Ton der rasch geöffneten und wieder geschlossenen Hausthür wurde jetzt gehört, und dann klangen Tritte die Treppe herauf.

„Da kommt Albert,“ sagte Madame Werner nach der Thür aufsehend; gleich darauf trat ihr Sohn mit einem freundlichen „Guten Abend“ in das Zimmer, hing seinen vom Regen nassen Ueberwurf und seine Kappe an den Thürhaken und eilte dann Madame Wagner die Hand zu reichen, worauf er sich neben ihr auf einen Stuhl niederließ.

Er war ein stattlicher, großer und kräftiger junger Mann mit blondem Lockenhaar, freundlichen, lebendigen blauen Augen und frischer, gesunder Gesichtsfarbe. Seine hohe, offene Stirn und eine noch nicht sehr lange geheilte Narbe auf der rechten Wange gab seinem überhaupt bestimmten Wesen etwas Entschlossenes und Selbstständiges, während sein feines, Wohlerzogenheit zeigendes Benehmen seine blonde jugendliche Erscheinung zu einer gefälligen und angenehmen machte.

„Sie haben uns lange nicht besucht, liebe Tante Wagner; ich weiß noch die Zeit, in der wir Kinder nicht zu Bett gehen wollten, wenn wir nicht einen Kuß von Ihnen bekommen hatten,“ sagte Albert zu der Freundin der Familie.

„Ja, lieber Albert, Zeiten ändern sich, und Kinder wachsen heran. Damals hatte ich nur meine Marie und trug sie auf meinem Arm, wohin ich ging. Aber jetzt habe ich für vier Kinder zu sorgen und über sie zu wachen, da muß ich schon zu Hause bleiben."

„Das ist Vater," rief die blondgelockte Johanna, als wieder die Hausthür geöffnet wurde, sprang von ihrem Stuhl auf und flog dem eintretenden Herrn Werner entgegen, der, seinen triefenden Regenschirm zur Seite haltend, sich zu dem Kinde niederbeugte, um dessen Liebkosungen zu empfangen.

„Ei, ei, welch ein wildes Aprilwetter!" sagte er, aus den weiten Aermeln seines großen grauen Mantels herausfahrend und denselben an dem Thürpfosten aufhängend. „Sieh da, Tante Wagner; das ist ja hübsch von Ihnen, daß Sie wieder einmal gekommen sind; doppeltes Lob verdienen Sie dafür bei solchem Wetter." Martha, die gleichfalls ihren Kuß von ihrem lieben Vater bekommen hatte, hielt, sich an ihn schmiegend, mit ihren kleinen Händen dessen Arm noch fest, als die Mutter zu demselben hingetreten war, ihn mit der Hand auf die Schulter klopfte und ihren Mund zu dem seinigen erhob, um ihn in gleicher herzlicher Weise zu bewillkommnen.

Herr Werner war ein großer magerer Mann mit schmalen, nach vorn gebogenen Schultern, dessen Aeu-

ßeres die sitzende Lebensweise verrieth, die ihn von früher Jugend an stets an den Schreibtisch gefesselt hatte. Die lange spitze Nase, die hohe Stirn und die eingefallenen Wangen gaben seinem langen Gesicht etwas Scharfes, was jedoch durch den gutmüthigen Ausdruck seiner kleinen blauen Augen und einen freundlichen Zug um den großen Mund sehr gemildert wurde. Er sah aus wie ein Mann, der mit der Welt und ihren Widerwärtigkeiten nie viel in Berührung gekommen war, und der nur für seine glücklichen häuslichen Verhältnisse und seinen Dienst lebte.

„Nun, Kinder, habe ich Euch Etwas mitzutheilen," sagte er mit einem ihm sonst eben nicht eigenen entschlossenen Tone, strich, mit der Hand über die kahle Stirn fahrend, die wenigen grauen Haare seines Scheitels nach Oben und nahm eine so unternehmende Stellung an, daß Alle verwundert nach ihm aufsahen.

„Wir wandern aus, Kinder, es ist nun fest beschlossen," sagte er nach einer Weile, zog den großen Lehnstuhl, den Albert für ihn an den Theetisch geschoben hatte, etwas zurück, setzte sich hinein und zündete, sich in demselben zurücklehnend, die lange Pfeife mit dem brennenden Fidibus an, welche beide ihm sein Sohn Julius gereicht hatte. Dann fuhr er fort:

„Ich habe heute Briefe von Frankfurt erhalten nebst jeder nöthigen Auskunft über den Verein zum

Schutz deutscher Auswanderer in Texas, die so überaus günstig lauten, daß ich es jedem nicht sehr bemittelten Familienvater verdenke, wenn er hier in dem übervölkerten und ausgesogenen Deutschland die Zukunft der Seinigen auf sein gehofftes langes Leben setzt. Dort in dem gesegneten reichen Texas, wo die Natur dem Menschen Alles, was er bedarf, umsonst giebt, dort mag es kommen wie es will, so sind Frau und Kinder versorgt. Ja, wir wandern aus, das ist nun abgemacht. Im kommenden Herbst müssen wir mit allen Vorbereitungen fertig sein, denn im Oktober werden Schiffe von Hâvre aus dorthin abgehen."

„Aber, Herr Cassirer, ist es möglich? Sie wollen auswandern, in ein Land, wo noch Indianer hausen, und wo wilde reißende Thiere das Leben Ihrer Familie bedrohen?" sagte Madame Wagner im höchsten Erstaunen.

„Dagegen giebt es Waffen, meine liebe Wagner, wir werden uns zu vertheidigen wissen," erwiederte Werner mit entschlossenem Tone und hob seine Pfeife, wie man mit einer Flinte thut, an die Backe, obgleich er aus eigner Erfahrung wirklich noch nicht wußte, ob ein Gewehr hinten oder vorn losging, denn er hatte nie in seinem Leben ein solches abgefeuert. „Minna, Du kannst jetzt nur mit Deinen Mädchen lernen die Kühe zu melken, denn das gehört auf einer Plantage

zu den Arbeiten der Frauenzimmer; es ist meine Absicht, eine sehr große Heerde zu halten," fuhr er dann zu seiner Frau fort, „und hier Junker Albert muß sich diesen Sommer auf einer Oekonomie tüchtig umsehen, denn wenn er auch das Pflügen dort nicht selbst zu thun hat, so ist es doch nöthig, daß er weiß, wie es gemacht werden muß, damit er die Neger controliren kann. Ich reite dann so ab und zu und besorge den Verkauf unserer Produkte, das wird mir besser bekommen, als hier den ganzen Tag auf meinem Schemel an dem Schreibtisch herum zu reiten; da giebt es einen gesunden Appetit. Nur frohen Muth, Kinder, Alles in der Welt ist dem Menschen möglich, wenn er sich nur selbst vertraut und nicht vor einem Unternehmen, das etwas schwierig erscheint, gleich den Kopf sinken läßt."

„Aber, lieber Werner, der Anfang wird doch manches Ungewohnte und Beschwerliche haben," sagte dessen Frau.

„Allerdings, Beste, das ist es gerade, wovon ich rede; doch es muß überwunden werden. Die Neger sollen auch mitunter schwer in Ordnung zu halten sein; das hat aber Nichts zu sagen, wir wollen ihnen die Köpfe schon zurecht setzen," erwiederte Werner.

„Nun, wie ist es aber mit dem Hause, lieber Mann, wenn wir hinkommen?"

„Alles fertig; die Wagen stehen an dem Ufer, um uns, wenn wir angekommen sind, mit unsern Sachen sofort nach unsrer Plantage zu fahren. Nun aber noch eine frohe Kunde, die Euch den Entschluß erleichtern wird: Stadtschreiber Kunze hat sich auch auszuwandern entschlossen und wird uns mit seiner Familie auf der Reise eine angenehme Gesellschaft, an Ort und Stelle aber ein treuer und hilfreicher Nachbar sein."

„Kunze's, ist es möglich?" riefen Alle beinahe einstimmig.

„Kunze?" wiederholte Madame Wagner; „mein Gott, was will denn der alte Mann dort thun? Er hat ja keine männliche Hilfe, und seine vier fein erzogenen Töchter haben, glaube ich, noch niemals eine Suppe gekocht. Ich meine immer, wenn ich Kunze mit seiner großen Brille auf der Nase bei starkem Wind durch die Straße gehen sehe, derselbe müsse ihn wie eine Feder mit davon nehmen. Was man Alles noch erleben soll! Eins weiß ich sicher: daß ich nicht eher schlechtes Wasser weggieße, bis ich besseres habe. „Bleibet im Lande und nährt Euch redlich," sagt das alte Sprichwort, und ein gutes Wort ist es. Nein, Wagner dürfte mir nicht mit Auswandern kommen."

Werner aber überbot alle Einreden mit guten Gründen und fester Beharrlichkeit und sagte noch zu

Madame Wagner, als sie kurz vor zehn Uhr aufbrach, um sich nach Hause zu begeben:

„Wer weiß, ob Sie mich nicht noch einmal auf meiner Plantage besuchen."

Schon am folgenden Tage reichte er sein Gesuch ein, um zum ersten Juli seinen Abschied aus dem Staatsdienst zu erwirken.

Das Städtchen, in dem die Familie Werner wohnte, lag in einer fruchtbaren, romantischen und gesunden Gegend Süddeutschlands, deren Bewohner bis jetzt noch keine Noth zur Auswanderung getrieben hatte, und von wo auch erst wenige einzelne junge Leute in fremde Welttheile gezogen waren. Doch seit Kurzem hatten die Nachrichten über das herrliche Texas auch ihren Weg in diese Gegenden gefunden, und tausendfältig waren die Berichte, die Erzählungen über dieses Wunderland durch Zeitungen, durch Bücher und durch Briefe hier täglich mehr verbreitet worden. In den Städten sowohl, als auch auf dem Lande wurde das Interesse für Texas immer lebendiger, und mancher ruhige, solide Haushalt fing an in seinen Grundpfeilern zu wanken.

Man überzeugte sich täglich mehr, daß dort das Paradies der Erde zu finden sei, in dem der Mensch Nichts zu thun habe, als nur die Schätze, die ihm die Natur aufnöthigte, anzunehmen, und daß dort mit

einem Wort das Land sei, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund flögen.

Der Verein zum Schutze deutscher Auswanderer nach diesem Lande hatte Vieles über die großen Vorzüge desselben veröffentlicht und so vortheilhafte Anerbieten für Auswanderungslustige gemacht, daß nur wenig Scharfsinn dazu erforderlich war, um einzusehen, man würde eine Thorheit begehen, quäle man sich noch länger in dem alten Vaterlande, während dort ein ewiger Frühling, die wundervollsten Ländereien, immer reife Früchte, nebst Haus, Hof, Vieh und Geschirr die Colonisten erwarteten. Die Neuigkeit, daß der Herr Cassirer Werner und der Herr Stadtschreiber Kunze sich auch entschlossen hätten, Deutschland Lebewohl zu sagen und sich in Texas eine neue Heimath zu gründen, erregte viel Aufsehen, und da Beide als sehr einsichtsvolle, wohl überlegende Männer galten, so folgten ihrem Beispiele noch viele andere Bürger der Stadt und Bewohner der Umgegend. Auch sie beschlossen, das alte, wenn auch nicht sehr drückende Joch abzuschütteln, begannen Haus und Hof zu verschleudern und machten eiligst alle Vorkehrungen, um im Oktober sich gleichfalls mit Kind und Kegel von Hâvre aus nach dem gelobten Lande Texas einschiffen zu können.

Schon während des Sommers war die alte Ruhe, der stille Friede aus dem Hause Werner's gewichen.

Madame Werner band ihrem Manne nicht mehr nach dem zeitigen Frühstück das Halstuch unter dem Kinn in eine zierliche Schleife, wenn er nach seinem Amts-lokal gehen wollte; sie versorgte ihre Kinder nicht mehr mit einem Butterbrod, wenn um acht Uhr Morgens die Glocken läuteten, und es Zeit für sie war, nach der Schule zu gehen: denn Alle waren von früh Morgens bis spät Abends beschäftigt, Vorbereitungen zur Reise zu machen. Es wurde Auction gehalten, es wurden Sachen aus der Hand verkauft, tausenderlei neue Gegenstände angeschafft, und als der September kam, war nur noch das Nothwendigste in dem netten, sonst so gemüthlichen Haus, in welchem die Werner'sche Familie jetzt nur noch bis zu ihrer Abreise zur Miethe wohnte.

Die Kisten mit Leinenzeug, Kleidungsstücken, Büchern und Bildern waren gepackt, und Herr Werner war eines Morgens früh sehr beschäftigt, seine Sammlung von Pfeifen nebst einem Vorrath von Reserve-Röhren und Spitzen sorgfältig in eine Kiste zu legen, während Albert die Büchsen, Flinten, Sättel und das Reitzeug in dem dafür bestimmten Kasten unterbrachte, als Madame Werner zu ihrem Gatten in das Zimmer trat und zu ihm sagte:

„Lieber Werner, Du möchtest wohl noch eine Kiste für unser Nachtkommödchen bestellen; das müssen wir

doch mitnehmen, denn es stammt noch von meiner Großmutter her. Auch sind noch die drei Spinnräder nicht untergebracht, das eine ist von Mahagonyholz."

„Liebes Kind, Du siehst, wie ich den Kopf und die Hände voll habe, wie kann ich jetzt an Nachtkommode und Spinnräder denken. Wir bekommen auch zu viel Gepäck, drei und vierzig Kisten sind schon gepackt, und meinen Schreibtisch muß ich doch auch noch mitnehmen."

„Aber den großen Schreibtisch, lieber Mann; schreiben kannst Du ja an jedem Tisch, die Spinnräder aber sind nothwendige Geräthschaften. Dann wollte ich Dich auch noch fragen: Da ist noch die Wiege, in der wir unsere Kinder sämmtlich geschaukelt haben, sollen wir die denn auch zurücklassen? Wenn Mathilde einmal heirathet, so wäre es doch hübsch, wenn sie die Wiege hätte, in der unsere Kinder so gut gediehen sind."

„Die Wiege?" fragte Herr Werner, indem er rasch von der auf dem Fußboden stehenden Kiste in die Höhe fuhr, die Hand schnell auf das Kreuz legte, weil die rasche Veränderung seiner Stellung ihm dort heftigen Schmerz verursachte, und mit weitaufgerissenen Augen und geöffnetem Munde seine Gattin anstierte. „Die Wiege?" wiederholte er nach einer kurzen Pause; „ich glaube am Ende, daß Du selbst noch an eine Möglichkeit denkst, sie nöthig zu haben!"

„Aber lieber Werner!" erwiederte die Gattin, die

Augen niederschlagend, indem sie ihm über die faltige Wange strich, „bedenke doch!“

„Nun, was die Mädchen anbetrifft, die können es machen, wie die Indianerinnen: sie binden sich die Kinder auf den Rücken. Du kannst noch immer die dummen deutschen Vorurtheile und Gewohnheiten nicht abschütteln, liebe Minna; der Weltbürger hängt nicht an solchen Nebensachen,“ sagte Herr Werner pathetisch, einen Bogen mit seiner großen Hand beschreibend, indem er sich mit der andern in den Rücken drückte, als wolle er die etwas krumme Linie desselben gerade richten.

„Nun komm, liebes Männchen, ereifere Dich doch nicht gleich; Du weißt, wir Weiber hängen ja mehr an Gewohnheiten, als Ihr Männer, dafür sind wir aber auch das zarte, das schwache Geschlecht.“

Die Wiege wurde denn wirklich verkauft, und nicht ohne eine Thräne im Auge sah Madame Werner sie aus dem Hause tragen.

Herr Werner hatte nach Wunsch den nachgesuchten Abschied erhalten, und mit dem Erscheinen des Monats Oktober war die Familie Werner reisefertig, die tausenderlei Bande, die sie an die heimathliche Erde geknüpft hatten, waren gelöst, und ohne daß es von einem ihrer Mitglieder ausgesprochen worden wäre, hatte sich derselben doch ein Gefühl der Unsicherheit, der Leere be-

mächtigt, wie man es wohl im Traume fühlt, wenn einem der Grund unter den Füßen verschwindet. Besonders als der Tag kam, an welchem sie ihre Freunde, ihr Haus, ihre Vaterstadt verlassen sollten, überwältigte sie die bis jetzt durch die aufregenden Vorbereitungen zur Reise unterdrückte Anhänglichkeit an die Heimath, und die Frage drang sich ihnen mit Gewalt auf, wofür sie denn eigentlich all' das Liebe, das Theuere hingäben. Doch Reue war zu spät, sie waren im Strom und trieben mit ihm vorwärts.

Die Wagen, welche Werner's, so wie auch Kunze's bis zu dem Rhein-Dampfschiff fahren sollten, standen früh Morgens gepackt vor dem Haus der Ersteren, wo sich Hunderte von Bekannten und Freunden aus der Stadt eingefunden hatten, um den Auswanderern ein letztes Lebewohl zu sagen. Die Frauenzimmer mit verweinten Augen empfingen schluchzend die Abschiedsküsse, die Worte des Trostes, und der Jammer, das Herzeleid steigerte sich mit jeder Minute. Männer, Weiber und Kinder lagen sich in den Armen, es schien des Abschiednehmens kein Ende. Albert's Freunde hatten sich um ihn versammelt und nahmen einzeln herzlichen Abschied von ihm. Er hatte sich deren unter seinen Altersgenossen, so wie auch unter Männern von reiferen Jahren durch sein verständiges, gediegenes und

liebenswürdiges Benehmen sehr viele erworben, und allgemein erkannte man in ihm einen jungen Mann, der zu großen Hoffnungen berechtigte.

Herr Werner war der Erste, der sich dieser allgemeinen entmuthigenden Hingebung entriß, indem er zwischen seine Frau und die treue Freundin Wagner trat und Erstere zu dem Wagen geleitete. Nachdem die Kinder auch Platz darin genommen, Albert sich zu dem Kutscher auf den Bock gesetzt hatte, wandte sich Herr Werner nochmals an die betrübte Menge, indem er den breitrandigen, mit einem Gemsbart und bunten Bändern geschmückten Filz über seinem kahlen Haupte emporhob, sich stolz auf seine neue Doppelflinte stützte, seiner von unwillkürlichem Schluchzen bebenden Stimme die möglichste Kraft gab und sagte:

„Lebt wohl, meine Freunde, und Wem es hier nicht gut geht, der folge mir nach, er wird mir auf meiner Plantage ein willkommener Gast sein!"

Dann reichte er Albert seine Flinte, hob seine hagere Gestalt zu den Seinigen in den Wagen, der Kutscher trieb die Pferde vorwärts, und ein lautes Lebewohl tönte den dahinziehenden Auswanderern von ihren Freunden nach.

In Hâvre, wo Werner's das Schiff bestiegen, welches sie durch den Ocean tragen sollte, nahmen sie von Europa

den letzten Abschied und zogen, wie ihre Hunderte von Reisegefährten, mit fester Hoffnung und festem Vertrauen auf eine glückliche Zukunft ihrer neuen sonnigen Heimath entgegen.

Zweites Kapitel.

Galveston, Emigranten in Galveston, Ankunft der Familie Werner in Galveston, ein Freund in der Noth, die Familie Kunze, Werner's häusliche Einrichtung, die Baracken, ein falscher Freund, der Abend in der neuen Wohnung, die Mosquito's, der Traum, unangenehme Lage des Werner'schen Ehepaars.

Die Sonne schien in den ersten Tagen des folgenden Januars heiß auf die Inselstadt Galveston in Texas, der Himmel so fern, so blau und durchsichtig, zeigte nirgends ein Wölkchen, und der frische kühlende Seewind zog wohlthuend über die klaren grünen Wogen des Golfs hin durch die sandig staubigen Straßen, welche durch einzeln stehende hölzerne Häuser und hier und dort auch schon durch ein von Backsteinen aufgeführtes Gebäude begrenzt wurden. Ein reges geschäftiges Treiben war allenthalben zu sehen, die bei weitem größere Zahl der Gebäude enthielt Geschäftslokale, in welche auffallend viele Menschen sich ein- und ausdrängten, und es schien die Größe der Bevölkerung der Stadt zu den wenigen Häusern außer allem Verhält-

niß zu stehen. Leicht konnte man aber erkennen, daß viele dieser Personen hier Fremde waren, die, ihrer Tracht, ihrem Benehmen und namentlich ihrer Sprache nach, noch nicht lange hier gewohnt haben konnten; denn sie trugen noch Kleider von schwerem Tuch und anderem Wollenzeug, das man in diesem sehr warmen Klima bald mit leichteren Stoffen vertauscht.

Diese Leute waren deutsche Einwanderer, die, unter dem Schutze des Adels-Vereins nach und nach hier angekommen, jetzt in einer Zahl von etwa achthundert auf ihre Beförderung in das Innere des Staates warteten, wo sie das ihnen verheißene Land nebst Haus, Vieh und Geräthschaften bekommen sollten. Sie stellten eine wahre Musterkarte aus allen möglichen Ständen und Klassen der menschlichen Gesellschaft dar. Hier sah man den unbehilflichen, ungelenken, langhaarigen Bauer nebst Familie mit offenem Maul vor den Schaufenstern der Läden stehen; da den jungen Stutzer mit dem Kneifer vor dem Auge, mit Glaceehandschuhen und hohen bespornten Absätzen nach dem Trinkhause wandern; dort den zwischen den Akten grau gewordenen Staatsdiener mit der langen Pfeife sinnend vorüberschreiten. Den Krämer, den Soldaten, den Handwerker, den Schauspieler, den Pächter, den Bürger, den Edelmann, den Grafen: Alle konnte man hier wandeln sehen und leicht aus ihrer Erscheinung den Stand

errathen, dem sie in ihrer deutschen Heimath angehört hatten.

Mitunter jedoch war der Anzug, namentlich junger Männer, in dieser Beziehung trügerisch, indem dieselben bei der Wahl ihrer Tracht entweder ihrem eigenen, bei ihrer Abreise von Europa an Nichts mehr gebundenen Geschmack gefolgt waren, oder irgend ein Ideal, welches ihre Phantasie begeisterte, zum Muster gewählt und sich darnach kostumirt hatten. Man erblickte purpurfarbene und rothe, mit Schnuren reich besetzte, sammetne Paletot's, spanische Ueberwürfe mit aufgeschlitzten weiten Aermeln, italienische Anzüge nach Rinaldo Rinaldini und Masaniello, Lederanzüge nach Natti aus Cooper's Letztem der Mohikaner, Strumpfmützen, mittelalterliche Reiterhüte mit aufgekrämpten breiten Rändern und mit Federn, spitze graue Filzkappen, wie sie die Narren auf deutschen Maskeraden zu tragen pflegen, und Stiefel-Façons aus allen Jahrhunderten, in denen solche getragen wurden. In einer Hinsicht aber stimmten diese Leute sämmtlich überein: sie waren Alle bis an die Zähne bewaffnet und trugen Pistolen, Jagdmesser, so wie Dolche im Gürtel, was ihnen, im Verein mit ihren abnormen Bärten, ein desperates, martialisches Ansehen gab.

Auch unter den Repräsentantinnen der deutschen Damenwelt machte sich vielseitig die Unabhängigkeit

des Geschmacks in Bezug auf ihre Kleidung geltend; manche hatten die unzweckmäßigen langen, schleppenden Kleider bis an die Kniee verkürzt und nach orientalischer Sitte ihre untern Gliedmaßen in weiße Beinkleider von leichtem Stoff gesteckt, während die zierlichsten Schnürstiefelchen von rothem, grünem und gelbem Saffian ihre Füße umschlossen; andere, die Leidenschaft für Clauren's Schriften gehabt hatten, erschienen als Mimili, deren Nationaltracht, dem Schweizerkostüm, sich eine große Zahl zugewandt hatte, indem dasselbe der individuellen Phantasie und Liebhaberei am meisten Freiheit gestattet und durch die Kürze der Röcke, das weitausgeschnittene Mieder und die Nichtbekleidung der Arme einem heißen Klima am Besten entspricht. Spencer, Schürzen, Röcke und Bänder prangten in den allerverschiedensten grellsten Farben, besonders waren die feurigrothen sammetnen Mieder, schwarzen Röcke und weißen Schürzen sehr stark vertreten, die Strohhüte wetteiferten an Größe und schienen in der heißen Sonne die vorübereilenden, unbeschirmten und phantastisch gekleideten Jünglinge einzuladen, unter diesen Sonnendächern Schutz zu suchen.

Wie aber diese Damen in Bezug auf ihre Tracht unabhängig geworden waren, so hatten sie auch andere Vorurtheile ihres Vaterlandes beseitigt; sie sprachen und handelten mehr selbstständig und ungenirt, als sie

dort wohl gethan hatten, sie rauchten Cigarren, gossen unverzagt einigen Cognac in ihr Trinkwasser, und einzelne bewaffneten sich auch wohl mit einem glänzenden Dolch.

Der Centralpunkt dieser vornehmen Zugvögel war in dem Washington- oder Beißner's-Hôtel, wie dasselbe auch nach seinem Eigenthümer, einem als Schuhmacher hier eingewanderten Deutschen, genannt wurde, der aber, ein verständiger und unternehmender Mann, den Leisten und Knieriemen bald bei Seite gelegt und dieses Gasthaus eröffnet hatte, um von seinen Landsleuten den Rest des deutschen Goldes in Empfang zu nehmen, den diese so wie so nicht anstanden durchzubringen.

Wer unbekannt mit den Verhältnissen an die mit Hunderten von Gästen besetzte Wirthstafel getreten wäre, hätte sicherlich geglaubt, seine Person in eine deutsche Maskerade versetzt zu sehen, wo reiche unabhängige Leute einmal Etwas draufgehen lassen wollten, um sich einen lustigen Tag zu machen, nicht aber, daß er in eine Gesellschaft von Ausgewanderten getreten sei, die in das Land gekommen waren, um sich mit den Trümmern ihres Vermögens, oft mit wenigen Zehrpfennigen eine neue Heimath zu suchen und zu gründen.

Es wurden die feinsten französischen und Rheinweine, die theuersten Madeiras und der kostbarste

Champagner hier in Massen vertilgt, der ausgelassenste Jubel und Frohsinn tönte Tag und Nacht durch das große hölzerne Gebäude.

Ganz anders sah es draußen vor der Stadt aus, wo kolossale Schuppen von Brettern errichtet und eine große Anzahl von Zelten aufgeschlagen waren, in denen sich die niedrigere Klasse der Emigranten aufhielt. Im Allgemeinen schienen diese Leute den Werth des Geldes mehr zu kennen und fester das Ziel ihres Unternehmens im Auge zu halten, als die vornehmere Welt bei Beißner. Sie hielten die Gulden und Thaler, die sie aus dem Erlös ihres in Deutschland verkauften Eigenthums mitgebracht hatten, zurück und beschränkten sich möglichst auf die Kost, die ihnen durch die Agenten des Vereins hier geliefert wurde, da derselbe noch nicht, wie er versprochen hatte, im Stande war, die Leute auf ihr Land zu befördern.

Des Morgens sah man sie zu den Magazinen der Kaufleute, welche mit diesen Lieferungen beauftragt waren, strömen, um, wie sie es nannten, zu „fassen." Da ging es denn mitunter bunt und ungestüm her; ein Jeder suchte das Beste und wo möglich das Meiste zu erwischen, es wurden den Lieferanten Vorwürfe und Grobheiten gemacht, auch geflucht und geschimpft, häufig sogar gab es deutsche Ohrfeigen und Hiebe dabei. Wer aber die Emigranten in den Bretter-

schuppen und in den Zelten familienweise auf und um ihre Kisten und Kasten zusammengedrängt sitzen sah, dem konnte es nicht entgehen, daß der Ausdruck von Bekümmerniß, von Zaghaftigkeit auf ihren Gesichtern ruhte, und daß sie bange einer ungewissen Zukunft entgegen sahen, an die stille Ruhe, die viele Bequemlichkeit und die gute, wenn auch einfache Kost in ihrer alten Heimath zurückdenkend, die sie zum großen Theil ohne Noth und, wie sie sich vorwarfen, aus Uebermuth verlassen hatten. Monate lang hatte die Mehrzahl von ihnen hier nun schon, dem Staub, Schmutz und dem Wetter Preis gegeben, auf Weiterbeförderung geharrt; sie waren ihrem Ziel noch um keinen Schritt näher gerückt. Es schienen noch gar keine Anstalten gemacht zu werden, um ihnen fortzuhelfen, und, so sehr sie es auch vermieden, so mußte doch mitunter ein Goldstück hervorgezogen werden, um das eine oder andere nothwendige Bedürfniß zu befriedigen.

Es war eben nachdem die Emigranten an einem heitern warmen Morgen „gefasst" hatten und sich theils nach den Baracken und Zelten vor der Stadt zurückbegaben, theils sich durch die staubigen Straßen vertheilten, um noch einige Bedürfnisse anzuschaffen, als es verlautete, daß auf der hohen See ein Segel in Angesicht sei, welches auf die Stadt zusteuere.

Die Kunde ging schnell unter den Emigranten von

Mund zu Mund, ein Jeder hoffte, Bekannte und Freunde mit dem Schiff ankommen zu sehen, oder wenigstens durch dessen Passagiere oder durch Briefe von seiner Heimath zu hören. Alles strömte hinaus über die trockenen Sandhügel, welche die See in einiger Entfernung vom Ufer aufgeworfen hatte, und dann auf dem glatten, festen und feuchten Strande hin bis an die Linie, wo die heranschäumenden Wogen sich machtlos und erschöpft überschlugen, um wieder zurück in ihr großes Bett zu fließen und andern, lustig und hochaufbrausend über sie hinrollenden Platz zu machen, die dann in gleicher Weise auf dem Sande erstarben. Das Segel kam näher und näher, es stieg höher aus der grünen Fluth gegen den azurnen Himmel auf; man bemerkte, daß es ein großer Dreimaster sei, und erkannte in ihm bald die Burgundia, die von Hâvre mit einer Ladung Emigranten für den Verein erwartet wurde. Das Schiff hatte nun die Bar oder sandige Untiefe, die sich vor dem Hafen von Galveston in die See erstreckt, überfahren, beschrieb einen Bogen um die Insel und steuerte dann nach den Werften der Stadt, wo es von der dort harrenden Menschenmenge mit Jubel und freudigen Hurrahs bewillkommnet wurde. Kopf an Kopf drängten sich die Passagiere an die Brüstung des Schiffes, indem sie ihre Blicke durch die Versammlung auf dem Werfte sandten. Freudige Erken=

nungsscenen folgten, es wurde genickt, es wurden Grüße gewechselt, Arme ausgestreckt und mit den Hüten gewinkt; doch noch war die Treppe oder Bohle nicht hinunter gelassen, um eine Verbindung mit dem Strande herzustellen, wodurch es den sich erkennenden und nur noch durch so geringe Entfernung getrennten Freunden möglich geworden wäre, sich einander in die Arme zu werfen.

Mit aller Eile ließ der Kapitain jedoch die Matrosen Hand anlegen, um dies zu bewerkstelligen, und jetzt wurde an dem Treppenplatz der Brüstung der schwere breite Steg herübergeschoben, um von da auf das Werft heruntergelassen zu werden.

„O — hio! — O — hio!“ sangen die Seeleute, und bei jedem diesem Ausrufe fuhr der Steg um einen Fuß weiter hervor, während die Einwanderer sich näher zu diesem Platze hindrängten, da ein Jeder unter den Ersten zu sein wünschte, die das Schiff verlassen würden.

Dicht neben den arbeitenden Matrosen und hart an der Brüstung stand eine vor den anderern Passagieren hervorragende hagere, gebietende Mannsgestalt in hellgrauem Rock, den Kopf mit einem grauen breitrandigen, mit Bändern geschmückten Filz bedeckt. Seinem langen schmalen Gesicht fehlte auch jede lebendige Farbe, und der seit Monaten nicht rasirte graue Bart, die wenigen unter dem Hut hervorhängenden

grauen Haare gaben ihm das Ansehen einer aus Sandstein gehauenen Bildsäule, um so mehr, da seine nächste Umgebung die frischeste Jugend und die aufgeregteste Lebendigkeit darstellte.

Dieser Mann war unser Freund Werner, umgeben von seinen blühenden herrlichen Kindern, die jauchzend und mit überströmender Freude ihre neue Heimath begrüßten, während ihre Mutter im stillen Dankgebet zu Gott mit gefalteten Händen hinter ihnen stand und ihre Augen sich mit Thränen der Freude gefüllt hatten.

„Nun, Kinder, ist alles Schwierige überwunden, bald werden wir auf unserer Plantage sein," sagte Herr Werner, als der Steg das Werft erreicht hatte und Alles darüber hinunter rannte. „Kommt mit mir und laßt uns die Amerikanische Erde betreten."

Mit diesen Worten steckte er den Kopf durch den Riemen seiner Doppelflinte, auf die er sich bis jetzt gestützt hatte, so daß sie mit nach oben stehendem Kolben quer vor seine Brust zu hängen kam, schob dann die Spitze seiner langen Pfeife wieder in den Mund und schritt, von seiner Familie gefolgt, auf das Werft hinunter.

„So, da sind wir, Kinder, Gott sei Dank!" sagte Werner, indem er, die Hand auf seinen Rücken pressend, sich gerade reckte. „Nun müssen wir uns gleich erkundigen, wo die Wagen auf uns warten."

„Lieber Vater, hier von der Insel werden wir sicher noch nicht mit Wagen befördert werden, die stehen wohl dort drüben an dem Ufer," sagte Albert, indem er über das Wasser, welches die Insel vom Festlande trennt, hinüber nach der fernen blauen Küste von Texas hinzeigte.

„So müssen wir hören, wer uns dort hinüber fährt," erwiederte Herr Werner, worauf er sich an einen nahe bei ihm stehenden Mann, dem Ansehen nach gleichfalls einen Deutschen, wandte und sagte: „Auch Emigrant, mein Freund?"

„Wüßte nicht, daß wir jemals Freunde gewesen wären," antwortete dieser, indem er beide Hände in die Hosentaschen versenkte, der Cigarre, die er im Munde hielt, eine trotzige Richtung nach oben gab und, seinen Kopf zurückwerfend, Werner mit Impertinenz betrachtete; „was Sie unter „mein Freund" verstehen, das fällt hier weg, hier sind wir Alle gleich, Sie Nasenkönig!"

Werner, der in keiner Weise den Ausdruck „Freund" gebraucht hatte, um seine vornehme Stellung bei dem Manne geltend zu machen, fuhr überrascht zurück und sagte halb verlegen: „Nun, nun, lieber Freund, das ist ja nicht so gemeint."

„Gehen Sie zum Teufel, Sie spinnenbeinige Vogelscheuche, ich bin Ihr Freund nicht!" antwortete

der Angeredete, sich umwendend, und ging, ohne weiter auf die zornigen Worte, die ihm Albert jetzt zurief, zu achten, gemessenen Schrittes von dannen.

„Ruhig, Albert! man muß allen Zank vermeiden, laß den Mann gehen," sagte Werner zu seinem aufgebrachten Sohn; „ich will dort den Herrn in dem Leinenrock fragen." Er schritt hiermit zu einem in Gedanken auf die angekommenen Deutschen blickenden Amerikaner, der sich gegen einen der Pfähle gelehnt hatte, woran die Schiffe befestigt wurden, und redete ihn an, indem er seinen Hut höflich vom Kopfe zog:

„Können Sie mir vielleicht geneigtest Auskunft geben, von wo hier die Emigranten weiter befördert werden?"

Der Amerikaner sah ihn schweigend einen Augenblick an, entledigte dann seinen Mund einer starken Ladung Tabaksaftes und sagte, mit verächtlichem Ton sich von ihm abwendend:

„Damned dutch fool!" (Verdammter deutscher Narr!)

Weder Werner noch Albert verstand, was der Mann gesagt hatte, doch erkannten sie, daß er Nichts mit ihnen zu thun haben wollte, worauf sie zu einigen ihrer Reisegefährten zurückkehrten, um die sich eine Gruppe Deutscher gesammelt hatte.

„Wie lange Zeit werden wir denn wohl bekommen,

um unsere Sachen in Ordnung zu bringen, ehe wir von hier fortgeschafft werden?"

„Mehr Zeit, als Ihnen lieb sein wird," antwortete Einer der Leute; „wir liegen hier nun schon seit drei Monaten im Schmutz und hören und sehen noch Nichts von Beförderung; wenn die Hitze erst zunimmt, dann wird es bös hier werden."

„O da muß man sich einmal an den Verein wenden, der ist verpflichtet, uns sofort auf unser Land zu schaffen; das hat Nichts zu sagen. Ich werde der Sache auf den Grund kommen, verlassen Sie sich auf mich."

„Das wird Ihnen blitzwenig helfen, sparen Sie sich die Mühe, Herr. Wir haben schon gute und böse Worte angewendet, aber umsonst. Die Agenten hier sagen, daß sie Nichts damit zu thun hätten und keine Auskunft darüber geben könnten; man sollte sich nach Braunfels an die Direktion wenden. Auch das haben wir gethan; wir haben Abgeordnete dorthin gesendet, die, nachdem sie daselbst lange vergeblich auf eine Entscheidung gewartet hatten, endlich mit der Antwort zurückkamen, daß wir sobald als möglich von hier fortgeschafft werden sollten und die Zeit hier nur ruhig abzuwarten hätten. Damit sitzen wir aber immer noch hier, die Monate, in denen man noch auf seinem Lande Etwas hätte schaffen können, gehen vorüber, und der

Sommer wird nun ohne eine Erndte für uns verstreichen."

„Ei, ei, das ist ja unverantwortlich und gegen allen Vertrag," bemerkte Herr Werner sehr aufgeregt; „wo bleibe ich denn nun mit meiner Familie?"

„Man wird wohl noch so einige Schuppen, wie schon draußen vor der Stadt stehen, aufschlagen, denn in den bereits aufgestellten ist kein Platz mehr. Auch würde es Ihnen dort wohl nicht behagen, da liegt Alles kreuz und quer durcheinander. Ich würde Ihnen rathen, in ein Gasthaus zu gehen. Bei Beißner ist zwar auch Alles besetzt, doch in dem amerikanischen Gasthause, im Tremonthouse, finden Sie Unterkommen, wenn es Ihnen nicht zu theuer ist. Man zahlt dort für die Person täglich zwei Dollars."

„Zwei Dollars? um des Himmelswillen, das würde mir täglich vierzehn Dollars kosten!" rief Werner, sich erschrocken nach den Seinigen umsehend. „Das geht nicht; aber was sollen wir anfangen, wo sollen wir uns hinwenden? wir können doch unmöglich hier auf der Straße liegen bleiben!"

Angst und Schrecken hatten sich bei diesen Worten über sein Gesicht verbreitet; seine Hände fuhren mit bewegten Fingern aus einer Tasche in die andere, er nahm den Hut ab und setzte ihn, das Vorderste nach hinten gekehrt, wieder auf und drehte sich verlegen von

Einem zum Andern, als warte er auf Rath, auf Rettung aus dieser Noth.

Ein freundlicher Mann, der schon seit einer Reihe von Jahren als Kaufmann hier gelebt hatte, gleichfalls ein Deutscher, trat, Werner's Verlegenheit bemerkend, auf ihn zu.

„Wenn ich mir einen Rath erlauben darf," sagte er, sich gegen ihn und die herzugetretenen Damen verbeugend, „so würde ich an Ihrer Stelle irgend eine Privatwohnung miethen und mich dort selbst verköstigen; die Lebensmittel sind auf unserm Markt nicht sehr theuer."

„Ich danke Ihnen von ganzer Seele, mein verehrter Freund," antwortete Werner, des Fremden Hand erfassend; „aber wo finde ich eine solche Wohnung? ich bin ja ganz fremd hier und spreche noch fast gar nicht Englisch."

„Ich will mich darnach umsehen, wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht. Die Damen können unmöglich in die Baracken vor der Stadt ziehen. Sobald ich ein passendes Lokal gefunden habe, werde ich Sie auf dieser Stelle davon in Kenntniß setzen." Unter der Versicherung größter Dankbarkeit von Seiten der Familie Werner und nochmals nach Mathilden sich umblickend, eilte Herr Stein, so hieß der Kaufmann, um

die nächste Straßenecke. Werner's aber drängten sich, wie wenn Jedes bei den Anderen Trost suche, auf ein Häufchen zusammen, um ihren bangen Herzen Luft zu machen und ihre Lage zu besprechen.

„Nur den Kopf nicht verloren, Kinder! Ihr seht, wie ich es mache; man muß die Gelegenheit ergreifen," sagte Werner mit etwas mehr Fassung. „Ich sah es dem Manne gleich an, daß er Rath wußte. Dort kommt Kunze mit seinen Frauenzimmern vom Schiffe; ich glaube, sie sind die Allerletzten, die es verlassen."

Ein kleiner alter Mann in langem blauem Rock und mit einer Mütze auf dem Kopf, großer grüner Brille auf der Nase und einem Rohrstock in der Hand, schritt fünf elegant gekleideten Damen voran vom Schiffe herab nach dem Werfte, wo Werner's standen. Dies war der Herr Stadtschreiber Kunze nebst Gemahlin und seinen vier Töchtern, von welchen letztern die älteste einige zwanzig, die jüngste aber, welche Magdalene hieß, kaum sechszehn Jahr alt war.

„Haben Sie schon gehört, lieber Stadtschreiber, daß wir sobald nicht von hier fortkommen werden?" sagte Werner zu dem Herzugetretenen. „Es liegen hier über achthundert Emigranten des Vereins, die schon seit Monaten auf die Abfahrt warten, doch ist noch keinerlei Anstalt dazu gemacht. Ich werde mir sogleich

eine Privatwohnung nehmen, doch dies wird Geld kosten, zumal, wenn man lange hier liegen muß. Was werden Sie thun?"

„Das wäre ja sehr mißlich; aber der Verein muß uns ja gleich auf unser Land schaffen, wir haben es ja schwarz auf weiß," antwortete Kunze.

„Jawohl, muß! Wer will ihn denn zwingen? Hier ist ja kein Verein zu sehen, und seine Agenten sagen, das ginge sie Nichts an."

„Da weiß ich wirklich nicht, was ich thun soll. Ich darf die paar hundert Gulden, die ich noch in der Hand habe, nicht angreifen, womit soll ich denn sonst die ersten Einrichtungen auf meiner Plantage machen?"

„Dann wird Ihnen Nichts übrig bleiben, als in die Baracken zu ziehen, die, wie ich höre, vor der Stadt aufgeschlagen sind. Dort liegen aber viele Hunderte in einem Holzschuppen zusammen und zwar Menschen aller Klassen durcheinander; das muß ein schrecklicher Aufenthalt sein."

„Du wirst uns doch nicht zumuthen, daß wir uns zwischen solches Gesindel mischen sollen? das bitte ich mir aus!" nahm jetzt Madame Kunze, eine hagere, doch energische Frau, das Wort, indem sie sich mit einem drohenden Blick zu ihrem Gatten wendete. „Wir bestehen darauf, daß der Verein uns sogleich auf unser

Gut schafft; das wäre schön, hier zwischen Gott weiß was für Pack sich niederzulassen!"

„Aber, liebe Frau, ich habe ja noch nicht gesagt" — erwiederte der Stadtschreiber schüchtern.

„Das ist schlimm genug, daß Du noch Nichts gesagt hast. Wozu habe ich denn einen Mann, als daß er für mich auftreten und mich schützen soll?" sagte seine Frau mit noch mehr Eifer. In diesem Augenblick kam Herr Stein wieder zurückgeeilt und brachte Werner's die frohe Kunde, daß er ein Häuschen für sie gemiethet habe, welches zwar nur ein einziges Zimmer enthalte, doch auch nur sechszehn Dollars für den Monat koste, wodurch sie wenigstens der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben sein würden, sich in die Baracken einzuquartieren. „Sie müssen sich schon bequemen, hinter dem Hause im Freien zu kochen; dafür sind Sie aber ihre eigenen Herren, und wenn sie die Provisionen von dem Verein empfangen, sich mitunter auch wohl noch Etwas vom Markte dazu holen, so wird Ihnen Ihr Aufenthalt hier nicht so sehr hoch zu stehen kommen."

Die Nacht brachten Werner's, so wie viele der Passagiere noch am Bord der Burgundia zu, doch früh am folgenden Morgen begann diese Familie mit ihrer Uebersiedelung nach der gemietheten Wohnung, wobei

ihnen Herr Stein besonders hilfreich war, indem er für die Güterkarren sorgte, auf denen ihre vielen Kisten und Kasten von dem Schiffe nach dem von Holz gebauten Hause geschafft wurden.

Dasselbe enthielt, wie gesagt, nur ein Zimmer mit einer Thür nach der Straße, einer solchen nach dem kleinen Hof hinter dem Gebäude und einem Fenster. Dieser Raum war jedoch ziemlich groß, so daß es möglich wurde, alles Gepäck der Familie Werner darin zu bergen und noch hinreichend Platz zu einem Gang zu lassen, um durch denselben bequem von einer Thür zur andern zu gehen. Das Fenster allerdings war mit Kisten, die aufeinandergethürmt bis zur Decke reichten, zugestellt; dagegen hoben sich diese an den andern Wänden nur bis zur Hälfte derselben hinauf und boten dort oben herrlichen Raum, um die Betten darauf auszubreiten und der Familie bequeme Ruhestätten zu gewähren.

Um diese zu erreichen, wurden kleinere und größere Kisten in Form einer Treppe nebeneinandergestellt, und trotzdem, daß Herr Werner sich nie im Leben viel mit Gymnastik beschäftigt hatte, lieferten doch mehrere Versuche, die er nach beendigter Aufstellung machte, um hinauf zu kettern, die günstigsten Resultate, und zufrieden mit der wenn auch sehr beschränkten häuslichen Einrichtung, wurde dem Herrn Stein von der

Familie Werner der innigste Dank für die Rettung aus dem Aufenthalte in den Baracken abgestattet.

Das Kochgeschirr wurde in den Hof getragen, es ward Holz angeschafft, ein Feuer angezündet und der neue Haushalt mit Kaffeekochen auf's Festlichste eröffnet, wobei Herr Stein zugegen war und Mathilde hilfreich zur Hand ging, die mit zurückgeschlagenen Aermeln, aufgestecktem sauberem Hauskleid und vorgebundener Küchenschürze bei diesem Geschäfte zeigte, daß es ihr nichts Fremdes sei, und daß die kleinen Unbequemlichkeiten sie nicht aus ihrer guten heitern Laune bringen konnten.

Der Kaffee war genossen und hatte vortrefflich geschmeckt, als Herr Stein sich erbot, die Werner's nach dem Markt zu führen, um ihnen zu zeigen, wo sie die nöthigen Bedürfnisse für den Haushalt bekommen könnten. Albert mit einem Korb am Arm, Mathilde mit einem Gefäß, um Milch hineinzuthun, und Herr Werner mit der langen Pfeife bewaffnet folgten diesem Freunde in der Noth, während Madame Werner deren Abwesenheit benutzte, um dem Putz-, Eß- und Schlafzimmer ein möglichst freundliches Aussehen zu geben. Die Betten wurden in der Höhe auf den Kisten zurecht gemacht und mit Paradedecken belegt, während andere Decken über die Seiten des Gepäcks gehangen wurden; dann wurde auf einem Kasten die Toilette hergerichtet

und ein Spiegel mit goldenem Rahmen darauf gestellt; in den Ecken zwischen den aufgethürmten Koffern wurden Kleiderschränke etablirt: kurz, in weniger Zeit war diese Waarenniederlage in ein Türkisches Zelt umgewandelt, vor dessen Eingängen großgeblümte bunte Kattun-Vorhänge hingen. Madame Werner setzte sich neben einer Kiste, die statt eines Tisches mit einem Tischtuch überdeckt war, auf einem Koffer nieder, um sich über ihre Schöpfung zu freuen.

Herr Stein hatte indessen seine Freunde nach dem Markt und nach mehreren Kaufmannsläden geleitet, wo Gemüse, frisches Fleisch, Reis und andere Artikel eingekauft wurden, worauf, dem Wunsche des Herrn Werner entsprechend, der Weg nach den Baracken eingeschlagen wurde, da derselbe Auskunft über das Schicksal der Kunze's zu haben wünschte. In einer dieser großen, roh von Brettern aufgeführten Hallen fanden sie endlich nach vielen vergeblichen Erkundigungen diese Familie auf ihren Kisten sitzend, die Mutter mit ihren vier Töchtern in Thränen mit sehr verweinten Augen und noch in denselben Anzügen, mit denen sie sich Tags vorher geschmückt hatten, um in der Stadt mit Anstand zu erscheinen.

So hatten sie die Nacht zugebracht, während die Hunderte von Barackengefährten um sie her es sich

ungenirt bequem gemacht und geschlafen hatten. Herr Kunze war hinter die Kisten gekrochen und blickte mit gesenktem Haupt in die Tabaksdose, die auf seinem Knie ruhte, als suche er in ihr Trost und Stärkung in dieser schweren Prüfung.

Mit lauten Klagen empfing Madame Kunze und ihre älteste Tochter die Werner's, und die Vorwürfe gegen den Verein, sowie auch gegen Herrn Kunze rollten von ihren Lippen, wie eine Metze Erbsen von einem Dache. Auch gegen Herrn Werner wurden einige scharfe Ausfälle von ihnen gemacht, die sich auf seine Treulosigkeit als ihr Verbündeter bezogen, und welche derselbe mit Hinweisung auf die Freundlichkeit und Hilfe des Herrn Stein zu pariren suchte. Doch Madame Kunze war nicht zu beschwichtigen, und mehr oder weniger wurde ihr von ihren drei ältesten Töchtern secundirt, während Magdalene, die jüngste, zur Seite auf einer Kiste stumm und in sich gekehrt saß und ihre großen blauen, mit Thränen gefüllten Augen durch eine Oeffnung in der Bretterwand nach dem Himmel gerichtet hielt. Das Licht fiel wie ein Heiligenschein auf ihren schönen, blondumlockten kleinen Madonnenkopf und auf die Alabasterhaut ihres entblößten weichen vollen Nackens, der durch die losen Falten eines hellblauen seidenen Shawls leicht begrenzt

wurde. Ihre schlanke, doch volle Figur war wenig zu erkennen, da dies große Tuch sie beinahe bedeckte und sie in sich zusammengesunken dasaß.

Werner's suchten, da sie doch keine Milderung in dem Schicksal ihrer Freunde und Reisegefährten zu bewerkstelligen im Stande waren, sich so bald als möglich ihren feindseligen Angriffen zu entziehen, bedeuteten sie, daß sie zu Hause mit den Lebensmitteln erwartet würden, und verließen Kunze's mit den Versicherungen höchster Betrübniß über ihre traurige Lage.

Werner's hatten kaum die Baracke verlassen, als ein elegant gekleideter Mann von mittleren Jahren, hoher wohlbeleibter Gestalt und angenehmem Aeußerem hereintrat und, sich mit freundlichem theilnehmendem Blick umsehend, zwischen dem aufgethürmten Gepäck und den darauf ruhenden und umherstehenden Emigranten einherschritt.

Das Ungefähr führte ihn auch bei Kunze's vorüber, zu denen seine Blicke durch die noch fortgesetzten lauten Klagen derselben hingezogen wurden; doch schienen sie ihn weiter nicht in seinem Spaziergang aufzuhalten, als plötzlich seine Augen auf Magdalene fielen, er erstaunt zurücktrat und wie auf dem Platz angewurzelt stehen blieb. Nach einer Weile stummen verwunderungsvollen Hinschauens schien er seine Ueberraschung überwunden zu haben, trat zu Madame Kunze hin

und sagte, sich höflich verbeugend, in sehr gebrochenem Deutsch:

„Haus," wobei er eine mit seiner Hand zur Baracke hinausdeutende Bewegung machte, „Helfen," indem er zugleich ein Zeichen machte, daß er erbötig sei, dies zu thun, „Geld," wobei er andeutete, daß er solches zu geben bereit sei.

Madame Kunze hatte sich erhoben, das Scharfe und Erzürnte ihrer Gesichtszüge hatte einer lächelnden Milde Platz gemacht, und mit einer anständigen Verbeugung sagte sie zu dem Fremden:

„Mein Herr, wenn ich auch nicht deutlich verstehe, was Sie uns sagen wollen, so sehe ich doch, daß Sie Gefühl für unser Schicksal haben. Nehmen Sie sich unserer an, denn wir verkommen hier an dieser Stätte."

Der Fremde, auf dessen Gesicht sich jetzt die höchste Freundlichkeit und Theilnahme spiegelte, machte mit den Händen mehrere beruhigende Bewegungen, warf noch einen glänzenden Blick auf Magdalene und eilte mit raschen Schritten aus den Baracken.

Kurze Zeit nachher erschien eine deutsche Frau bei Kunze's, die, ihrer Sprache und ihrem Benehmen nach, schon lange in diesem Lande gelebt haben mußte, nannte sich Madame Paul und verkündete Madame Kunze, daß ein Herr Stockton, ein reicher Amerikaner, sich für ihre Familie interessire und beabsichtige, ihnen

aus der Noth zu helfen. Er sei derselbe, der soeben bei ihnen gewesen wäre, und sende die Paul, um ihnen zu sagen, daß er ihnen eine Wohnung verschaffen werde. Madame Kunze strahlte bei dieser Nachricht vor Wonne und Vergnügen, die Ueberbringerin derselben mußte auf einem der Koffer Platz nehmen, auf welchem niedrigen Sitze dieselbe sich dann in Lobeserhebungen über den wohlthätigen, menschenfreundlichen Herrn Stockton ausließ, das Glück der Familie Kunze, mit einem solchen Manne bekannt geworden zu sein, pries und zuletzt noch bemerkte, daß dieser reiche Herr in kinderloser Ehe lebte und oft den Wunsch geäußert habe, eine Adoptivtochter anzunehmen. Bei diesen Worten verklärten sich die Blicke der Madame Kunze, die sie fragend durch die Reihe ihrer Töchter sandte, als wollte sie ermessen, welche von ihnen sich wohl am Besten dazu eigne.

„Hört Ihr es, Ihr Mädchen? Nun ist unser Glück gemacht, das habt Ihr mir zu verdanken und nicht Eurem Vater, der sich gar Nichts um uns gekümmert hat. Ach, liebe Madame Paul, sagen Sie nur dem Herrn, wie unendlich dankbar wir ihm für seine Großmuth sein werden; sagen Sie ihm, daß meine Töchter sehr schön Klavier spielten, noch besser sängen, und daß sie fromme und fein erzogene Mädchen seien, die sich in jeder Gesellschaft sehen lassen könnten."

Madame Paul empfahl sich der Familie Kunze mit

der Versicherung, Alles auf's Beste ausrichten zu wollen, indem sie zugleich bat, Alles in Bereitschaft zu halten, um mit allem Gepäck den Einzug in die neue Wohnung halten zu können, denn sie zweifle nicht, daß Herr Stockton bald ein passendes Haus zu diesem Zweck ausfindig machen werde.

„Nun aber, Herr Cassirer Werner," sagte Madame Kunze triumphirend, als die Paul die Baracke verlassen hatte, „nun ist das Großthun auf unsrer Seite. Wo bleiben Sie jetzt mit Ihrem lumpigen deutschen Beschützer? Wir haben einen reichen Amerikaner!"

Dann wandte sie sich an ihre Töchter:

„Kommt Ihr Mädchen, putzt Euch besser heraus, macht Eure Frisur in Ordnung und wascht Euere Augen aus, damit ich Ehre mit Euch einlege; Ihr habt doch gehört, daß der reiche Amerikaner eine von Euch als seine Tochter annehmen will? Nun, Herr Kunze," rief sie dann ihrem Gatten zu, der noch immer hinter den Kisten in düstern Gedanken versunken saß, „ist es bald gefällig hervorzukommen, oder willst Du hier bleiben? Ich glaube, Du gefällst Dir hier, wir können auch ohne Dich ein Unterkommen finden."

Bald war die Toilette der drei ältesten Töchter nach Möglichkeit bestens vervollständigt; auch Magdalene hatte sich die verweinten Augen gewaschen, ihr seidenweiches Lockenhaar geglättet und zurückgestrichen,

so wie auch ihre kleinen Füße auf Anrathen der Mutter in ein Paar neue zierliche Schuhe gesteckt. Diese zog das Kleid der Tochter nochmals fester und glatter um die schlanke Taille und ordnete das schmale Spitzenstreifchen, welches über ihrem vollen Busen den blendend weißen Nacken umzog. „So, mein Mädchen, wem Du nicht gefällst, der hat keine Augen im Kopf," sagte die Mutter, mit Wohlgefallen auf das schöne Kind schauend, auf welches jetzt, wie neidisch auf dessen Schönheit, die Blicke der Schwestern fielen.

„O, Ihr braucht nicht eifersüchtig zu sein," sagte die Mutter, mit Selbstzufriedenheit sich an diese wendend, „Ihr seid Alle schön; es fragt sich noch sehr, welcher von Euch der Preis gebührt?"

Nun ging es an das Einpacken, Schließen der Koffer und Zubinden der Schachteln, während man sehnsüchtig die Rückkehr der Madame Paul erwartete.

Wirklich kehrte diese nach Verlauf von einer Stunde mit einigen Güterkarren und dem Auftrag zurück, sofort sämmtliche Effecten der Familie Kunze nach dem Hause zu befördern, welches Herr Stockton derselben zur Verfügung stellte. Der Einzug in das nette, wenn auch nicht große hölzerne Gebäude wurde gehalten, Madame Kunze, von ihren Töchtern gefolgt, voran, während der Herr Stadtschreiber langsam hinterher kam. Frau Paul war behilflich, in einem Zimmer das

Gepäck unterzubringen, das zweite gleicher Erde zum parlour oder Gesellschaftssalon auszuschmücken und die Stube darüber unter dem Dache zum Schlafzimmer einzurichten. Wer von der Familie Kunze hätte es sich noch vor einigen Stunden träumen lassen, daß ihnen solches Glück widerfahren würde, daß sie ohne ihr Zuthun, durch bloße Menschenfreundlichkeit in ein so bequemes Quartier versetzt und aus allen Sorgen, aus aller Noth gerissen werden würden? Dennoch war es geschehen. Ihr Dank gegen ihren Wohlthäter konnte keine Grenzen finden, und sehnlichst wurde von ihnen der Augenblick erwartet, in welchem der Schöpfer dieses unverhofften Glücks bei ihnen erscheinen würde, damit sie ihren Dankgefühlen Worte geben könnten. Auch dieser Wunsch ging, als der Abend herannahte, in Erfüllung; denn Herr Stockton kam in Begleitung einer reich geputzten ältlichen Dame, die er Kunze's als seine Gattin vorstellte, um selbst zu sehen, ob es ihnen an irgend Etwas fehle und ihnen durch Madame Paul, die noch gegenwärtig war, mitzutheilen, daß er für alle ihre Bedürfnisse sorgen würde.

Madame Stockton war eine große elegante Figur und mußte in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein; doch die glänzend schwarzen Locken, die zu beiden Seiten ihres scharf markirten Gesichts herabfielen, die Adlernase und der heftige, ja wilde Blick ihrer großen

schwarzen Augen gab ihr bei ihrer bleichen Gesichtsfarbe etwas Unangenehmes, etwas Unheimliches, obgleich sie den fein geschnittenen Mund in ein Lächeln zog, wodurch ihre sehr weißen schönen Zähne sichtbar wurden.

Sie zeigte sich überaus theilnehmend gegen die Familie Kunze, ganz besonders aber schien sie sich für Magdalene zu interessiren, auf welcher von Anfang ihres Besuchs an ihre Blicke geruht hatten, und an die sie durch Madame Paul mancherlei Fragen richten ließ, indem sie das verlegene Mädchen auf's Freundlichste unter das weiche Kinn faßte und, ihren Kopf aufhebend, ihr mit Zutraulichkeit und sichtbarer Theilnahme in die blauen Augen sah. Auch mit den ältern Schwestern unterhielt sie sich durch die Hilfe der Paul, wie sie sich denn auch an deren Mutter und Vater wandte. Doch nachdem sie wohl eine Stunde lang mit Herrn Stockton bei ihnen zugebracht hatte, ließ sie durch die Dolmetscherin den beiden letztern mittheilen, daß sie sich besonders für Magdalene interessire und daß, wenn Herr Stockton Nichts dagegen habe, sie diese an Kindes Statt zu sich zu nehmen wünsche.

Die Freude der Eltern über dies Anerbieten war außerordentlich, namentlich bemühte sich Madame Kunze, ihre Dankbarkeit dafür an den Tag zu legen, indem sie sich in Lobeserhebungen über diese Großmuth

erschöpfte und die Paul ersuchte, dieselben Wort für Wort in das Englische zu übertragen.

Mit der vollsten Einwilligung des Herrn und der Madame Kunze in den Vorschlag, Magdalene zu sich zu nehmen, schied das Amerikanische Ehepaar, indem es hoffte, schon am folgenden Morgen die häuslichen Einrichtungen zu beendigen, die für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Kindes erforderlich sein würden.

Während Kunze's nun in überschwänglichem Glück den Rest des Abends verbrachten, herrschte auch in dem viel beschränkteren Raume, in dem sich Werner's befanden, eine überaus frohe Stimmung. Der alte Herr hatte unweit des Kastens, der als Tisch benutzt wurde, Platz auf einer hohen Kiste genommen, so daß er die ganze Familie übersehen konnte, die sich, auf kleinerem Gepäck sitzend, um die Abendtafel gesammelt hatte. In ihrer Reihe, und zwar an Mathilden's Seite, saß der freundliche gemüthliche Herr Stein, mit wohlthuender Zufriedenheit auf den Kreis der glücklichen Familie schauend, die er mit so sehr wenig Mühe und so geringer Aufopferung aus einer verzweifelten Lage gerissen und in diese heitere Stimmung versetzt hatte.

„Herr Stein, wie sollen wir Ihnen jemals für die große Wohlthat danken, die Sie uns durch Ihren Rath, durch Ihre Hilfe zugewendet haben?" sagte Madame Werner mit einer Thräne im Auge zu diesem;

„es wäre ja schrecklich gewesen, wenn wir, wie die armen Stadtschreibers, in den Baracken hätten ein Unterkommen suchen müssen.“

„Es ist an mir, Madame Werner, dankbar zu sein, denn die Mühe, der ich mich unterzog, war wahrlich zu gering, um das beglückende Gefühl, die wohlwollenden Gesinnungen einer solchen Familie, wie die Ihrige, dadurch erworben zu haben, wirklich zu verdienen. Es ist kaum werth, daß Sie es erwähnen; könnte ich nur mehr für Sie thun!“ erwiederte der Kaufmann mit freudigem Blick, wobei man es ihm ansehen konnte, daß die Worte aus seinem Herzen kamen. Dann sprang er plötzlich auf und sagte:

„Wir müssen aber doch eigentlich Ihren Einzug in dies Haus feiern; gleich werde ich wieder zurückkehren,“ und war schnell durch die Thür verschwunden.

„Ein herrlicher Mann,“ bemerkte Herr Werner von seinem Throne herab, indem er nach dem Kopf seiner langen Pfeife hinunter sah und einen seiner hagern Finger in demselben vergrub, um die Tabaksasche niederzudrücken. „Ich sage Euch, Kinder, in den Baracken sieht es fürchterlich aus, und ein Spektakel ist darin, daß man sein eignes Wort nicht hört. Besonders das Gekreische der kleinen Kinder fiel mir auf; wie mag es in der Nacht dort zugehen? Die Stadtschreiber's thaten mir wirklich leid, doch was nöthigte die auch

auszuwandern? Der alte Mann hat ja kaum Kraft genug, sich selbst auf den Beinen zu halten, und mit seinen Mädchen kann er doch auf einer Plantage Nichts anfangen."

„Aber, lieber Werner, hätte uns Herr Stein nicht geholfen, so würde es uns jetzt nicht besser ergehen, als Kunze's. Könnten wir nur Etwas für die Leute thun! Albert muß Morgen früh einmal hingehen und sie fragen, ob wir ihnen mit Diesem oder Jenem helfen können. Was mag aber nur Herr Stein vorhaben, daß er so eilig fortlief?" sagte Madame Werner, indem sie nach der hintern Thür ging, um den Vorhang vor derselben zurückzuziehen; denn es war drückend heiß in dem so sehr angefüllten, verhältnißmäßig kleinen Raum.

„Zünde die Lampe an, Mathilde, es wird dunkel," fuhr dann ihre Mutter fort; „ich weiß nicht, was das ist, es juckt mich so an den Händen."

„Das sind Mosquito's; hier hat mich auch einer gestochen," sagte Albert, sich auf die Hand schlagend; „das ist ja abscheuliches Volk!"

Während Mathilde noch beschäftigt war, die Lampe anzuzünden, öffnete sich der Vorhang an der Straßenthür, Herr Stein trat mit drei Bouteillen Wein in der Hand herein und stellte sie auf den Tisch.

„Aber, lieber Freund, das sollten Sie doch nicht thun, sich noch unsertwillen in Unkosten zu bringen,"

sagte Herr Werner zu ihm, indem er wohlgefällig nach den Flaschen blickte, die ihrer Form und ihrer Etiquette nach Rheinwein enthalten mußten.

„Wir müssen doch auf Ihre glückliche Ankunft und auf Ihren Einzug in Ihr Haus ein Glas Wein trinken. Das ist ein alter Bekannter von Ihnen, ein Rüdesheimer; wer weiß, wann Sie einmal wieder Rheinwein zu trinken bekommen. Im Lande kennt man nur Madeira. Albert, holen Sie einmal Gläser herbei," sagte der Freund, indem er den Korkzieher an seinem Taschenmesser öffnete, um die Flaschen zu entkorken. Traulich klangen die Gläser, es wurden Toaste ausgebracht, auf die glückliche Ankunft und einen guten Erfolg von Werner's Unternehmen getrunken, der alten Heimath und dortiger Freunde gedacht, und Herr Stein schlug zuletzt noch vor, auf die Gesundheit Mathilden's ein Glas zu leeren, die sich um das einfache, aber gute Abendbrot verdient gemacht hatte.

Es war zehn Uhr vorüber, als der Freund die Familie verließ, die nun allgemein Anstalt machte, sich schlafen zu legen. Die Paradedecken wurden von den Betten herabgezogen, die Kisten in Treppenform zurecht gestellt, um die verschiedenen Lager besteigen zu können und, nachdem die drei jüngsten Kinder von der Mutter zu Bette gebracht waren, wurde die Lampe ausgelöscht,

damit die übrigen Familienmitglieder ihre Nachttoilette vornehmen und sich gleichfalls niederlegen könnten.

Albert und sein Vater machten, während Mathilde und ihre Mutter sich zur Ruhe begaben, noch einige Gänge vor dem Hause auf und ab, dann kehrten sie in das dunkle Zimmer zurück, wo Albert wenige Minuten später sein Lager gefunden hatte. Herrn Werner kostete es mehr Zeit, bis er zur Besteigung seines Ruhebettes gerüstet war, denn er war gewohnt seine Kleidungsstücke vor Schlafengehen sauber zusammenzulegen, damit er sie zu jeder Zeit im Dunkeln finden könne, seinen Stiefeln zu gleichem Zweck einen bestimmten Platz zu geben und dann seine Pfeife zu reinigen.

„Gieb mir Deine Hand, lieber Werner," sagte seine Frau, sich in der Dunkelheit nach ihm niederbeugend, als sie bemerkte, daß er Anstalt machte, die Kistentreppe zu ersteigen; „nimm Dich in Acht, daß Du nicht fehltrittst. Ich meine, die Kisten ständen nicht gut; Ihr habt die Koffer und Fässer unten hingebracht und die großen Kasten obendrauf, das ganze Gebäude scheint mir zu wanken."

„Ja, liebes Kind, die großen Kisten waren im untern Schiffsraume, also die letzten, die hierhergefahren wurden. Gieb mir einmal Deine Hand. So, nun soll es schon gehen," erwiederte Werner, die

Hand seiner Gattin ergreifend, indem er sich mit der andern an der Matratze festhielt und sich auf das Bett hinaufhob.

„Das ist doch das sonderbarste Lager, was ich in meinem ganzen Leben bestiegen habe,“ sagte er, sich zurecht legend; „diese Musquetiere sind aber sehr unangenehm, jetzt kann man sie ordentlich singen hören; das ist ja infames Zeug!“ fuhr er fort, indem er mit der Hand einen Schlag durch die Dunkelheit führte.

„Ja, mich stechen sie auch, ich kann mich ihrer kaum erwehren,“ sagte Mathilde von der andern Seite des Zimmers herüber, wobei sie hörbar ihr Tuch durch die Luft schwang.

„Ich glaube, mein Kind, das Beste ist, man läßt sie ruhig stechen, denn durch das Schlagen und Fechten werden sie nur noch wüthender. Es ist um des Teufels zu werden; da hat mich einer gerade auf die Nase gestochen. Kinder, zieht die Decke über den Kopf, dann können sie Euch nicht finden,“ rief Werner, entrüstet über die Zudringlichkeit der Schnaken, zog sich zusammen und steckte seinen Kopf unter die Bettdecke. Ob die Andern seinem Beispiel gefolgt waren, konnte man der Dunkelheit wegen nicht sehen, wohl aber verkündeten sie bald durch ihr regelmäßiges Athmen, daß der Schlaf sie alle in seine Arme geschlossen hatte, und nichts Anderes unterbrach die Stille, als das Ticken

der Taschenuhren und das Singen der Herrn Mosquito's, die, als ob sie ihre Opfer witterten, in immer größeren Schaaren durch die offenstehende Hinterthür hereingesummt kamen.

Auch Herr Werner schlief bald fest und gab dies durch sein Schnarchen zu erkennen, das wie der Ton einer Schrotsäge aus seinem Versteck hervorschallte. Es wurde ihm unter der dichten Ueberdeckung sehr warm, der Schweiß brach in schweren Tropfen an seiner Stirn hervor, es wurde ihm beklommen und ängstlich, er fing an zu träumen, und immer drohender, immer schrecklicher stiegen die Bilder seiner Phantasie vor ihm auf. Bald saß er auf einem wilden Pferd der Wüste, sich mit seinen langen Gliedmaßen an dasselbe festklammernd, während es durch eine stürmische Gewitternacht mit ihm dahinsauste; dann war er von Bären und Jaguaren umgeben, die ihre offenen Rachen nach ihm mit sammt seiner langen Pfeife ausstreckten, mit der er sie abzuwehren suchte. Zuletzt glaubte er sich von Indianern überwältigt, deren Einer mit einem langen Messer auf ihn zukam; er sah, wie der gräßliche Wilde die Hand nach seinem kahlen Haupte ausstreckte, um sich seines Scalps zu bemächtigen, stieß einen furchtbaren Schrei aus, wollte ihm entfliehen, und warf sich mit solchem Ungestüm auf seinem Lager um, daß er über den Rand der Matratze fiel, an die er sich in seinem

Sturze mit beiden Händen anklammerte. Doch die Bewegung war so heftig, daß die obere Kiste, auf welcher das Bett ruhte, auf dem darunter liegenden Faß das Uebergewicht bekam, und Herr und Madame Werner mit Bett, Kisten und Kasten unter dem heftigsten Zetergeschrei, wie in einen finstern Abgrund, in den engen Raum zwischen dem Gepäck auf den Fußboden rollten. Das Bettzeug hatte das Ehepaar gegen Schaden geschützt, doch hielt es die beiden Gatten so fest umschlungen, daß deren Angstrufe wie aus einem verschütteten Keller dumpf zu den Ohren der Kinder tönten, die in ihrem Todesschreck aufgesprungen waren und in der Stockdunkelheit in dem Chaos umhertappten und fühlten, um ihren Eltern zu Hilfe zu kommen. Herr Werner hatte endlich das Kopfkissen von seinem Munde geschoben und seiner Stimme eine Oeffnung in's Freie verschafft, als Albert an der andern Seite seine beiden Füße erwischte und ihn mit aller Anstrengung wieder in seine Vergrabung herunterzog, um ihn, wie er hoffte, unter den Trümmern hervorzureißen. Zu allem Glück hatte Mathilde jetzt ein Feuerzeug ergriffen und machte Licht, wodurch es Albert möglich wurde, die schwere Kiste, die seine Eltern unter sich in dem Bettzeug gefangen hielt, von ihnen abzuwälzen und ihnen ihre Freiheit wiederzugeben.

„Daran sind die verdammten Musquetiere Schuld!“

schrie Herr Werner in höchster Aufregung, indem er eine wollene Decke um die untere Hälfte seiner hagern Gestalt schlug, „die Bestien, die infamen! ihretwegen hatte ich die Decke über den Kopf gezogen, und da träumte mir, daß ein Indianer mich meines Hauptshaars berauben wollte.“

Bei diesen Worten griff er unwillkürlich nach seinem Scalp, als wolle er sich überzeugen, daß er ihn noch besitze und das Ganze wirklich nur ein Traum gewesen sei. Das Bett der beiden Eheleute wurde nun für den Rest der Nacht auf dem Fußboden hergerichtet, und noch ehe eine halbe Stunde vergangen war, erlosch das Licht abermals, und der Engel der Ruhe schwebte wieder durch das Gemach.

Drittes Kapitel.

Glück der Familie Kunze, Magdalene Kunze, die bethörte Mutter, Abreise von Galveston, Indian Point, das Lager, der Sänger, der Freiheitsheld, der Agent, unangenehme Nachricht, Einrichtung im Zelt, Werner's Hoffnungen und Pläne.

Zeitig am folgenden Morgen wurde das Gebäude von Kisten, Fässern und Koffern wieder aufgerichtet, und zwar kunstgerechter, damit dem darauf ruhenden Bett nicht abermals ein Unfall begegnen könne; das Frühstück genoß man unter Scherzen über die Störung

in vergangener Nacht, und dann wurde Albert nach den Baracken gesandt, um sich nach Stadtschreibers zu erkundigen. Groß war aber das Erstaunen der Werner's, als derselbe die Nachricht brachte, daß Kunze's gestern mit Sack und Pack und in der fröhlichsten Laune jenes Obdach verlassen hätten, ohne zu sagen, wohin sie ziehen wollten.

Trotz vielseitiger Erkundigung von Seiten Werner's, um deren Aufenthalt zu ermitteln, und trotz gleichen Bemühens des Herrn Stein verstrichen doch einige Wochen, ohne daß ihre gegenwärtige Wohnung hätte ausfindig gemacht werden können.

Stein war während dieser Zeit thätig gewesen, um eine Privat-Schiffsgelegenheit zu ermitteln, mit welcher er seine neuen Freunde von hier fort nach Indian Point, einem weiter westlich an der Küste des Golfs gelegenen Landungsplatze, befördern könne, von wo aus die Emigranten mit Wagen nach Neu-Braunfels, der von dem Prinzen S. gegründeten ersten Niederlassung des Vereins, hinaufgeschafft wurden, so daß Werner's vor allen hier harrenden Auswanderern ihrem Ziel näher gebracht werden möchten; denn hier war bis dahin Seitens der Vereins-Agenten für die Weiterreise derselben noch keinerlei Anstalt gemacht.

Eines Nachmittags gleich nach Tisch brachte Stein seinen Freunden denn auch wirklich die frohe Botschaft,

daß ein kleines Küstenfahrzeug in wenigen Tagen mit Provisionen nach Indian Point absegeln würde, auf welchem er die Passage für sie bereits bedungen habe, und daß er am folgenden Tage ihre Effecten an dessen Bord schaffen lassen werde.

Die Nachricht wurde von Werner's mit großer Freude empfangen, da sie recht gut einsahen, wie ein jeder hier in Unthätigkeit verbrachter Tag gänzlich für sie verloren sei, und ihnen die Zeit ihres hiesigen Aufenthalts doch auch, trotz der von dem Verein gelieferten Nahrungsmittel, schon manchen Gulden ihrer Baarschaft gekostet hatte.

Mathilde hatte den Kaffee bereitet, den Kasten, der als Tisch diente, nahe an die offene Thür geschoben, so daß die um denselben Platz Nehmenden, unter denen auch Herr Stein sich befand, die frische Luft genießen konnten, denn es war beklemmend schwül in dem Hause, und sie hatte sich mit ihrer Näharbeit in deren Reihe gesetzt, um mit ihnen die Vorübergehenden zu betrachten, von denen eine große Zahl Emigranten waren. Es wurde über dieselben gesprochen, es wnrde gerathen, was sie wohl in Deutschland gewesen sein mochten, über sie gescherzt, gelacht und deren Schicksal bemitleidet, da Mancher von ihnen, wie es schien, mit schwerem Herzen vorüberschritt.

„Dort kommt Stockton in seinem Cabriolet, der

reiche Amerikaner, der das große Haus vor der Stadt besitzt," bemerkte Stein, indem er in der Straße hinunter zeigte, von wo man ein elegantes, offenes, zweirädriges Fuhrwerk, von einem stolzen Braunen gezogen, rasch heranrollen sah.

„Wer mag die junge reich geputzte Dame sein, die er bei sich sitzen hat? seine alte schlechte Person, die bei ihm lebt, ist es nicht," fuhr er fort, als der Wagen beinahe das Haus erreicht hatte.

„Mein Gott, ist es möglich? Magdalene Kunze!" sagte Mathilde im höchsten Erstaunen, wobei sich Werner's sämmtlich zur Thür drängten, um ihre überraschten neugierigen Blicke auf das junge Mädchen zu richten, das sich mit gesenktem Haupt nach ihrem Gefährten wendete, um den forschenden Augen ihrer Landsleute zu entgehen.

„Schrecklich!" rief Stein in höchster Entrüstung aus, „ist es wirklich die Tochter der Familie Kunze? dann ist mir deren Verschwinden sehr erklärlich. Dieser Stockton ist einer der verworfensten Menschen, ein früherer Sklavenhändler, der wegen seiner Unthaten aus den Vereinigten Staaten hat fliehen müssen. Es lebt eine Person bei ihm, über welche die allerschauderhaftesten Gerüchte gehen, und die ihm bei seiner Flucht von New-York hierher gefolgt ist. Das Mädchen ist verloren!"

„Sie müssen ermitteln, Herr Stein, wo die alten Kunze's sind, damit ich sie aufsuchen und ihnen sagen kann, in welcher Gefahr ihre Tochter schwebt. Die arme Magdalene!" sagte Madame Werner, noch immer dem fliegenden reichen Schleier nachsehend, der von Magdalenen's Federhut wehte.

„O gehen Sie, Herr Stein, ich beschwöre Sie, vielleicht ist noch Rettung möglich!" setzte Madame Werner noch hinzu, und dieser eilte mit den Worten fort:

„Aus diesen Klauen-schwerlich! doch ihren Aufenthalt kann ich jetzt leicht herausfinden."

Madame Werner befand sich in der größten Aufregung, Mathilde mußte ihr behilflich sein, sich zum Ausgehen anzukleiden, und mit bebenden Händen trat sie vor den Spiegel, um ihren Hut aufzusetzen.

„Arme Magdalene!" sagte sie wiederholt leise vor sich hin, als sie an der Thür Platz genommen hatte und verlangend in die Straße hinunter blickte, ob sie Herrn Stein noch nicht zurückkehren sähe. Endlich kam der Ersehnte mit eiligen Schritten auf das Haus zu; Madame Werner rief ihm schon von Weitem entgegen:

„Haben Sie es ermittelt?" und als Stein die Frage mit „Ja" beantwortete, wendete sie sich zu Albert und bat ihn, sie zu begleiten.

Stein selbst erbot sich, sie zu dem Hause, worin

Kunze's wohnten, zu führen. Madame Werner nahm es dankbar an und eilte mit ihm und ihrem Sohne der unglücklichen Familie zu, von der sie noch hoffte, ein schreckliches Verhängniß, das über derselben schwebte, abzuwenden.

Nach einem langen Weg durch die staubigen Straßen und erschöpft von der drückenden Sonnenhitze kamen sie an dem entfernten Ende der Stadt in die Nähe eines einzeln stehenden, ganz hübschen hölzernen Gebäudes, welches Herr Stein als den Aufenthalt der Kunze'schen Familie bezeichnete, und bezüglich dessen er bemerkte, daß es Eigenthum des Amerikaners Stockton sei.

Das Gebäude stand an der Straße, war vorn, wie die meisten Häuser der Stadt, mit einer auf Säulen ruhenden Veranda versehen, an denen blühende Schlingpflanzen in die Höhe gewuchert waren und dieselbe gegen die Strahlen der sengenden Sonne schützten, während sich zu beiden Seiten eine dichte hohe Hecke von Granatbüschen ausdehnte, die den Garten, in dem das Haus stand, rundum umgab.

Schon in einiger Entfernung bemerkte Madame Werner, daß ein Frauenzimmer hinter den Schlingpflanzen unter der Veranda saß, in welchem sie Madame Kunze erkannte. Mit Dank verabschiedete sie hier Herrn Stein und bat Albert, sie allein zu Stadt-

schreiber's gehen zu lassen, sich aber in der Nähe aufzuhalten, um sie auf ihrem Heimwege wieder zu begleiten. Hierauf schritt sie nach dem Hause hin, trat über die Treppe unter die Veranda und begegnete, Angst und Besorgniß im Herzen, dem triumphirenden Blick der Madame Kunze, die sich, in ihrem Schaukelstuhl sitzend, in die Brust warf und zu der Herantretenden sagte:

„Nun, Frau Cassirer, wie kommen wir zu der Ehre?"

„Beste Madame Kunze, die Besorgniß um ihr Wohl führt mich zu Ihnen; ich komme, um wo möglich ein großes Unheil, das Sie bedroht, von Ihnen abzuwehren," erwiederte Madame Werner mit bebender Stimme, indem sie sich bemühte, in dem lächelnden Blick der Stadtschreiberin zu lesen, ob dieselbe wohl eine Ahnung davon habe, was sie ihr sagen wollte. Doch diese behielt ganz und gar ihre Ruhe bei und sagte:

„Sehr verbunden, Madame Werner, wirklich sehr gütig von Ihnen; bedauere nur, daß ich von Ihrer Güte keinen Gebrauch machen kann, indem uns weder ein Unglück bedroht, noch viel weniger aber betroffen hat; im Gegentheil, wir haben alle Ursache, von Glück zu sprechen. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, oder ziehen Sie es vor, in unser Gesellschaftszimmer zu treten?"

„Ich danke, liebe Kunze; aber um Gottes Willen, hören Sie mich, es hängt das ganze Glück Ihrer Familie davon ab. Wo ist Magdalene?“

„Da, wo Ihre Mathilde nicht ist, und wo Sie dieselbe wohl gern sehen möchten.“

„Davor bewahre mich Gott in Gnaden!“ rief Madame Werner, entsetzt zurückfahrend und mit den Händen abwehrend, als ob ein gräßliches Ungeheuer sich ihr nahe. „Lieber würde ich sie im Leichentuch mit dem Kranz im Haar sehen!“

„Ei, ei, Frau Cassirer, ich sollte denken, es müsse jeder Mutter wohlthun, ihr Kind von einem reichen Manne adoptirt zu sehen; sollten Sie anderer Meinung sein? Ich glaube kaum. Es thut mir wirklich leid um Sie, daß Sie nicht dasselbe von Ihrer Mathilde sagen können.“

„Adoptirt von einem rechtlichen Manne, ja, aber nicht von einem ruchlosen Verführer, wie der, dem Sie Ihr Kind geopfert haben, um sich selbst Widerwärtigkeiten zu entziehen, die Sie durch Ihrer Hände Arbeit hätten überwinden können. Die Ehre, die Unschuld, das Lebensglück Ihres Kindes können Sie ihm nicht wiedergeben.“

„Ereifern Sie sich nicht, Frau Cassirer, ich kenne den Grund Ihrer Aufregung sehr wohl und habe Ihnen

schon gesagt, wie sehr leid es mir thut, daß nicht Ihren Kindern gleiches Glück widerfahren ist. Sie haben ja aber auch so einen Freund, wie ich höre, einen Deutschen, sollte der sich nicht vielleicht entschließen?"

„Frau Kunze, ich bin aus Besorgniß für Ihr Wohl und aus Mitleid für das arme unglückliche Mädchen hierher gekommen, nicht aber, um die Meinigen von Ihnen schmähen zu lassen. Bedenken Sie, daß Sie dereinst darüber vor Gott als Mutter zur Rechenschaft gezogen werden, wie Sie über das Seelenheil Ihrer Kinder gewacht haben. Ich wiederhole es Ihnen, Sie haben Magdalene an einen herzlosen verruchten Verführer verkauft, und die Verantwortung, die Sie Ihrem Gewissen auflegen, wird furchtbar sein!"

„Frau Werner, ich danke Ihnen für Ihren Rath, weiß aber selbst, was ich zu thun habe. Sollten Sie jedoch gelegentlich meines Rathes bedürfen, so bitte ich, es mich wissen zu lassen. Bedaure, daß Sie sich den weiten Weg gemacht haben, er hat sie augenscheinlich angegriffen. Helene, bring doch der Frau Werner einen Stuhl aus dem Zimmer!" rief jetzt Madame Kunze in das Haus hinein zu ihrer ältesten Tochter, „sie hat sich sehr echauffirt."

Bei diesen Worten stand Madame Werner sprachlos der verblendeten Mutter in die herzlosen Augen

blickend, sie dachte nur an die liebliche unschuldige Magdalene und beachtete nicht weiter die Schmähungen, womit jene Frau sie überhäufte.

„Madame Kunze, ich beschwöre Sie bei Ihrer Pflicht als Mutter, erbarmen Sie sich Ihres Kindes. Sie haben es, ohne es zu ahnen, einem grenzenlosen Elend, einem sichern bodenlosen Untergang Preis gegeben. Nehmen Sie Magdalene zurück, jede Minute ist kostbar, ich beschwöre Sie bei dem allmächtigen Gott, retten Sie sie vom Verderben, noch ist es vielleicht Zeit!"

„Frau Cassirer, Ihre mißgünstigen, neidischen Bemerkungen verwunden mich nicht, doch sind sie mir langweilig. Wenn Sie das Wohl Ihrer eigenen Töchter überwachen wollen, so haben Sie, glaube ich, vollauf Beschäftigung; deshalb verschwenden Sie Ihre Aufmerksamkeit nicht an anderer Leute Kinder, die Sie gar Nichts angehen."

Mit diesen Worten warf sich die Stadtschreiberin in ihren Schaukelstuhl zurück, schwang sich vorwärts und rückwärts und setzte einen großen Fächer in fliegende Bewegung, einen Gegenstand, der sie, als etwas ihr früher Unbekanntes, sehr zu interessiren schien.

Madame Werner blickte mit Schaudern noch einen Augenblick auf die herzlose Frau, dann wendete sie sich schweigend von ihr ab und verließ mit feuchten Augen

das Haus, indem sie sich nach ihrem Sohne umsah, an dessen Arm sie dann zu den Ihrigen zurückkehrte.

Der folgende Tag brachte für Werner's wieder viel Arbeit und Unruhe, denn ihre Sachen wurden früh Morgens nach dem Schiff gefahren, welches sie nach Indian Point bringen sollte. Bei jedem Transport mußte eins der Kinder mitgehen, Herr Werner blieb am Bord des Kutters, um jedes einzelne ankommende Stück des Gepäcks niederzuschreiben, während seine Gattin ein Gleiches mit den aus dem Hause fortgesandten that. Als der Abend kam, war das Haus bis auf das Bettzeug und das nothwendigste Kochgeschirr ausgeräumt; es wurden beim Abendessen, bei welchem sich der hilfreiche Herr Stein nochmals betheiligte, nach türkischem Gebrauch Kissen und Decken zu Sitzen verwandt, welche kleine Unbequemlichkeit der heitern Laune keinen Abbruch that, sondern im Gegentheil manche Veranlassung zum Lachen und Scherzen herbeiführte. So konnte zum Beispiel Herr Werner für seine langen unteren Gliedmaßen und seine lange Pfeife nie die richtige Lage finden. Mit dem tröstlichen Gedanken, am folgenden Morgen dem Ziel ihrer Wünsche entgegenzueilen, begaben sich Werner's zur Ruhe, nachdem der Freund ihnen beim Abschied die Versicherung gegeben hatte, sie abholen und zu dem Schiffe geleiten zu wollen.

Noch rollte sich am frühen Morgen der Nebel in

leichten kleinen Wölkchen auf dem spiegelglatten grünen Gewässer des Golfs, die schneeweißen Möven wiegten sich in der Luft und schossen spielend und schreiend auf ihren langen sichelförmigen Schwingen durch das Nebelgewölk in die klare Fluth und wieder empor zu dem durchsichtig blauen Himmel, als Werner's auf dem beschränkten Verdeck des Kutters vertheilt saßen und ihrem treuen Freunde Stein mit Tüchern Lebewohl nach dem Strande hinwinkten, während der leichte Morgenwind die großen Segel des Schiffes füllte und es hinaus in die See trieb. Es war Februar, die Gluth der Sonne hatte sich seit Werner's Ankunft in Galveston bedeutend gesteigert, so daß sie ihnen jetzt auf dem offenen Verdeck fast unerträglich wurde, denn die ausgespannten Regenschirme, unter denen sie saßen, waren nicht hinreichend dicht, um die brennenden Strahlen ganz von ihnen abzuhalten. Doch der Wind wurde kräftiger, als sie mehr die hohe See erreichten, und die Hoffnung, nun ihrem Ziele zuzueilen, ließ sie gern alle Beschwerden, alles Ungemach ertragen.

Am Abend des zweiten Tages wandte sich das Schiff der flachen Küste wieder zu, es erschienen vor den sehnsüchtigen Blicken der Reisenden hölzerne Gebäude und eine große Anzahl Zelte auf dem Strande; bald ließ der Schiffer den kleinen Anker über Bord fallen, um den Lauf seines Fahrzeugs zu hemmen und um

alsdann seine Passagiere in einem kleinen Boot an das Land zu setzen. Auch von ihren Effecten wurde das Nothwendigste sogleich nach der Küste geschafft, Albert holte von dem sogenannten Städtchen einige Männer herbei, um jene weiter auf das Land in die Nähe der dort aufgestellten Hunderte von Zelten zu befördern, und ehe eine Stunde verging, war auch das Leinenzelt der Familie Werner zum ersten Male aufgeschlagen, über dem der bunte Wimpel, der noch von den Freundinnen Mathildens in der Vaterstadt angefertigt war, wehte.

Die Sonne tauchte jetzt in die dunkle Fluth des ruhigen Golfs, der Himmel über ihr glühte im tiefen Purpur, und der kühle Abendwind zog wohlthuend und erfrischend über die öde sandige Küste, auf der Werner's jetzt ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und auf der weit und breit kein Baum, kein Strauch zu sehen war.

„Dem Himmel sei Dank, daß wir hier sind," sagte Herr Werner, sich die Stirn wischend und, dem Seewind zugewandt, tief Athem holend, „das war ein heißer Tag; doch hier ist es herrlich, was für eine angenehme milde Luft hier weht! Albert, laß uns vor Allem die Betten herrichten, ehe es dunkel wird, und dann müssen wir versuchen, in den Häusern Holz zum Feuer und Milch zum Kaffee zu bekommen. Namentlich aber Wasser müssen wir anschaffen; Du kannst Dich einmal dort in dem Zelte erkundigen, wo der nächste Brunnen ist."

Albert legte tüchtig Hand an die Arbeit, wobei er von seinem jüngern Bruder und von Mathilde unterstützt wurde; die häuslichen Einrichtungen waren bald beendet, und dann eilte er mit einem Eimer nach einem nicht weit entfernt stehenden Zelt, um Wasser anzuschaffen. Von dort wies man ihn zu einem nur wenige Fuß tief in den Sand gegrabenen Loch, aus dem er mittelst eines an eine Stange gebundenen Schöpfers seinen Eimer mit Wasser füllte.

Werner's, die alle sehr durstig waren, bewillkommneten Albert mit dem Trunk freudig, füllten ihre Gläser und Becher und wollten sich recht daran laben, doch zu ihrem Leidwesen schmeckte das Wasser salzig und war außerordentlich warm. Holz war ihnen durch einen der Arbeiter, die ihre Effecten hierhergeschafft, herbeigetragen worden; es wurde daher bald ein Feuer angezündet und der Kaffee bereitet, zu dem als Abendessen noch das Brod, die Butter und der Käse verwandt wurden, welche Victualien sie von Galveston mitgebracht hatten.

„Albert, wir wollen jetzt zu dem Agenten des Vereins gehen, dessen Herr Stein erwähnte, und ihm unsere Aufwartung machen," sagte Werner zu seinem Sohn, indem er an der im Zelte aufgehangenen Laterne einen Fidibus anzündete und damit seine Pfeife ansteckte.

„Wir kommen bald zurück, Julius muß Euch während unserer Abwesenheit vertheidigen, im Fall Ihr von Indianern angegriffen werden solltet,“ bemerkte er noch scherzend zu den Frauenzimmern gekehrt und ging dann, von Albert begleitet, den hölzernen Gebäuden zu, von denen her viele Lichter durch die Dunkelheit blickten und lustige Musik erschallte.

Das große hölzerne Lagerhaus, welches dem Verein gehörte und in welchem dessen Agent sein Comptoir hatte, wurde ihnen unter der nicht großen Zahl zerstreut liegender Gebäude bezeichnet, in Folge dessen sie sich dorthin begeben und mehrere vor demselben sitzende Deutsche nach dem Agenten fragten.

„Der Herr Rößler ist nicht mehr hier, und sein Comptoir ist geschlossen; doch treffen Sie ihn morgen früh nach neun Uhr,“ sagte einer der Angeredeten.

„Ich hätte ihn sehr gern noch heute Abend gesprochen,“ bemerkte Herr Werner.

„Sie können es ja versuchen, ob Sie ihn aufzufinden im Stande sind; er wohnt dort unten in dem boardinghouse, von wo jenes Licht herscheint, doch das supper ist vorüber, und da wird er wohl oben in dem Wirthshause sein, von wo die Musik herkommt,“ erwiederte ein Anderer; „dort werden Sie ihn sicher treffen, denn er ist gern da, wo es lustig hergeht.“

„So wollen wir es versuchen,“ sagte Werner,

indem er seinen Hut vor den Leuten höflich abnahm und mit seinem Sohne dem Ton der Musik entgegen ging.

„Der ist auch noch nicht lange hier, sonst schonte er seinen Hut mehr," bemerkte einer der Deutschen; „was mag der Kerl wohl in Deutschland gewesen sein? Wahrscheinlich so ein Federfuchser; er wird sich umsehen, wenn er die Axt in die Hand nehmen soll."

„Dazu wird er es wohl nicht bringen, denn hier giebt es keine Bäume zum Fällen, und ehe er in das Land hinauf kommt, hat ihn der Teufel mit seinen letzten Groschen geholt. Ich glaube, es sind zwei von den Passagieren, die heute Abend mit dem Kutter dort unten landeten," bemerkte ein Anderer.

„Eine Schande ist es aber denn doch, daß gar keine Anstalten gemacht werden, die Emigranten nach Braunfels zu schaffen, es kommen deren täglich mehr an, und Alle verzehren hier ihre letzten Paar Heller. Wie viel mögen jetzt hier liegen?"

„Nun sicher über drei tausend Köpfe. Es ist freilich hart für die Leute, doch müßt Ihr bedenken, daß eine sehr große Zahl von Fuhrwerken durch die Regierung in Beschlag genommen ist, um dem alten General Taylor, der bei Point Isabel den Mexicanern schlagfertig gegenübersteht, Provisionen zuzuführen, und daß eine Menge Eigenthümer von Ochsenwagen auf Spe-

culation dorthin fahren, um Geld zu verdienen. Das Gouvernement soll gut bezahlen."

„Das ist allerdings so, doch wie lange liegen die Meisten der Emigranten schon hier; wären damals gleich bei deren Ankunft richtige Anstalten von Seiten der Direktion in Braunfels gemacht, so hätte sie jetzt Wagen, so viel sie brauchte, Geld hat der Verein wahrlich genug herübergesandt, wenn es nur richtig angewandt worden wäre. So ist es auch mit den Nahrungsmitteln. Der Mais, der lose in Schiffsräumen von New-Orleans für die Emigranten hier angekommen, ist moderig und ausgewachsen, auch sogar das gesalzene Fleisch verdorben, doch bin ich überzeugt, daß der Verein Alles für gut bezahlen muß."

„Die Schuld fällt immer wieder auf den Verein zurück, warum schickt er so schlechte Beamten herüber?"

„Du sprichst gerade, wie Du es verstehst. In Deutschland mag Einer ganz gut sein, um für einen lebenslänglichen Gehalt täglich ein Paar Stunden am Schreibtisch zu sitzen; wie weiß der aber Etwas davon, was einem Emigranten hier nöthig und dienlich ist! Es soll eine tolle Wirthschaft auf der Sophienburg da oben in Braunfels sein, da geht es hoch her; an Champagner soll es nie fehlen!"

Während diese Leute sich hier in der Abendluft von ihrer Arbeit erholten und zusammen schwatzten, so gut

und so schlecht, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, hatte Herr Werner mit seinem Sohne die offene Wirthshausthür erreicht, in die er nicht sogleich eintreten konnte, da eine Menge Personen deren Raum ausfüllte und zwar nicht im Hineingehen oder Herauskommen begriffen, sondern fest dastehend, in die Hände klatschend und Bravo rufend, welche Beifallsbezeugungen stürmisch und tobend auch aus dem Innern des Zimmers herschallten.

Ein junger Emigrant, seines Zeichens ein Sänger, der in Deutschland nach einer verunglückten akademischen Laufbahn auf Messen und Märkten bei herumziehenden Musikantenbanden mitgewirkt hatte, beendete gerade in diesem Augenblicke ein niedrig komisches Lied, welches die Gemüther der sehr zahlreichen Gäste zu solch' ausgelassenem Applaus hingerissen hatte, daß das Lachen, Trommeln mit den Füßen und Lebehochrufen für den Künstler noch mehrere Minuten lang anhielt.

Der junge Musensohn saß in der Mitte vor dem Schenktisch, der die Wand des Zimmers gegenüber der Thür einnahm, auf einem leeren Mehlfaß, entlockte seiner Guitarre durch wildes Hin- und Herschlagen auf deren Saiten laut brausende Accorde und pfiff ein Finale aus dem Stegreif dazu, wobei er seine selbstgefälligen Blicke mit jenem seligen Leichtsinn nach allen Richtungen umherirren ließ, der in Deutschland so oft in Lie-

derlichkeit untergegangene Künstlergenies charakterisirt. Sein Anzug stand in vollem Einklang mit dem Geist, der ihn beseelte; er trug eine graue leinene, über seinen Hüften festgeschnallte Hose, die mit dem losen weiten Baumwollenhemd seine ganze Kleidung ausmachte; eine Masaniello-Mütze saß verwegen auf dem blonden wild umlockten Kopf des Sängers, und hirschlederne Schuhe bedeckten seine Füße. Der rothe wüste Bart nebst einem langen Messer in dem Gürtel vollendeten den Italienischen Revolutionair, der jedoch nicht unter Palmen- und Olivenhainen zuerst das Licht der Welt geschaut und mit Datteln und Feigen großgezogen war, sondern seine ersten Blicke auf Eichen- und Buchenwälder im Norden von Deutschland gerichtet, und dessen Nahrung zumeist in Kartoffeln bestanden haben mochte.

„Noch Eins, Pape!" rief ein wüst aussehender Mann von breitem hohem Knochenbau, doch hagerem abgelebtem Aussehen, mit rothem struppigem Haupthaar und langem Kinn- und Schnurrbart dem Sänger zu, indem er seinen hellblauen baumwollenen Frack mit den Händen von der Brust zurückschob, um dieselben in seine Hosentaschen zu versenken, wodurch zwei Pistolen in seinem Gürtel sichtbar wurden.

„Erst muß die Kehle naß gemacht werden, Kreuzer," erwiederte Pape; „gebt Ihr Einen zum Besten?"

„Soll mir nicht drauf ankommen," sagte Ersterer, der in Deutschland Advokat gewesen war, seinem undankbaren Vaterland aber, das er von dem Druck der Regierungen und des Adels hatte befreien wollen, um selbst auf dessen Kosten ein müheloses Leben führen zu können, und das ihn für seine edeln Absichten und Freiheitsreden mit langjähriger Strafarbeit zu belohnen im Begriff gewesen war, Valet gesagt hatte. „Was trinkt Ihr?"

„The real stuff, brandy for ever!" (Den ächten Stoff, Branntwein für immer!) antwortete der Sänger, sich auf dem Mehlfaß umkehrend, während der Advokat gleichfalls zu dem Schenktisch getreten war und sich wie Jener zu einem Bierglas voll halb Cognac halb Wasser verhalf.

„Auf den Tod der Fürsten und des Adels!" sagte Kreuzer, indem er sein Glas erhob; doch noch hatte es seine Lippen nicht erreicht, als ihn eine wohlgeführte, sehr kräftige Ohrfeige in seiner Rede unterbrach, und er im nächsten Augenblick von einem anständig gekleideten jungen Mann erfaßt und mit solcher Gewalt zur Thür hinausgeschleudert wurde, daß er den auf der Schwelle stehenden Herrn Werner in seinem Sturz mit sich fortriß, und Beide sich in der staubigen Straße überschlugen.

Der junge Herkules, der den Freiheitshelden so

plötzlich in die Dunkelheit vor das Haus versetzt hatte, war ein Oekonom, ein Herr Fahrshaffer, der, gleichfalls Emigrant, auch hier auf Weiterbeförderung durch den Verein harrte, und der sich durch sein anständiges Benehmen, so wie durch seine ungewöhnlichen körperlichen Kräfte allgemeine Achtung und großen Respekt unter der Bevölkerung von Indian Point erworben hatte. In dem Gastzimmer wurde sein Verfahren sehr gebilligt, der Advokat als ein Mensch genannt, der nur Zwist und Streit unter den Leuten hervorbrächte, und bald war die Störung vergessen, indem Pape, durch seinen Trunk erfrischt, wieder in die Saiten griff und, indem er ein lustiges Lied anstimmte, seine Umgebung abermals in lautes schallendes Lachen versetzte.

Herr Werner hatte sich inzwischen von seinem Schreck erholt, den Staub abgeschüttelt und trat, seine Pfeife wieder zusammensteckend, in das Gastzimmer, in welchem er seine Blicke prüfend eine Weile von Einem zum Andern durch die anwesende Menge wandern ließ, in der Hoffnung, zu erforschen, welches denn eigentlich der Agent des Vereins sein möchte.

Zuerst blieben sie auf einem blonden beschnurrbarteten Manne haften, dessen Haupthaar schon sehr durchsichtig war, obgleich er wohl kaum die Dreißig passirt hatte, der aber etwas Elegantes und Unterneh-

mendes in seinem Wesen zeigte, welches durch den schwarzsammetnen Ueberwurf, aus dessen aufgeschlitzten Aermeln das schneeweiße Hemd hervorsah, und durch die feuerrothen, mit kolossalen Sporen bewaffneten hohen Reiterstiefeln, so wie durch lange, an den Beschlägen vergoldete Pistolen, die aus seinem Gürtel hervorsahen, noch erhöht wurde. Der aufgekrämpte, breitrandige graue Filz, von dessen Seite eine rothe Feder winkte, machte es Herrn Werner zur Gewißheit, dies müsse der Agent sein. Er schritt mit dem Hut in der Hand und mit einer höflichen Verbeugung auf ihn zu und fragte ihn, ob er die Ehre habe, den Agenten des Vereins, Herrn Rößler, vor sich zu sehen?

„Der bin ich nicht, mein Herr," erwiederte der Angeredete, ein früherer Spanischer Officier, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm, seinen blonden Schnurrbart strich und sich von der Ecke des Tisches, auf der er saß, auf den Fußboden hinabließ; „doch war er vor Kurzem hier. Habt Ihr Rößler nicht gesehen?" rief er dann nach einer Gruppe von einem Dutzend junger Männer hin, die nahe bei auf Bänken und Stühlen um einen Tisch saßen, auf dem eine ohngefähr gleiche Zahl leerer Bouteillen stand, während einige volle Flaschen von Hand zu Hand gingen, um mit dem deutschen Wein, den sie enthielten, die Gläser gefüllt zu erhalten.

„Er war noch so eben hier," sagte ein vom Wein erhitzter breitschultriger, wohlgenährter früherer Kürassier-Officier, Graf S...., seinen blau und weiß gestreiften Drillichrock von der offenen Brust zurückschlagend und aus dessen Tasche ein rothseidnes Tuch hervorziehend, womit er sich über die Stirn fuhr.

„Rößler ist in das hintere Zimmer gegangen," bemerkte der Metzger Ofahrt, der neben dem Grafen saß, mit freundlichem Blick zu dem Fragenden aufsehend, wobei er mit der Hand nach der Thür wies, die neben dem Schenktisch offen stand.

Werner schritt darauf mit seinem Sohne nach jenem Zimmer hin, während die neugierigen Blicke der vielen anwesenden Personen ihnen folgten.

„Wieder neues Futter für den Hunger hier," sagte Herr von Stiewitz, ein Assessor aus Norddeutschland, der Nachbar des Metzgers, indem er Werner's nachblickte; „dem wird der verdorbene Mais und das schimmelige Salzfleisch auch schlecht munden."

„Er giebt einmal eine gute Stange, um die Wetterfahne daran zu befestigen, wenn in Braunfels ein Kirchthurm gebaut werden sollte," scherzte ein Dachdecker, der gleichfalls an dem Tische saß.

Werner's aber hatten in dieser Zeit den freundlichen Agenten, Herrn Rößler, im hintern Zimmer aufgefunden, der sie herzlich willkommen hieß und, sich mit

ihnen an einen Tisch niederlassend, sie bat, ein Glas Wein mit ihm zu trinken.

„Ich bin der Cassirer Werner, Herr Rößler," redete derselbe den Agenten an. „So eben mit meiner Familie hier gelandet, komme ich, mich bei Ihnen zu erkundigen, wie lange ich wohl hier warten muß, bis ich auf meine Besitzung befördert werde. Ich habe hier meine Einrichtung darnach zu machen, namentlich in Bezug auf das Auspacken meiner Effekten, doch bitte ich recht sehr, zu entschuldigen, daß ich Sie außer Ihrer gewöhnlichen Geschäftszeit belästige."

Rößler zuckte mit den Achseln und erwiederte alsdann: „Leider muß ich Ihnen sagen, daß dies sehr ungewiß ist, und daß bis jetzt auch gar keine Aussichten zu Ihrer Weiterbeförderung vorhanden sind. Sie finden hier über dreitausend Leidensgefährten, von denen die meisten schon seit verflossenem Jahre hier liegen; es sind aber im Augenblick bei dem besten Willen keine Fuhrwerke zu deren Uebersiedelung in das Land anzuschaffen, da der Krieg mit Mexiko sie alle nach dem Rio Grande lockt. Außerdem würden Sie nur bis Neu-Braunfels gehen können, wo Sie abwarten müßten, bis Niederlassungen in dem Vereinsland gemacht würden, welches noch mehrere hundert Meilen nördlich liegt, und wohin der Indianer wegen einzelne Familien noch nicht ziehen können. Neu-Braunfels aber steht

auf Land, welches der Verein besonders gekauft hat, und auf welches die Emigranten keinen Anspruch haben. Freilich würden Sie es dort ruhiger abwarten können, als hier, wo sich mit der zunehmenden Hitze Krankheiten einstellen werden, da das Wasser sehr schlecht ist und die leichten Zelte der Emigranten nur wenig Schutz gegen die Sonne gewähren. Doch, wie gesagt, der Verein besitzt keine Wagen und kann auch im Augenblick keine anschaffen."

Werner saß wie versteinert da und hörte mit Entsetzen der Rede des Agenten zu, wobei ihm bald heiß, bald kalt wurde. Ein Gefühl der Angst, der Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, welches ihm jedes Wort im Munde erstickte, und bald wandten sich seine Gedanken nach dem Zelte auf dem Strande zu seinen Lieben hin, bald dachte er an das nette bequeme Haus, welches er in seiner Heimath verlassen hatte.

Der Agent bemerkte das Beben von Werner's Händen und die Blässe seiner Wangen, welche sich durch die herabgesunkenen Unterkiefern geglättet hatten; er fühlte Mitleid für den Mann und, auf den kräftigen gesunden Jüngling blickend, in welchem er dessen Sohn vermuthete, sagte er ermuthigend zu ihm:

„Lassen Sie sich darum nicht bange sein, Herr Werner; hier im Lande stirbt Niemand Hungers, der einen so kräftigen Sohn, wie Sie, hat. Im Nothfall

nehmen Sie sich auf eigne Rechnung ein Stück Land und fangen an zu wirthschaften, das haben schon Viele vor Ihnen gethan, und es geht ihnen Allen gut."

Werner holte tief Athem und schien sich der Schwäche zu schämen, die ihn übermannt hatte, auch fiel ihm zugleich das Gold ein, welches seine Frau in einem Mahagonyholz-Kästchen verwahrte.

„Ei ja, wenn es nicht anders ist, und der Verein so mit uns verfährt, dann mag er auch nicht klagen, daß sich seine wohlhabenden und besten Emigranten von ihm abwenden. Ich bin nicht mit leeren Händen herübergekommen, wie viele Andere, und würde dem Verein weniger, als diese, auf der Tasche gelegen haben."

„Wie ich heute erfuhr, soll die Direction in Braunfels Versuche im Osten von Texas gemacht haben, um von da her Wagen zu bekommen, weil dort der Krieg noch nicht so viele weggezogen hat. Jedenfalls warten Sie es einmal einige Zeit hier ruhig ab, man hört wohl bald deshalb etwas Bestimmteres," bemerkte Rößler.

„Es bleibt mir ja wohl nichts Anderes übrig," erwiederte Werner mit einem Seufzer; „wo erhalte ich denn meine Lebensmittel, Herr Rößler?"

„In dem Vereinslagerhaus. Sie bekommen Mais, den Sie auf den in dem Lager angebrachten stählernen Handmühlen zu Mehl umwandeln müssen, bekommen

eingesalzenes Schweinefleisch und, wenn wir es gerade vorräthig haben, etwas Reis, Gerste oder getrocknetes Obst; doch dies sind eigentlich nur für Kranke bestimmte Artikel."

„Das Wasser, welches wir heute Abend holten, war salzig und warm; wir konnten es kaum trinken," bemerkte Werner.

„Das ist freilich ein großer Uebelstand, doch läßt er sich nicht ändern; es ist hier nicht besser zu haben."

„Giebt es denn kein frisches Fleisch, keine Milch?"

„O ja, Sie können Beides hier kaufen, doch sind die Preise dafür hoch. Der Verein liefert weder das Eine, noch das Andere."

Lange noch suchte sich Herr Werner durch Fragen Trost zu verschaffen, doch keinen andern nahm er mit sich aus dem Wirthshause fort, als den, welchen ihm der Gedanke an seinen Sohn Albert und an das Kästchen mit Gold gewährte.

Um seine Frauenzimmer nicht zu ängstigen, sagte er ihnen bei seiner Rückkehr in das Zelt nur, daß im Augenblick keine Fuhrgelegenheit da sei, weshalb sie wohl einige Wochen hier zubringen würden, und in dieser Verzögerung glaubte Madame Werner die Ursache der Niedergeschlagenheit ihres Gatten zu finden, mit der er sich heute zur Ruhe begab.

Am folgenden Morgen wurden nun sämmtliche

Habseligkeiten der Familie aus dem Schiffe gelandet und nach ihrem Zelte gebracht; da dieselben indessen darin unmöglich Raum finden konnten, so thürmte man sie zu beiden Seiten desselben auf, so daß sie, von Weitem gesehen, sich wie Verschanzungen erhoben, aus denen hier und dort ein schwarzer Koffer wie ein schweres Festungsgeschütz drohend hervorblickte. Einige Kisten wurden geöffnet, um die häuslichen Einrichtungen zu vervollkommnen; man nahm alles Bettzeug, so wie verschiedenes Kochgeschirr und Handwerkszeug hervor, und Albert packte seine Büchse aus, um gelegentlich sein Glück auf der Jagd zu versuchen. Die Nachbarn aus den zunächst stehenden Zelten, Erdhütten und Bretterverschlägen kamen herbei, um zu hören, aus welcher Gegend Deutschlands Werner's gekommen wären, Alle in der Hoffnung, über ihre specielle Heimath etwas Neues zu vernehmen, und ehe der Morgen verging, verbreitete sich das Gerücht von der Ankunft kürzlich von Deutschland herübergekommener Emigranten durch das Lager, worauf eine große Menge von Leuten aus den nahen und fernen Aufenthaltsstellen zu Werner's Zelt eilten.

Doch unter den vielen Besuchern war kein früherer Bekannter dieser Familie, selbst nur Wenige, die ein und denselben Staat ihre Heimath nannten; dem ohnerachtet wurden bald Bekanntschaften angeknüpft, wie

es Landsleute in einem fremden Lande leicht thun, und wie es gemeinschaftliche Widerwärtigkeiten, namentlich wenn man nach ein und demselben Ziele strebt, schnell herbeiführen. Werner's machten Besuche, und noch viel mehr mehr wurden sie besucht, da es sich verbreitet hatte, sie seien reiche Leute, auf welchen Grund hin ihnen auch vielseitige Vorschläge zu gemeinschaftlichen Unternehmungen gemacht wurden. Der Cassirer ließ sich jedoch von seinem einmal gefaßten Lebensplan nicht abbringen, wenn er ihn auch in gar mancherlei Beziehung jetzt schon ändern mußte. Er hatte zum Beispiel bereits ausgefunden, daß, wenn er auch von dem Verein ein Stück Land erhielt, er doch eine Plantage darauf erst selbst anlegen müßte, daß hierzu aber viele Arbeitskräfte nöthig wären, und daß Neger, die sich hierzu am meisten eignen, erst um einen sehr hohen Preis gekauft werden müßten. Ebenso hatte er sich überzeugt, daß, um eine große Heerde Vieh zu besitzen, man dieselbe für ein bedeutendes Kapital erwerben müsse, oder viele Jahre abzuwarten habe, bis eine solche aus wenigen Stücken herangezogen sei.

Bei allen diesen Betrachtungen concentrirten sich Werner's Hoffnungen immer in Albert, dessen Thätigkeit er dann zu ein und derselben Zeit in sehr vielseitiger Weise in Anschlag brachte. Wenn auch die Plantage jetzt in seiner Phantasie nicht so schnell entstand, als bei

seinen ersten Calculationen in Deutschland, so beruhigte er sich doch nach und nach durch den Gedanken, daß er mit Albert's Hilfe bald eine bequeme und einträgliche Farm erschaffen könne und täglich erweiterte er das Gebiet der Möglichkeit seiner Berechnungen noch um Etwas, bis wie weit er es würde bringen können. Dabei hieß es denn: „Wir bauen uns einige Blockhäuser von rohen Baumstämmen, decken sie mit Schindeln, beschlagen sie inwendig mit Brettern aus gespaltenem Holze, und darin werden wir ebenso glücklich leben, als in unserem alten Hause in Deutschland," oder: „Wir brechen im ersten Jahre nur zehn Acker Grasland um, damit wir keine Zeit verschwenden, den Wald zu roden; fünf Acker werden uns hinreichend mit Mais versehen, die andern fünf Acker bepflanzen wir mit Baumwolle, die uns wenigstens dreitausend Pfund derselben liefern, welche zu zehn Cent gerechnet uns dreihundert Dollars baares Geld einbringen. Ausgaben haben wir keine, da wir für mehrere Jahre mit Allem versehen sind, weshalb wir wenigstens zweihundert Dollars am Ende des ersten Jahres verwenden können, um Vieh zu kaufen."

Niemals fragte sich aber Werner bei diesen Berechnungen, wer die Bäume zu den Blockhäusern fällen, wer sie heranfahren und zurichten und wer jene aufbauen solle; wer die Schindeln verfertigen, das Holz

zu Brettern spalten werde; wer die zehn Acker steinhartes Land pflügen, bepflanzen und bearbeiten könne, und ob auch das Grasland gleich eine volle Ernte geben würde, was dies erst im dritten Jahre zu thun pflegt.

Doch einmal den Pfad der Hoffnung wieder betreten, schritt Werner muthig auf ihm fort und vergrößerte und verschönerte täglich seine Luftschlösser, wobei die Frauenzimmer nicht unthätig blieben, denn Madame Werner ließ in Gedanken eine Heerde schöner Kühe aufmarschiren, um sie selbst zu melken und die Milch in Butter und Käse umzuwandeln, und verfehlte nicht, diese Artikel auch sogleich für Hunderte von Dollars verkauft zu haben, während die Mädchen sich eine große Anzahl von Schafen herbeidachten, die sie unter ihre Obhut nahmen, und aus deren Wolle sie Kapitalien sammelten. Albert allein wollte in diese Berechnungen nicht einstimmen, sondern wies bei jeder Gelegenheit auf die großen Schwierigkeiten hin, die der Erreichung dieser herrlichen Wünsche entgegenständen, weshalb die Familie in seiner Gegenwart bald vermied, dies Lieblingsthema zu behandeln, sich aber desto mehr an demselben erfreute, wenn er auf die Jagd oder zum Fischen gegangen war.

Viertes Kapitel.

Die Sonne, schlechte Lebensmittel, Krankheit, Flucht von Indian Point, Albert Werner's Abreise nach Neu-Braunfels, Todesfall in Werner's Familie, die Farm der Gebrüder Johnson. Ben Johnson, Bob Johnson, die Hauskatze, der Fuhrmann, hoher Fuhrlohn, Werner's Abreise von Indian Point, beschwerliche Reise, das Nachtlager.

So verstrichen mehrere Wochen, ohne daß eine Aenderung in dem alltäglichen Leben Werner's eingetreten wäre; es wurde gehofft, immer gehofft, und diese Hoffnung wurde namentlich durch des Agenten Mittheilung belebt, daß es dem Verein wahrscheinlich bald gelingen werde, Fuhrwerke für den Transport der Emigranten zu verschaffen.

So sehr Werner's aber auch durch ihr Vertrauen auf eine glückliche Zukunft das Mißliche ihrer Lage zu bekämpfen suchten, so gab es doch *eine* Unannehmlichkeit, *einen* Feind, der ihnen von Tag zu Tag ernster und drohender entgegentrat, und den weder ihre Einbildungskraft, noch ihr Entschluß, mit einem bescheidenen Loos zufrieden zu sein, von ihnen abwehren konnte.

Dieser Feind war die Sonne, die von Tag zu Tag ihre Strahlen senkrechter auf sie herabwarf, so daß sie in der Mittagsstunde kaum noch ihren eigenen Schatten unter ihren Füßen sehen konnten, und ihnen der

Aufenthalt in ihrem Zelte während des Tages beinahe unerträglich wurde. Das Gewebe der starken Leinwand war nicht dicht genung, die Sonnenblitze von Werner's abzuhalten; es wurden noch Tücher, ja wollene Decken darüber ausgebreitet und das Zelt hinten und vorn weit geöffnet, doch die Gluth, die über dem dürren, durchhitzten Sand zitterte, und vor der das Auge geblendet zurückschreckte, konnte nicht aus dem Zelt fern gehalten werden, und nur wenig Erquickung gewährten die Fächer, die während des ganzen Tages geschwungen wurden.

Auch das mit Salz geschwängerte Wasser wurde mit jedem Tag wärmer, es fachte mehr den Durst an, als es ihn löschte, während derselbe durch den täglichen Genuß von Salzfleisch sich ungewöhnlich heftig einstellte.

Zugleich fühlten Werner's mit großer Entbehrung die Verschiedenheit zwischen den Nahrungsmitteln, an welche sie in ihrer alten Heimath gewohnt gewesen waren, und denen, die ihnen hier zu Gebote standen. Wenn dieselben früher auch keineswegs aus ungewöhnlichen Leckerbissen, sondern mehr aus einer einfachen deutschen Hausmannskost bestanden hatten, so war ihr Tisch doch täglich mit einer guten Suppe, Gemüse, Kartoffeln und Mehlspeisen, sowie auch in jeder Woche einige Male mit frischem Fleisch versorgt gewesen.

Jetzt hatte der moderige Mais und das Salzfleisch Alles dies zu ersetzen. Täglich mußte Albert mit großer Anstrengung den ersteren zu Mehl umwandeln, um daraus ein elendes, schwer verdauliches, trockenes Brod zu backen; es wurde die Grütze, aus der das Mehl ausgeschieden war, zu Brei gekocht genossen, in Fett zu Kuchen gebacken, oder auch mit Wasser zu einer Suppe bereitet. Kaffee ohne Milch spielte dreimal des Tages eine Hauptrolle bei Werner's Mahlzeiten, und nur selten wendeten sie einige Pfund des theuern frischen Fleisches an sich.

Diese Veränderung der Nahrung in Verbindung mit der des Klimas verfehlte nicht, auf den Gesundheitszustand der Familie Werner nachtheilig einzuwirken, was sich durch wenn auch nicht gefährliche, doch sehr unangenehme frieselartige Hautkrankheiten äußerte, die, sowie die Stiche der Mosquito's, sie Tag und Nacht beunruhigten. Unter den Europäern aber, die schon längere Zeit hier gelegen hatten, brachen mit der zunehmenden Hitze mehr und mehr ernstliche Krankheiten aus, kalte Fieber, Nervenfieber, Ruhren wurden immer häufiger, fast täglich gab es Sterbefälle und Begräbnisse.

Noch immer konnte der Agent Rößler keine nähere Auskunft über die Resultate der vielseitigen und eifrigen Bemühungen des Vereins, Wagen im Osten des Landes

zu miethen, geben, es war die Aussicht der Emigranten, von diesem täglich mehr Gefahr drohenden Platz fortzukommen, noch um keinen Schritt vorgerückt.

Einzelne mit Ochsen bespannte Fuhrwerke erschienen zwar in Indian Point, doch sie waren von Kaufleuten im Lande mit Produkten beladen heruntergesandt und mußten von den großen, hier angesammelten Waarenvorräthen Ladungen zu denselben hinaufführen, so daß sich für die Einwanderer dadurch keine Gelegenheit bot, ihr Gepäck oder sich selbst darauf von hier wegzuschaffen. Während dessen stieg die Sonne täglich höher am Himmel auf; mit Angst und banger Besorgniß für den kommenden Morgen erfüllten sich die Herzen der Emigranten, wenn die Nacht entschwand, mit Schrecken blickten sie nach Osten über den dunkeln Saum des ruhigen Golfs, wenn die Morgenröthe sich zeigte, und schaudernd sahen sie die ersten Sonnenstrahlen zu sich herüberblitzen, während ihre Augen mit Sehnsucht an den fernen, unbeweglich den äußersten Horizont umgürtenden, duftigen kleinen Wolken hingen, von denen keine heraufsteigen und sich schützend zwischen sie und die sengende Sonne stellen wollte. Kraftlos und niedergeschlagen verkrochen sie sich während des Tages unter ihren mangelhaften Ueberdachungen, oder schlichen ermattet durch den heißen Sand nach den Wasserlöchern, dort einen lauwarmen Trunk zu holen.

Die Luft stand in der Mittagszeit unbeweglich, die Sonnengluth zitterte und glitzerte auf dem öden Gestein der Küste, und eine Stille herrschte dann in dem von so vielen tausend Menschen bewohnten Lager, die deutlich deren Angst, Sorgen und Entmuthigung bezeugte.

Schweigend und mit bekümmertem ernstem Ausdruck blickten die Familienväter auf ihre um sie im Zelte gelagerten Lieben, und mancher innere Vorwurf, manche schwer gefühlte Verantwortlichkeit war in ihren Zügen zu lesen. Wenn aber der Tag sich neigte, die glatte Fluth des Golfs sich kräuselte und ein kühlender Luftzug über ihn nach dem Strande wehte, dann lebte Alles wieder auf; die Leute kamen aus ihren Zelten und Erdhütten hervor, trugen ihre Kranken hinaus, wo sie von der Luft freier umweht wurden, legten sich in die kommende und ziehende Brandung, um deren rollende leichte Wogen über sich hinlaufen zu lassen, und streckten sich mit möglichst weniger Bekleidung auf den feuchten Sand am Ufer hin, um sich zu kühlen und von der ermattenden Gluth des Tages zu erholen.

So kam und ging ein Tag nach dem andern; das Bedürfniß, aus dieser Hölle fortzukommen, wurde immer dringender, die Klagen wurden immer lauter, immer verzweifelter, und Rößler, der thätige, menschenfreundliche Agent des Vereins, ward immer ungestümer und rücksichtsloser bedrängt, Hilfe zu verschaffen.

Einzelne wohlhabende Familien bewogen durch Zahlung großer Summen amerikanische Fuhrleute, welche Produkte aus dem Innern gebracht hatten, auf die Rückfracht zu verzichten und statt derselben ihre Effekten und Personen nach Neu=Braunfels zu fahren.

Das Gerücht dieser unerhörten Fuhrlöhne verbreitete sich bald durch das Land; jeder Farmer, der einen Wagen bespannen konnte, zog mit ihm nach Indian Point, um auch solche Preise für eine Fracht zu bekommen, und da die Krankheiten daselbst einen epidemischen Charakter angenommen hatten und die Sterblichkeit auf eine Schrecken erregende Weise zunahm, so kamen, sobald sich ein Fuhrmann sehen ließ, schnell viele Familien überein, nur das Allernothwendigste von ihrem Gepäck auf dessen Wagen zu laden, wofür häufig die letzten Thaler ihrer Baarschaft hingegeben wurden, und zu Fuß nebenher ihre Flucht von hier anzutreten.

Andere, welche alle ihre Mittel bereits in dem Lager verzehrt hatten, wollten die Gelegenheit benutzen, wenigstens ihre Personen in Sicherheit zu bringen, übergaben dem Agenten ihre sämmtlichen Effekten zum Aufbewahren und folgten dem einzelnen oder mehreren Wagen, wenn sie Indian Point verließen.

Männer und Weiber mit kleinen Kindern auf den Armen und von größern gefolgt zogen, bis an die Knöchel im glühenden Sand watend, auf der Straße dahin,

mit Regenschirmen, mit Tüchern, mit Körben über den Köpfen, in aller Hast vorwärts schreitend und nicht umblickend, als fürchteten sie, daß der Tod bringende Feind sie noch zurückhalten möchte.

Trotz Sonnengluth und mit äußerster Anstrengung folgten sie den Wagen wie ein Strich Zugvögel, um am Abend entkräftet bei dem Lagerfeuer des Fuhrmanns niederzusinken; doch nur Wenige von ihnen erreichten das Ziel ihrer Wünsche. Wehklagend und jammernd sahen die Eltern ihre Kinder am Wege niederfallen und das Leben aus ihnen entfliehen; doch todt war todt, sie durften sich nicht aufhalten, die Lieblinge wurden in den Sand gescharrt, ein Kreuz, von Stöcken zusammengebunden, auf das Grab gesteckt, und vorwärts eilten die trauernden Hinterbliebenen dem Wagen nach, während ihre Thränen sich im Sande verloren. Dann mußte in gleicher Weise der Mann von der Frau, die Frau von dem Manne scheiden, und von vielen zahlreichen Familien wurde auch nicht ein Mitglied aufgespart, um die Kunde von deren Schicksal nach Neu-Braunfels zu bringen.

Bis jetzt war die Familie Werner nur von belästigenden Frieseln befallen worden, und die tröstliche Hoffnung, daß der Verein bald Wagen zu ihrer Beförderung senden würde, hielt sie immer noch an ihr Zelt

und Gepäck gebunden; doch ihre Angst, ihre Besorgniß wuchs von Tag zu Tag, denn jeder neue Morgen rief ihnen durch die herzzerreißenden Wehklagen der Begleiter von Leichenzügen, die an ihrem Zelt vorüberkamen, die Gefahr, in der sie schwebten, in das Gedächtniß zurück. Särge für die Verstorbenen waren nicht mehr anzuschaffen, diese wurden in alte Kisten gesteckt, oder auch eine Anzahl zusammen nur auf einen Wagen gelegt und hinaus nach den Gruben gefahren, die für ihre Aufnahme in den Sand gegraben waren.

Mit Zunahme der Krankheit, des Unglücks, des Elends unter den Emigranten machte sich auch unter ihnen Egoismus, Gefühllosigkeit, Hartherzigkeit und selbst Grausamkeit täglich mehr geltend; Jeder sorgte nur für sich selbst, Niemand nahm Antheil mehr an den Leiden Anderer, Keiner wollte mehr seinen Nachbarn hilfreiche Hand leisten, während doch viele Zelte so mit Kranken gefüllt waren, daß sich kaum noch Einer darin befand, der für die Uebrigen einen Trunk Wasser holen konnte.

Die Hitze steigerte sich immer mehr, der Himmel wollte keine Wolken öffnen, der laue Abendwind wehte, mit dem feinen fliegenden Staub des Sandes geschwängert, durch die Reihen der Zelte und Hütten; doch so sehr die Sehnsucht ihrer Bewohner nach Erlösung aus

diesem qualvollen Aufenthalte von Minute zu Minute zunahm, so erschienen doch keine Wagen von Neu-Braunfels.

Endlich brach auch die Geduld Werner's; sie sahen ein, daß sie hier nicht lange mehr verweilen dürften, wollten sie nicht auch von der herrschenden Epidemie befallen werden; sie sannen und besprachen sich über Mittel und Wege, um ihre Abreise von hier möglich zu machen, und, da sie sich nicht entschließen konnten, solch einen ungeheuern Preis einem amerikanischen Fuhrmann für ihre Fahrt nach Neu-Braunfels zu zahlen, wie Andere gethan hatten, so beschlossen sie zuletzt, Albert sollte zu Pferd dorthin eilen, um sich persönlich an die Direktion des Vereins zu wenden und dieselbe zu bestimmen, einen Wagen für seine Familie nach Indian Point zu senden.

Am folgenden Morgen theilte Werner diese seine Absicht dem Agenten mit, welcher ihm die Erfolglosigkeit des Unternehmens vorstellte, indem der Verein wirklich nicht im Besitze von Wagen sei und auch im Augenblick solche für Geld gar nicht anschaffen könne. Er rieth ihm dagegen, den ersten besten Fuhrmann, der mit Produkten nach Indian Point käme, zu irgend einem Preis zu bestimmen, ihn und seine Familie nach Neu-Braunfels zu fahren, und nur das allernothwendigste Gepäck mitzunehmen, so daß die Seinigen sämmt-

lich Raum zum Sitzen darauf behielten; denn es sei wohl außer Zweifel, daß auch sie sämmtlich binnen Kurzem von der Krankheit befallen werden würden.

Werner jedoch blieb bei seinem einmal gefaßten Beschluß; Rößler war ihm behilflich, ein recht gutes Pferd für Albert zu erstehen, und noch auf denselben Abend ward dessen Abreise festgesetzt.

Es war ein schwerer Abschied zwischen ihm und den Seinigen, denn Jene sahen in dem schönen, kräftigen Jüngling ihre eigentliche und alleinige Stütze. Seine vernünftigen klaren Ansichten hatten sich bei jeder Gelegenheit als die richtigen bewährt, durch seine schaffende Thätigkeit hatte er den elenden Aufenthalt in dem Zelt für seine Familie doch erträglich gemacht, sein liebevolles Benehmen, seine immer heitere Laune hatten sie davon abgehalten, sich allzu traurigen, verzweifelten Betrachtungen über ihre Lage hinzugeben, und seine Energie, Entschlossenheit und Furchtlosigkeit hatten bei den häufigen Reibungen und Zwistigkeiten, die mit einer so sehr gemischten Bevölkerung, wie die des Lagers, unvermeidlich gewesen waren, stets dieselben zu ihrem Vortheil beseitigt.

Den alten Herrn traf der bevorstehende Verlust dieser Stütze mehr noch, als die Andern, denn er fühlte, wie nun alle Last, alle Sorge für die Familie allein auf seine Schultern fallen würde; es wurde ihm jetzt

klar, daß er die Thätigkeit seines Sohnes stets sich selbst zugerechnet hatte, und mit Bangigkeit überdachte er die vielen kleinen Dienste und die Hilfe, die Albert tagtäglich zu Gunsten der Familie geleistet, und die zu übernehmen er sich, so unbedeutend sie auch sein mochten, nicht getraute.

Auch Albert wurde im Augenblick des Scheidens das Herz schwer; denn obgleich seine Eltern und Geschwister bis jetzt noch von der herrschenden Krankheit verschont geblieben waren, so standen ihm doch die Schreckensscenen und Trauerzüge, die er täglich hier mit angesehen hatte, zu gräßlich und lebendig vor der Seele, als daß er sich über die Lage seiner hier zurückbleibenden Familie hätte beruhigen können. Die Hoffnung aber, Hilfe für sie zu schaffen, gab ihm Kraft, seinen Lieben tröstlich zuzureden, während der Ritt durch ein wildes, noch so wenig angebautes Land, so wie überhaupt sein erstes selbstständiges Auftreten und Handeln für die Seinigen ihn mit Willenskraft und Entschlossenheit beseelte.

Freilich traten auch ihm Thränen in die Augen, als er sah, wie niedergeschlagen und bebend seine Lieben ihre feuchten Blicke auf ihn hefteten, wie sie ihn immer noch einmal in ihre Arme, an ihr Herz drücken wollten, und wie sein Vater sich vergebens bemühte, sich selbst durch eine aufrechte Haltung Muth einzuflößen; doch

der Augenblick des Scheidens war gekommen, Albert hatte sich auf sein feuriges Roß geschwungen, und, mit der Hand Lebewohl winkend, sprengte er, von einer Wolke Staub gefolgt, auf der sandigen Straße dahin.

Die Sonne stand schon tief, als der Liebling der Werner'schen Familie aus deren Blicken verschwand. Mathilde hatte das karge Abendbrod bereitet, ihre Eltern und Geschwister setzten sich schweigend und mit feuchten Augen um den Kasten, auf dem es stand, doch es wollte Keinem von ihnen munden, und bald nachher saßen sie traurig vor dem Zelt, drängten sich näher aneinander, als suchten sie gegenseitig Stärkung in ihrer Trübsal, und blickten in den goldenen Abendhimmel der ihnen fürchterlichen Sonne nach, die ihnen die Schreckensworte zuzurufen schien: „Wartet nur, ich komme bald wieder!"

In der Nacht wurden die Eltern plötzlich durch lautes Klagen ihrer zweiten Tochter geweckt; erschreckt eilten sie an das Lager, auf dem sich das Kind umherwarf und krümmte, und ihre Bestürzung war so groß, daß sie nicht wußten, was sie zuerst beginnen sollten, um dem kranken Mädchen zu helfen.

Doch Mathilde hatte sich rasch angekleidet und die Laterne angezündet und eilte fliegenden Schrittes nach der Stadt zu der Wohnung des Arztes, um ihn zur Hilfe herbeizuholen. Derselbe war aber schon zu einem

andern Kranken in das Lager gerufen worden, dessen Namen man ihr nannte, und, ohne sich aufzuhalten, lief das geängstigte Mädchen zurück und in der Dunkelheit zwischen den Zelten hin, bis sie endlich außer Athem dasjenige erreichte, wo der Arzt sich befand, der willig ihrer flehentlichen Bitte, mit zu ihrer kranken Schwester zu eilen, folgte.

Martha war von der herrschenden Ruhr und dem sie gewöhnlich begleitenden nervösen Fieber befallen, kämpfte während des folgenden Tages unter den unsäglichsten Schmerzen gegen den Tod und war, als die Sonne sank, eine Leiche.

Der Jammer, die Verzweiflung, mit der die Eltern und die Geschwister die Nacht bei dem todten Kinde zubrachten, war herzzerreißend; Werner saß wie eine Bildsäule neben dem Ausgang des Zeltes, seine hageren Hände gefaltet zwischen die Kniee gedrückt und seine Blicke gegen den dunkeln Sternenhimmel gerichtet, wobei von Zeit zu Zeit eine Thräne über sein unbewegliches trockenes Gesicht herabrollte und ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg. Die Mutter aber lag jammernd über ihr entschlafenes Kind hingeworfen, ihre Lippen konnten sich nicht von dem kalten Mund des Lieblings trennen, ihre Thränen rollten auf dessen geschlossene Augen, als suchten sie durch diese Fenster Eingang zu seiner Seele, und die kleinen zarten Hände

des Mädchens hielt sie krampfhaft gegen das Mutterherz gedrückt. Auch sie seufzte schwer, und eben so that es Mathilde, die, mit dem Gesicht in ihre Hände gesunken, an der andern Seite der todten Schwester saß. Wären diese Seufzer in Worten ausgesprochen worden, so hätte man einstimmig den Namen der „alten Heimath" gehört; doch Keines von Allen wagte es sie zu nennen, sie hing wie ein Fluch Eines gegen den Andern auf ihren Lippen, und schaudernd suchten Alle sich von der Erinnerung an sie loszumachen. Aber sie stand wie ein Gespenst vor Aller Seelen, und je mehr sie sich gegen den Gedanken an sie sträubten, desto deutlicher warf sie ihnen den Uebermuth vor, mit dem sie dieselbe verlassen hatten.

Mit unsicherem, wankendem Schritt ging Werner, als der Tag graute, zu Herrn Rößler, um ihm sein Elend zu klagen und ihn um Hilfe zur Beerdigung des Kindes anzurufen. Der Agent nahm innigen Antheil an dem schweren Schicksal Werner's und war gern bereit, ihnen hilfreiche Hand bei dem letzten Liebesdienst gegen das Kind zu leisten; demzufolge leerte er eine große Kiste, die mit Schuhen gefüllt in dem Lagerhaus stand, und ließ sie durch seine Arbeiter nach dem Zelte Werner's bringen, damit sie der Leiche als Sarg dienen möge.

Marthchen wurde nun von der Mutter und ältesten

Schwester ihr bestes weißes Kleid angezogen, es wurde ihr ein Kränzchen von künstlichen Blumen, welches sie vor einem Jahr auf einem Kinderball in dem Haar getragen hatte, auf den kleinen Lockenkopf gesetzt, und dann wurde die Kiste zugenagelt.

So sehr der Agent auch dagegen eiferte, daß die Familie die Kleine hinaus nach der Grube begleitete, so konnte er sie doch trotz der erdrückenden Hitze nicht davon zurückhalten, dem Kind durch den tiefen heißen Sand zu folgen, und erschöpft und mit blutendem Herzen kehrten sie dann zu ihrem Zelt zurück, um sich dort von Neuem den Ergüssen ihres Schmerzes, ihrer Trostlosigkeit hinzugeben.

Die Straße von Indian Point nach Neu=Braunfels, eine Entfernung von nicht ganz zweihundert englischen Meilen, führte über Victoria, Gonzales und Seguin, drei hart an dem Guadelupefluß gelegene Städtchen von sehr wenig Bedeutung. Ein breiter Strich Landes, der sich längs des Golfs an der Küste hinzieht, ist öde und mit Sand bedeckt; von da hebt sich das Erdreich etwas mehr, so daß ein kümmerliches Gras aufsprießt, doch da das Land günzlich flach und thonig ist, und der Regen nicht abfließen kann, so ist das Gras sauer und der Boden unfruchtbar.

Weiter jedoch in das Land hinein steigt die Erde wellenförmig, der Boden wird sehr weich und ergiebig,

und die üppigste Vegetation schießt hervor. Die Ufer der Flüsse aber sind bis zu ihrer Mündung in den Golf mit der reichsten Pflanzenwelt geschmückt, und besonders zeichnen sich die der Guadelupe durch einen kolossalen majestätischen Baumwuchs aus. Der östliche Theil von Texas trägt mehr den Charakter eines Waldlandes, während diese westlichen Gegenden aus offenen Grasländern bestehen, die auf das Anmuthigste mit Baumgruppen und Strichen Waldes so durchzogen sind, als wären Menschenhände vor sehr vielen Jahren mit Anlagen von Parken und Ziergärten hier thätig gewesen.

Etwa zwanzig Meilen oberhalb Victoria verließ ein alter, wenig benutzter Fahrweg die Hauptstraße, wandte sich westlich über die Guadelupe und zog sich dann in mehr nordwestlicher Richtung zwischen den Gewässern des Coleto- und des Sandies-Flusses nach San Antonio. Nahe an dem üppigen Ufer des Sandies, ungefähr sechs Meilen westlich von der Guadelupe und eine Meile weit von der gedachten verlassenen Straße, befand sich eine kleine Niederlassung, die aus zwei ganz unmittelbar aneinander gelegenen Farmen bestand. Auf den beiden Ufern dieses kleinen Flusses zog sich ein schmaler Strich Waldes hin, dessen ungeheuere Bäume von dem reichen Boden zeugten, aus dem sie ihre Nahrung sogen.

Die nebeneinander stehenden Wohngebäude beider Farmen bestanden aus Blockhäusern, welche von den mächtigen Aesten der sie umstehenden alten Pekannußbäume dicht überschattet wurden, so daß kaum ein Sonnenstrahl durch das dunkle Laubdach zu ihnen dringen konnte. Dicht hinter denselben stürzte sich der Fluß schäumend und brausend über wild aus ihm hervorragendes Gestein durch den tiefen Schatten des Waldes und hielt die üppigen Wasserpflanzen mit ihren wundervollen Blüthen, die zwischen den Felsblöcken emporgeschossen waren, so wie die ungeheuern Weinranken, die aus der Höhe der Bäume herab in seine Wellen hingen, in ewiger Bewegung.

So viel Schönheit die Natur auch auf diesen Platz verwendet hatte, so wenig war von den Bewohnern desselben hier für das Auge gethan. Die vor Jahren gefällten Bäume, welche den Gebäuden hatten Platz machen müssen, lagen noch halb vermodert in den Wald hineingestürzt und hatten andere, in deren Weinranken sie gefallen waren, an denselben zu sich niedergebeugt. Baumäste, gespaltenes Scheitholz, abgesägte Stämme lagen in wilder Unordnung um die Häuser her, eine elende, von Baumstämmen auf einander gelegte Einzäunung umgab dieselben in geringer Entfernung, wodurch ein wüster Hofraum um sie gebildet

wurde, auf dem einige zerbrochene Wagenräder, ein Paar alte Pflüge und verschiedenes Ackergeräth zerstreut umher lag. Nirgends war die Spur eines Gartens zu sehen; die den Verandas vor den Häusern als Säulen dienenden morschen Baumstämme waren nicht von Schlinggewächsen umrankt, und in der ganzen Umgebung der Ansiedelung zeigte sich keine Blume, die durch Menschenhand hierher gebracht oder gepflegt worden wäre. Auf der Einzäunung hingen einige zerlumpte Hemden von grobem Baumwollenzeug, ein Beinkleid von gleichem Stoffe und einige noch nicht trockene Hirschhäute.

Der Abend hatte sich über die Gegend gelegt, als ein Mann mit einem Korb voll Mais aus einem der Häuser herauskam und nach der großen Stahlmühle ging, die an einem Baumstamme zwischen denselben befestigt war. Ein Hemd, eine blaue baumwollene Hose und ein Paar schwere Schuhe machten seine ganze Bekleidung aus; sein kohlschwarzes Haar hing zurückgestrichen auf seinen durch die Sonne gebräunten Nakken herab, und ein Paar unheimlich blitzende kleine schwarze Augen sahen unstät unter seinen buschigen Brauen hervor. Er war ein Mann von einigen dreißig Jahren, von schlanker, doch vornüber gebogenen Gestalt, hielt seinen Kopf stets etwas gesenkt, so daß

er, wenn er Jemanden anblickte, immer von unten heraufsah, und in seinen Bewegungen lag etwas Nachläßiges und Unbekümmertes.

Er hatte den Mais in die Mühle geschüttet, ein großes Stück Kautabak in den Mund gesteckt und setzte nun mit Anstrengung seiner beiden Arme das eiserne Rad an der Mühle in Bewegung, um den Mais in Mehl umzuwandeln.

Während er hiermit beschäftigt war und von Zeit zu Zeit inne hielt, um frische Kräfte zu sammeln, und dann mit einem halblaut ausgesprochenen Fluch die Arbeit wieder begann, kam ein Reiter in ähnlicher Tracht, nur noch mit einem alten zerrissenen Strohhut bedeckt, auf die Ansiedlung losgetrabt und trieb, indem er eine ungeheuer lange Fahrpeitsche schwang, sechs Zugochsen vor sich her, von denen die beiden Vordersten lauttönende kupferne Glocken am Halse trugen.

„Ben, da sind die vermaledeiten Bestien, nach denen wir nun schon acht Tage die ganze Gegend ausgesucht haben. Sie lagen kaum eine halbe Meile von hier im Holze und hüteten sich wohl, die Köpfe zu bewegen, damit man die Glocken nicht hören sollte. Doch den einen hat wahrscheinlich eine Stechfliege härter getroffen, als er es vertragen konnte, und da ließ er denn seine Musik erschallen, die sie mir Alle verrieth; sie sollen aber dafür büßen," rief dieser Reiter, Bob John-

son, seinem ältern Bruder Ben, dem Manne an der Mühle zu, worauf er einen gräulichen Fluch gegen die Ochsen ausstieß und dem ihm nächsten davon mit der am Ende der Peitsche befestigten Schnappe von roher Rindshaut einen Schlag gegen den Kopf führte, daß das Thier vor Schmerz sich bäumte und dann mit blutendem Auge und gesenktem Kopf davon rannte.

„Bei Gott, das war ein guter Hieb, ich bin verdammt, wenn ich ihm nicht das Auge aus dem Kopf gehauen habe; wie er abgeht!“ rief Bob mit schallendem Gelächter und trieb die Ochsen, indem er hinter ihnen her galloppirte, in eine unweit der Häuser gelegene Einzäunung. Darauf kehrte er zu den Wohngebäuden zurück, hing den Sattel und Zaum seines Pferdes auf den Zaun neben die Hirschhäute und begab sich dann unter die Veranda des einen Blockhauses, wo er sich auf einen roh aus Holz geschnitzten Stuhl niedersetzte, sich zurück gegen das Haus lehnte und sein Taschenmesser auf der Schuhsohle wetzte.

Er war ein untersetzter breitschulteriger Mann von unangenehm häßlichen Gesichtszügen, die namentlich durch die Blattern sehr gelitten hatten, mit rothem Haar, dicker Nase und aufgeworfenen Lippen.

Vor beiden Blockhäusern wurde es jetzt lebendig; eine Menge Frauenzimmer und Kinder sehr verschiedenen Alters wurden sichtbar, indem mehrere von dem

Fluß herauf, andere aus dem Wald und wieder andere aus den Gebäuden kamen, die Erwachsenen, um häuslichen Verrichtungen nachzugehen, wie Kühe melken, Wasser holen, Feuerholz an die Häuser tragen, die Kinder aber, um sich unter heftigem Schwören und Fluchen auf dem Platze herumzubalgen und zu jagen.

Bob Johnson's Familie bestand aus seiner Frau und sieben Kindern, von denen das Jüngste noch nicht allein laufen konnte, während sein Bruder Ben sechs Kinder und, wie die böse Welt sagte, zwei Frauen besaß, wenigstens lebte die Schwester seiner wirklichen Frau auch bei ihm.

Das Abendbrod war von beiden Familien genossen, als deren sämmtliche Mitglieder sich unter der Veranda vor Ben's Haus versammelten und sich dort theils auf Stühlen, größtentheils aber auf dem roh gezimmerten Fußboden der Gallerie niederließen.

„Hast Du denn den Wagen zurecht gemacht?“ fragte Bob seinen Bruder; „die Ochsen sind nun da, und Du kannst Morgen abfahren.“

„Es ist Alles in Ordnung; ich will mich mit Tagesanbruch auf den Weg machen. Der Tod kommt uns zu Hilfe, das verdammte deutsche Volk soll in Indian Point sterben wie die Fliegen; Alles will fort von da, doch sie sitzen wie Mäuse in der Falle, ohne Wagen müssen sie schon bleiben, wo sie sind. Ich denke, unsere

sechs Ochsen sollen ihnen wohl Lust machen, sich von ihnen aus dem heißen Sandbett fortziehen zu lassen, aber beim Himmel, sie sollen dafür den letzten Cent schwitzen, den sie haben! Ich will Ihnen die Schrauben schon anziehen."

„Du solltest versuchen, fünf oder sechs Familien zusammen zu bekommen, daran ist schon mehr zu rupfen," sagte Bob.

„Nein, besser ich nehme mir eine, sie muß aber schwer sein. Haben wir sie erst hier in unserer Nähe, dann wollen wir sie schon leicht machen. Wenn ich nur die richtige Sorte bekomme!" erwiederte Ben.

„O, darüber kannst Du leicht Auskunft erhalten, der Yankee Thornton, der den Specereiladen in Indian Point besitzt, der hat sie gewiß schon Alle abgewogen und weiß, wie Viel ein Jeder von ihnen werth ist. Wende Dich nur an ihn."

„Sicher werde ich das thun, doch man kann nach dem Gepäck des Volkes schon ungefähr berechnen, ob es der Mühe werth ist, sie anzuzapfen; ich halte die Augen auf, darauf kannst Du Dich verlassen."

Ein wildes Geschrei, lautes Lachen, Schelten der Frau Ben Johnson und heftige Klagetöne einer Katze erschallten in diesem Augenblick im Zimmer; die unter der Veranda versammelten Personen eilten hinein und sahen, daß Madame Johnson die von allem Haar

entblößte Hauskatze vermittelst der großen Feuerzange von dem Kamin nach der Hinterthür des Gebäudes trug und sie dort in das Freie hinauswarf. Kaum hatte das Thier den Boden erreicht, als einige Hunde von der andern Seite des Hofes bellend herzugerannt kamen, da sie glaubten, dasselbe sei ihnen zur Beute hingeworfen.

„Zurück, Bull, hörst du wohl, Parry, willst du gleich zurück!" rief ihnen die Hausfrau, die Feuerzange drohend erhebend, entgegen, doch die Kinderschaar übertönte sie mit aufmunterndem Schreien und hetzte die Hunde an die unglückliche Katze, und in wenigen Minuten war dieselbe von ihnen zerrissen, während die Jungen und Mädchen lärmend und tobend um den Kampfplatz herumsprangen.

Der kleine Ben, ein Knabe von fünf Jahren, hatte sich die unschuldige Freude gemacht, Puß, die Katze, in das große Kaminfeuer, vor welchem seine Mutter das Abendbrod bereitet hatte, zu werfen, als diese gerade noch damit beschäftigt war, das Geschirr zu reinigen und bei Seite zu setzen.

„Diesmal, Johnson, wirst Du es doch dem Taugenichts nicht so ungestraft hingehen lassen?" sagte die Frau zu Johnson, indem sie auf den kleinen Sünder zeigte, der die drohende Bewegung seiner Mutter jedoch nicht sehr zu fürchten schien, denn er blickte mit zusam=

mengezogenen Augenbrauen erboßt nach ihr auf und hielt ihr seine kleine Faust geballt entgegen.

„Laß den Jungen gehen, Du hast immer Etwas an ihm auszusetzen; der Kerl wird gut und einmal ein echter Republikaner werden," erwiederte Johnson, mit Wohlgefallen auf den kampffertigen Knaben blickend.

„Er wird ersten Tags Eins seiner Geschwister in das Feuer werfen, wenn Du ihm so den Willen läßt," sagte die Frau verweisend zu ihrem Manne; doch dieser nahm seinen Liebling mit den Worten bei der Hand:

„Komm, Ben, laß die Weiber in Ruhe; morgen, ehe ich fortfahre, sollst Du Lipp, den großen schwarzen Stier reiten," und zog ihn mit sich fort nach der Veranda, während sich der erzürnte Junge noch einige Male mit gehobener Faust nach seiner Mutter umwandte.

Die kurze Abenddämmerung hatte der Nacht Platz gemacht, die beiden Familien zogen sich in ihre Häuser zurück, die Kaminfeuer wurden mit Asche bedeckt, und bald hatten die Eltern ihre Betten bestiegen, unterdessen die Kinder sich auf wollenen Decken und Bärenhäuten in den verschiedenen Ecken der Zimmer auf den Fußboden hingeworfen hatten, um in gewohnter Weise dort die Nacht zuzubringen.

Kaum graute der Tag des folgenden Morgens, als Ben Johnson über den sechs kolossalen Ochsen, die vor

einen schweren Kastenwagen gespannt waren, seine ungeheuere Peitsche schwang und sie auf der Straße nach Indian Point hintrieb, indem er selbst neben dem langsamen Fuhrwerk ging und von Zeit zu Zeit den einen oder den andern Stier beim Namen rief, welcher Anrede dann häufig ein fürchterlicher Peitschenschlag folgte, der die Haare von der Haut des angesprochenen Thieres fliegen ließ und den Fleck, wo er getroffen hatte, mit Blut bezeichnete.

Am fünften Tag nach seiner Abreise erreichte er gegen Abend den Ort seiner Bestimmung und zog an Werner's Zelt vorüber den hölzernen Gebäuden von Indian Point zu.

„Dort ist wieder ein großer Wagen angekommen, Mutter," sagte Werner zu seiner Frau, neben welcher er vor dem Zelte saß; „ich will gleich zu dem Agenten gehen, damit er mit dem Fuhrmann spricht, ehe uns Andere zuvorkommen. Wir müssen den Wagen haben, mag es kosten was es will, denn bleiben wir länger an diesem schrecklichen Orte, so werden wir Alle hier begraben."

„Ach, Werner, und wenn unsere ganze Baarschaft darauf ginge, miethe den Wagen, damit wir von dieser Küste fortkommen. Siehe, wir haben noch drei Kinder bei uns, so gut und so brav, wie Marthchen war, ach bedenke, wie schnell sie uns entrissen wurde.

Nur um der Kinder willen sind wir ausgewandert, ihnen zu Liebe war uns ja nie ein Opfer zu groß. Laß uns sie retten aus diesem Kirchhof, rette Dich selbst, mein guter Werner, erhalte den Kindern den Vater und mir den geliebten Gatten. Bitte eile, scheue kein Geld, es gilt Euer Leben!"

Mit diesen Worten legte die redliche Frau ihren Arm um ihres Gatten Nacken und drückte ihre Lippen auf seine Stirn.

Mathilde hatte ihrem Vater den Strohhut aus dem Zelt gereicht, und dieser eilte mit möglichst raschen Schritten dem Ochsenwagen nach, den er auch einholte, ehe derselbe die Häuser erreichte.

Als er bei Ben Johnson vorüberging, sah dieser ihn prüfend an, und Werner erwiederte den Blick mit einem freundlichen Lächeln und einem höflichen Gruße.

„Fahren Sie von hier nach Neu=Braunfels?" fragte er Johnson dann und deutete mit seiner Hand nach Norden.

Der Fuhrmann verstand sehr wohl, was Werner von ihm wollte, obgleich er kein Wort Deutsch sprach, nickte mit dem Kopfe und sagte, gleichfalls nach Norden winkend: „Neu=Braunfels." Darauf klopfte ihm Werner mit überströmender Freude auf die Schulter, schüttelte ihm dann die Hand, machte ihm Zeichen, daß er ihn für die Fahrt gut bezahlen wollte, und wußte

nicht, was er Alles thun sollte, um sich dem Mann angenehm zu machen.

Dieser aber sah, neben ihm herschreitend, mit gesenktem Kopf und mit forschendem gierigem Blick seitwärts nach ihm auf und deutete ihm an, daß er bei dem Amerikanischen Kaufmann Thornton zu finden sei. Werner winkte ihm noch sein Einverständniß zu, daß er ihn dort aufsuchen würde, und eilte vor ihm hin zu dem Agenten Rößler, den er noch in seinem Comptoir beschäftigt fand.

Mit größter Bereitwilligkeit begleitete dieser ihn zu dem Kaufmann, vor dessen Laden der Wagen hielt, und vor welchem sich die Ochsen bereits ermüdet in den Staub niedergelegt hatten.

Johnson saß, als Werner und Rößler eintraten, auf dem Ladentisch, hielt seine lange Peitsche zwischen den Knieen und trommelte mit den Absätzen an der vordern Seite des Tisches einen Marsch.

„Wollen Sie eine Ladung Gepäck und Passagiere nach Neu-Braunfels annehmen?" fragte ihn Rößler in englischer Sprache.

„Warum nicht? wenn ich gut dafür bezahlt werde," war Johnson's gleichgültige Antwort.

„Was wollen Sie für die Fuhre haben?"

„Ich denke, fünfhundert Dollars wird nicht zu viel sein," sagte Johnson.

Wie von einem Schuß getroffen fuhr Werner zurück, als er den geforderten Preis nennen hörte, und blickte bald den Fuhrmann, bald den Agenten mit großer Verwirrung an.

„Das ist ja eine unerhörte Forderung," sagte Rößler zu Johnson, „das kann wohl Ihr Ernst nicht sein?"

„Mein ganz verdammter Ernst, es geht auch nicht ein Cent davon ab," antwortete der Fuhrmann; „wenn der Mann einen solchen Preis nicht bezahlen kann, so mag er hier bleiben und sich zu Tode schwitzen, es wird sich schon ein Anderer finden, der ihn gern bezahlt."

„Aber bedenken Sie doch, es ist ja wirklich unchristlich, von der Noth dieser Leute hier Gebrauch zu machen, um ihnen in solcher Weise das Geld abzunehmen," sagte der Agent mit einem ermahnenden Blick.

„Ach Narrheiten, Geld zu verdienen ist nichts Unchristliches, ich bin nicht umsonst nach diesem Pestort gefahren. Wenn der Mann den Preis geben will, so mag er es sagen, sonst sehe ich mich nach andern Passagieren um."

Der Agent gebrauchte alle seine Beredsamkeit, um Johnson's Forderung herunterzustimmen, doch ohne Erfolg, und Werner, der gern sein ganzes Hab und Gut hingegeben haben würde, hätte er damit sein liebes Kind wieder in's Leben zurückrufen können, entschloß sich zuletzt, den geforderten Preis zu zahlen, mit der

Bedingung, daß Johnson schon am folgenden Morgen seine Effekten aufladen und dann alsbald die Reise antreten müsse.

Madame Werner erschrak heftig, als ihr Mann die Summe nannte, für die er den Wagen gedungen habe, doch was war zu theuer, wenn sie daran dachte, daß ihr Mann, ihre Kinder dadurch der großen Gefahr entzogen würden, die sie hier umgab?

Der Rest des Abends wurde von Werner's noch benutzt, um Vorrichtungen zur Abreise zu machen, und als der Wagen am folgenden Morgen vor das Zelt fuhr, waren alle Kisten und Koffer gepackt und geschlossen.

Ein Blick aber auf den Wagen überzeugte Werner's, daß sie nicht die Hälfte ihres Gepäcks darauf laden könnten, wenn sie auch sämmtlich zu Fuß gingen. Der Agent wurde wieder herbeigeholt; er erbot sich, Alles, was sie nicht mitnehmen könnten, in seinem Lagerhaus gut zu verwahren, und rieth ihnen, nur das Allernothwendigste aufzuladen, damit sie auf dem Wagen selbst Alle Raum zum Sitzen behielten.

Die Wahl von dem, was mitgenommen werden und was zurückbleiben sollte, war schwer, denn ein Jedes von der Familie hatte Lieblingssachen, von denen es sich nicht gern trennen wollte. Immer wurde noch ein Stück mehr hinaufgehoben, der Raum für die

Passagiere wurde so beschränkt, daß zuletzt nur noch zwischen den obern Kisten ein Platz übrig blieb, auf welchem eine Person sitzen konnte.

Doch die Freude, das Glück, von hier fort zu kommen, ließ Werner's nicht daran denken, daß sie einem Marsch zu Fuß durch den heißen Sand und in brennenden Sonnenstrahlen nicht gewachsen sein würden, im Gegentheil, sie fühlten sich ungewöhnlich kräftig, als der Wagen sich in Bewegung setzte, und der Cassirer beschwerte sich sogar noch mit einer Doppelflinte.

Ein herzlicher inniger Abschied war von dem freundlichen Agenten des Vereins genommen, wobei dieser versprach, für die zurückbleibenden Effekten beste Sorge tragen zu wollen.

Madame Werner hatte den Sitz auf dem Wagen eingenommen, sie hielt Johanna mit einem Arm umschlungen auf ihrem Schooß vor sich, während sie mit der andern Hand den großen ausgespannten Regenschirm über sich und das Kind erhob.

Werner, Mathilde und Julius, gleichfalls mit Schirmen versehen, folgten dem Wagen in geringer Entfernung, bald an der einen, bald an der anderen Seite der Straße, immer nach den Stellen suchend, wo der Sand durch die hin- und hergezogenen Fuhrwerke nicht zu hoch aufgewühlt war.

So waren sie wohl eine Stunde lang dahingewan-

dert, als die Hitze sie zu ersticken drohte, die Sonnenstrahlen unbarmherzig auf sie niederbrannten und deren Widerschein von dem gelben Sande sie blitzend von unten und von allen Seiten angriff. Ihre Füße brannten, und der feine Staub, der sie fortwährend in einer leichten Wolke umgab, machte ihnen bei dem gänzlichen Mangel an Bewegung der Luft das Athmen schwer. Dazu kam der unsichere, im Sand versinkende Tritt und das Hin- und Hersuchen nach festem Grund, so daß die Fußgänger bald fühlten, wie sie unmöglich die Reise in dieser Weise auf die Dauer fortsetzen könnten.

Doch auf der Höhe der Ladung zu sitzen war ebenso unmöglich, und es war nun zu spät, dieselbe zu verkleinern. Herr Werner konnte bald nicht mehr vom Fleck; er rief dem Fuhrmann zu, still zu halten, doch dieser bedeutete ihn, daß er sich nicht aufhalten könne, und trieb seine Ochsen vorwärts.

Der Cassirer ergriff in seiner Ermattung den Kasten des Wagens und hob sich auf den nach hinten unter demselben hervorstehenden Baum, doch er wurde von dessen schaukelnder Bewegung so sehr herüber und hinüber geschwungen, daß er sich nur kurze Zeit darauf erhalten konnte und plötzlich hintenüber in den Sand fiel. Das laute Schreien der Frauenzimmer bewog Johnson jetzt anzuhalten, Mathilde zog ihn bei der Hand nach dem hintern Theil des Wagens und ver-

mochte ihn endlich, einen Raum auf demselben durch Versetzen der Kisten zu erzeugen, auf welchem Herr Werner, wenn auch nur stehend und sich anlehnend, einen Platz fand.

Wieder setzte sich der Wagen in seine langsame Bewegung, die in dem tiefen Sande wühlenden Räder hüllten sich abermals in eine Staubwolke, und während der Fuhrmann sich hinter die Ochsen auf die Wagendeichsel gesetzt hatte und von Zeit zu Zeit dem Einen oder Andern derselben zurief, folgten Mathilde und Julius mit wankendem Schritt hinterher.

Den durch die sengende Hitze und den wirbelnden Staub erzeugten Durst konnten die Reisenden kaum durch das lauwarme Wasser, welches sie in Blechkannen mit sich führten, löschen, die Lippen brannten ihnen, und die Zunge schien ihnen an dem Gaumen zu kleben. Doch der Gedanke, sich von der schrecklichen Küste zu entfernen, dem gepriesenen schönen Lande entgegenzugehen, ließ sie alle Beschwerden, alle Leiden in stummer Ergebung ertragen, und der Jammer ihrer bekümmerten Herzen machte sich nur durch einen unterdrückten Seufzer, durch eine verstohlene Thräne Luft.

Endlich sank die Sonne, der Wagen lenkte von der Straße ab einer mit schmutzigem Wasser angefüllten Vertiefung zu, wo Johnson die Ochsen anhielt und ausspannte. Er band denselben mit Streifen von

roher Rindshaut die Vorderfüße zusammen und ließ sie dann, je zwei und zwei mit den Hälsen durch Stricke aneinander befestigt, laufen, damit sie sich zwischen dem kümmerlichen Gras, welches hier die Ebene bedeckte, während der Nacht ihr Futter suchen möchten.

In geistiger Abspannung und körperlich erschöpft sanken Werner's bei dem kleinen Feuer nieder, welches Johnson angezündet hatte und durch zusammengetragenes Reisholz unterhielt, dessen Kohlen er unter einen Blechtopf mit Kaffee schob, und über dessen Gluth er ein Stück Speck an einem Stock zum Braten hielt. Werner's begnügten sich mit dem kalten Fleisch und dem Brod, welches sie mit von Indian Point gebracht hatten; sie waren zu sehr ermattet, um noch an die Zubereitung eines Abendessens zu denken, zogen einiges Bettzeug vom Wagen herab auf den durchhitzten sandigen Boden und sanken bald, von Entkräftung und Müdigkeit überwältigt, in fieberhaften unruhigen Schlaf darauf hin. Dennoch war dieser Schlaf für sie eine Wohlthat, denn sie vergaßen ihre Leiden, es schwand die Erinnerung an die alte Heimath, es verblich vor ihrer Seele der Vorwurf, daß sie dieselbe aus Uebermuth verlassen, und daß sie ihre gegenwärtige schreckliche Lage allein sich selbst zuzuschreiben hatten.

Fünftes Kapitel.

Hartherzigkeit, Weiterreise, die Guadelupe, belebte Hoffnung, Verlassen der Straße nach Neu-Braunfels, Lager am Sandiesflusse, Entfernung des Fuhrmanns, Ben Johnson zu Hause, Berathung der Brüder, Erkranken der Madame Werner, der Fuhrmann vermißt, Nachricht vom Entlaufen der Ochsen, Lebensmittel zur Neige, der Farmer Harrick, Ankauf von Lebensmitteln, Werner's rathlose Lage, zwei Kinder krank, Ausbruch der Verzweiflung, ein Todesfall, die Todtengräber.

Der anbrechende Tag führte Werner's aber die trostlose Wirklichkeit wieder vor, sie sahen ängstlich nach Osten hin, wo bald der gefürchtete Feind wieder aufsteigen sollte, und blickten beneidend auf den Fuhrmann, der in ruhigem glücklichem Schlaf noch in seiner wollenen Decke eingehüllt auf dem Sande lag, wie es schien, ohne Sehnsucht nach vergangenem Glück, ohne bange Sorge für seine Zukunft.

Auch er erwachte bald darauf, dehnte und reckte sich, wie Jemand, der sich durch den Schlaf erquickt und gestärkt fühlt, zündete dann wieder ein Feuer an, um ein Frühstück, ähnlich dem letzten Abendessen, für sich zu bereiten, und entfernte sich, nachdem er es genossen hatte, von dem Lagerplatz, um seine Ochsen aufzusuchen und sie zu dem Wagen zu treiben.

Werner's benutzten diese Zeit gleichfalls zum Bereiten von Kaffee und brieten etwas Speck, obgleich sie

weder zu dem Einen, noch zu dem Andern Appetit fühlten; der Schlaf hatte sie nicht erfrischt, sie waren müde und erschlafft, und eine schwere Eingenommenheit des Kopfes hatte sich ihrer bemeistert.

Nach etwa einer Stunde, als die Sonne schon drückend wurde, kehrte Johnson mit den Ochsen zurück, legte ihnen die Joche auf und befestigte sie mit den schweren Zugketten an den Wagen. Werner ersuchte ihn durch Zeichen, ihm behilflich zu sein, die Kisten und Koffer auf dem Wagen anders zu stellen, so daß die ganze Familie darauf gefahren werden könnte, doch der Fuhrmann gab ihm zu verstehen, daß es ihn zu lange aufhalten würde, und machte Anstalt zum Abfahren. Mathilde aber, die ein wenig Englisch sprach, warf sich ihm bittend in den Weg, stellte ihm vor, daß ihr Bruder unmöglich noch einen Tag den Marsch zu Fuß aushalten könne, und daß sie selbst dabei unterliegen müsse; zugleich sah sie flehend zu ihm auf, drückte seine rauhe Rechte zwischen ihren kleinen Händen und netzte sie mit ihren Thränen.

Doch Johnson blieb unbeweglich bei seiner ersten Erklärung, rief den Ochsen zu und schwang die lange Peitsche durch die Luft.

Da zog Mathilde in größter Angst ihren Geldbeutel hervor und hielt dem Fuhrmann ein Goldstück hin, indem sie ihm andeutete, daß sie es ihm geben werde,

wenn er die gewünschte Einrichtung auf dem Wagen machen wolle.

Das Blinken des Goldes wirkte im Augenblick mehr, als der Blick ihrer thränenvollen Augen, als ihr Bitten, ihr Flehen vermocht hatte. Johnson hatte kaum das Geldstück gesehen, als er die Ochsen, die sich schon in die Zugketten gelegt hatten, mit einem langgedehnten „Oh!" wieder zur Ruhe brachte, seine Peitsche in den Sand fallen ließ und, nach dem Wagen schreitend, Werner einen Wink gab, ihm behilflich bei der gewünschten Arbeit zu sein.

Es war keine geringe Aufgabe, die schweren Kisten umzustellen, doch Johnson führte sie mit Gewandheit aus und half, wo seine Kräfte nicht hinreichten, das Gepäck in Bewegung zu setzen, mit dem langen Axtstiel als Hebel nach.

Endlich war die Einrichtung gemacht, Werner's sämmtlich fanden, wenn auch in sehr beschränkter Weise, Raum zum Sitzen auf der Höhe der Ladung, und während sie sich unter ihre Schirme verkrochen, zogen die mächtigen Stiere den Wagen wieder auf der Straße fort.

Der zweite Tag verstrich in gleicher Weise, wie der erste, und so schwanden auch die beiden folgenden; derselbe so schöne, doch für die Reisenden so schrecklich blaue Himmel, dieselbe furchtbare Sonne schwebte über

den Emigranten, und in gleichem Maaße nahmen ihre Kräfte ab, vermehrte sich ihre Beklommenheit, ihre Abgespanntheit. Wohl bemerkten sie, daß das Land sich mehr und mehr mit dichtem Gras und mit Blumen bedeckte, wohl fielen ihre Blicke auf die vielen, noch nicht übergrasten Hügel, die an den Seiten der Straße oft reihenweis aufgeworfen und mit Kreuzen, mit verwelkten Blumen oder nur mit darauf aufeinandergestellten Steinen geschmückt waren; doch sie hatten weder Gefühl für das freundlichere Bild, das sie umgab, noch für die Merkmale des Unglücks, welches ihre Leidensgefährten, die vor ihnen hier vorübergezogen waren, betroffen hatte.

Aber am Abend des vierten Tages weckte sie das lebendige Rauschen eines über mächtige Felsblöcke hinstürzenden Wassers aus ihrer dumpfen Unempfindlichkeit, als sie bei Victoria in dem kühlen Schatten eines hohen dunkeln Waldstriches an das Ufer des krystallklaren, kalten Guadelupeflusses fuhren.

Neues Leben, neue Hoffnung athmeten sie mit der frischen kühlen Luft ein, die sie hier umwehte, und, wie plötzlich in einen Feengarten versetzt, ließen sie ihre Blicke eilen über die in der schäumenden Fluth nickenden blühenden Riesenpflanzen, nach den in luftiger Höhe sich von Baum zu Baum durch das grüne Laubdach windenden Guirlanden von wunderbar schönen

Blumen, durch die kolossalen Stämme und riesenhaften aufsteigenden Weinranken, die sie hier umgaben, und mit stummem Dankgebet zu Gott wandten sich ihre Blicke dem glühenden Abendroth zu, das hier und dort durch den saftig grünen Wald blinkte.

Alles Leid, alles Elend schien Werner's mit einem Male hier verlassen zu haben; wie gern hätten sie alle überstandenen Beschwerden und Schicksale vergessen wollen, hätten sie nicht die geliebte Martha, die sie im glühenden Sande an der Meeresküste hatten zurücklassen müssen, in ihrem Kreis vermißt.

Mit Wollust schlürften sie das frische erquickende Wasser des reißenden Stromes, mit Wohlbehagen ließen sie sich in dem schwellenden üppigen Gras um das lustig flackernde Lagerfeuer nieder, und Madame Werner öffnete mit einem tröstlichen Blick das Geldkästchen, um dem Fuhrmann ein Goldstück daraus hinzureichen, damit er aus dem nahen Städtchen einige frische Lebensmittel für sie herbeiholen möchte.

Es war das erste Mal, daß Johnson das Schatzkästchen zu sehen bekam; sein Blick war zu den Geldrollen in demselben gedrungen, und er hatte Gold daraus hervorblitzen sehen. Mit dem Geldstück in der Hand stand er unbeweglich da und sah dem Kästchen nach, als Madame Werner dasselbe zurück nach dem großen Koffer trug, in den sie es wieder verschloß.

„Eilen Sie," sagte Mathilde in gebrochenem Englisch zu ihm, sein Zögern gewahrend, und winkte mit der Hund nach Victoria hin; „milk, meal, potatoes, butter," worauf der Fuhrmann, nachdem er noch einen gierigen Blick nach dem großen Koffer gesandt hatte, sinnend den Weg nach der Stadt einschlug und bald vor den Augen der Passagiere verschwand.

„Gottlob, Kinder," sagte Werner zu den Seinigen, indem er sich neben seiner Frau in dem Grase niederließ, „nun haben wir gewonnen; hier lebt man wieder auf. Wie frisch die Luft hier ist und wie klar und kalt das Wasser! Habt Ihr jemals solche Bäume gesehen? Sie sind ja höher, als unser Kirchthurm zu Hause."

Das Wort zu Hause und die Erinnerung an den alten Kirchthurm, der stets so traulich nach Werner's Fenstern herübergeschaut hatte, brachte Thränen in die Augen der Mutter, die sie aber unbemerkt wegwischte und ihre damit befeuchteten Finger um das Medaillon preßte, in welchem eine Locke von ihrem in Indian Point ruhenden Liebling eingeschlossen war.

„Sollte mich gar nicht wundern, wenn uns Albert mit einem Wagen entgegenkäme, denn er muß jetzt in Neu-Braunfels sein und wird den Herren dort gehörig in's Gewissen greifen," fuhr Werner fort.

„Und wenn er auch keinen Wagen mitbringt, so wollte ich doch, er wäre schon wieder bei uns. Dieser

Fuhrmann ist ein herzloser Mensch, sein Blick ist mir unheimlich, und er ist mir in der Seele zuwider," sagte Madame Werner; „es war unerhört und grausam, daß er uns seine Hilfe versagte, um Platz auf dem Wagen zu machen, die er uns doch nachher für Geld verkaufte. Wir sind ganz in seine Hände gegeben."

„Nun hier auf der offenen Landstraße haben wir doch wohl Nichts zu befürchten, selbst wenn er auch ein sehr schlechter Mann sein sollte," erwiederte Werner.

„Eine offene Landstraße ist es allerdings, doch wie außerordentlich wenig Ansiedelungen haben wir auf dem ganzen Wege angetroffen; es ist mehr eine Straße durch eine Wildniß, wo man auf menschliche Hilfe nicht rechnen darf; das bezeugen die vielen Gräber, an denen wir vorübergefahren sind."

„Das Land bis hierher war unfruchtbar, doch nun kommen wir durch reiche Gegenden, wo es an Niederlassungen nicht fehlen wird. Wir wollen aber die Betten von dem Wagen nehmen und unsere Einrichtungen für die Nacht machen, ehe es dunkel wird," sagte Werner, stand auf und winkte Julius und Mathilde, ihm zu helfen.

Die Nacht legte sich mit eiligen Schwingen über die Gegend, der westliche Himmel zeigte nur noch ein mattes Roth da, wo die Sonne versunken war, und die Sänger der Nacht, der Whip-poor-will und der

Spottvogel, stimmten ihre süßen klagenden Weisen in den Wipfeln der uralten Bäume an, die sich über dem Lager der Reisenden wölbten, als Schritte im Walde hörbar wurden und Johnson, von der Stadt zurückkehrend, bald darauf zu dem Feuer trat.

Er brachte Werner's eine Bouteille Milch, ein Stück frisches Rindfleisch und ein Säckchen mit süßen Kartoffeln, wobei er andeutete, daß er das Goldstück dafür hingegeben habe.

So unerhört theuer diese Gegenstände nun auch bezahlt waren, so wurden sie doch als etwas lange Entbehrtes von der Familie mit Freuden in Empfang genommen, zumal, da sie in ihnen ein Zeichen mehr erblickten, daß sie die Grenze des verheißenen Paradieses nun überschritten hätten.

Mathilde beeilte sich das Abendbrod zu bereiten, röstete das Fleisch, legte die Kartoffeln zum Braten in die heiße Asche, buk ein Brod von Maismehl und bereitete Kaffee, der heute einmal wieder mit Milch genossen werden sollte.

Es schmeckte Allen vortrefflich, denn Hoffnung würzte das Mahl, und des Waldes duftige Kühle gab den erschlafften Wanderern neue Lebenskraft.

Sie baten Johnson, sich zu ihnen zu setzen und ihr Gast zu sein, doch er lehnte die freundliche Einladung mit Kopfschütteln ab, kauerte über seinem kleinen

Kohlenfeuer und sah oft seitwärts unter seinem zerrissenen Strohhut weg nach dem Koffer hin, in dem das Schatzkästchen eingeschlossen war.

Die Luft fing schon an feucht zu werden, und des Mondes goldene Scheibe blinkte aufsteigend zwischen den Riesenstämmen des Waldes durch, als Werner's sich zur Ruhe legten, um in schönen Träumen ihre Hoffnungen verwirklicht zu sehen.

Es wurde ihnen schwer, sich am nächsten Morgen von diesem Platz der Erholung zu trennen, doch Johnson war schon sehr früh zur Abfahrt gerüstet und drang auf Eile, da er, wie er sagte, einen langen Tagesmarsch vor sich habe.

Wie sehr wurden ihre neu gesammelten Hoffnungen wieder herabgestimmt, als die Reisenden sich abermals auf der offenen Straße in der Gluth der Sonne befanden, gegen welche die Regenschirme ihnen nur so wenig Schutz gewährten. Zwei Tage lang waren sie wieder von den langsamen Zugthieren dahin geschleppt worden, als der Fuhrmann gegen Abend von der Hauptstraße ab in einen weniger gangbaren Fahrweg einbog und einem hohen Wald entgegenfuhr, in dem sie zu ihrem Entzücken nochmals die schöne Guadelupe begrüßen sollten.

Die Ochsen hatten das Fuhrwerk in die Mitte des schäumenden Wassers gezogen, wo Johnson sie zurück-

hielt, damit sie ihren Durst in den klaren Fluthen löschen möchten, während die tobenden Wellen sich zwischen den Rädern brachen und ihren Schaum hoch umherspritzten.

Dieselbe erquickende Waldluft empfing hier die Emigranten, wie sie solche bei Victoria eingeathmet hatten, das monotone Rauschen des Flusses, die feierliche Ruhe des Waldes und das geheimnißvolle Dunkel, welches seine verschlungenen Aeste überdachten, machten den Reisenden den Unterschied dieses Ortes gegen die offene blendende Gluthfläche, die sie während der letzten Tage ununterbrochen durchzogen hatten, um so fühlbarer, und mit Freuden sahen sie, daß Johnson, als der Wagen das andere Ufer erreicht hatte, die Zugthiere von den Ketten befreite, um sie ihrem Futter nachgehen zu lassen.

Werner's ahneten nicht, daß sie die Straße nach Neu-Braunfels verlassen hatten und sich auf einem abgelegenen, selten befahrenen Wege nach San Antonio befanden; sie waren glücklich, daß das Bild ihres geträumten Paradieses sie wieder umgab, und zählten die Tage, bis wann sie das schöne Ziel ihrer mühseligen Reise erreichen würden. Zwar mußten sie sich am frühen kommenden Morgen wieder von diesem reizenden Ruheort entfernen, doch das Land, welches sie heute durchzogen, war mit reichem wogendem Gras und mit

bunten Blumenfeldern bedeckt, hier und dort hoben sich Bäume und Gebüschgruppen in malerischer Abwechselung aus der grünen Fläche empor, und lange Striche Hochwaldes zeigten den Lauf kleiner Flüsse an, die sich in deren Schatten der Guadelupe zuwandten.

Schon gegen Mittag erreichten sie das Ufer eines dieser wilden Gewässer, des Sandiesflusses, wo ihnen Johnson zu ihrer nicht geringen Freude mittheilte, daß er hier bis Morgen rasten würde, da der nächste Tagesmarsch ein sehr lange sei, auf dem sie vor spät Abends gar kein Wasser antreffen würden.

Sie hatten den alten Weg auf eine kurze Entfernung verlassen, um unter den himmelhohen Bäumen, die den Bach überschatteten, einen bequemen und gegen die Sonne geschützten Lagerplatz zu beziehen, auf dem sie, da ihnen Zeit genug dafür blieb, mit Hilfe des Fuhrmanns das Zelt aufschlugen, um sich weniger dem starken Thau und der Nachtluft auszusetzen.

Während sie nun mit ihrer häuslichen Einrichtung und mit Zubereiten des Mittagsmahles beschäftigt waren, trieb Johnson seine Ochsen aus dem Walde hinaus in das üppige Grasland, damit auch diese sich für die morgende lange Reise stärken möchten. Er war bald wieder zurück, half Werner's bei ihren Einrichtungen williger als gewöhnlich, trug den großen Koffer, in dem das Schatzkästchen eingeschlossen war, in das

Zelt, schleppte trockenes Holz in Menge herbei, um ein gutes Feuer zu unterhalten, und betheiligte sich selbst bei dem früh genossenen Abendbrod Werner's, was zu thun er bis jetzt immer abgelehnt hatte.

Während sie um das Feuer zusammensaßen, deutete er ihnen an, daß hier weit und breit nur ein Haus in der Nähe sei und zwar in einer Entfernung von einigen Meilen, daß sie aber auf der morgenden Fahrt nicht eine einzige Ansiedelung antreffen würden, weshalb er sehr früh von hier aufzubrechen gedenke. Bald darauf begab er sich zu dem kleinen Feuer, welches er in einiger Entfernung für sich angezündet hatte, und legte sich, indem er seinen Passagieren rieth, ein Gleiches zu thun, dort zur Ruhe.

Es war gegen neun Uhr Abends, der eben aufgestiegene Mond warf vorerst nur ein düsteres Licht über die Erde, zu schwach, um das tiefe Dunkel unter den Bäumen zu verscheuchen, aus dem die niedergebrannten Lagerfeuer, ohne Licht zu verbreiten, nur noch als Kohlenhaufen glühten, und in dem geschlossenen Zelte waren Werner's in tiefen Schlaf versunken, als Johnson sich aufrichtete, die wollene Decke, in die er eingehüllt war, von sich warf und, eine Zeitlang unbeweglich nach dem Zelt hinsehend, sitzen blieb. Dann stand er plötzlich auf, ging leisen Schritts nach den Schlä-

fern und horchte durch die Leinwand, die sie einschloß, als wolle er die Athemzüge jedes Einzelnen zählen.

Er schien sich bald überzeugt zu haben, daß Alle schliefen; denn er schritt nach seinem Lager zurück, ergriff die lange, im Grase liegende Peitsche, setzte den Strohhut auf den Kopf und eilte dann durch den Waldstreif nach der offenen Prairie, wo in nicht weiter Entfernung die sechs Zug=Ochsen, von dem Mondlicht beschienen, zu erkennen waren. Die beiden, welche die Glocken trugen, waren an einen einzeln stehenden Baum gebunden, so daß, durch ihr Verweilen veranlaßt, auch die Andern sich nicht entfernt hatten. Johnson löste nun den Strick, womit er sie selbst an den Baum heute befestigt hatte, schwang seine Peitsche und trieb die Thiere rasch, doch schweigend vor sich hin durch das hohe Gras der Straße zu und nach kurzer Zeit wieder von derselben ab in einen Nebenweg, auf dem er nach Verlauf von einer halben Stunde die Einzäunung seiner eigenen Behausung erreichte.

Die Ochsen sich selbst überlassend, sprang er über den Zaun und eilte zu der Thür von seines Bruders Haus.

„Hallo, Bob!" rief er mit lauter Stimme; „ich habe die Vögel im Garn, komm heraus, wir müssen überlegen, wie wir sie am Besten rupfen."

„An mir soll es nicht fehlen; Hurrah für die Federn, die Haut muß mit herunter!“ rief der Bruder aus dem Innern des Hauses und sprang, nur mit dem Hemd bekleidet, im nächsten Augenblick zu Ben Johnson auf die Gallerie.

„Wo hast Du sie hingefahren, und sind sie schwer?“

„Am Peach Creek liegen sie in Sicherheit, und was ihr Gewicht betrifft, so haben sie einen Kasten voll Geld bei sich. Ihre Lebensmittel reichen nur bis übermorgen, dann müssen wir sie versorgen, und verdammt, versorgt sollen sie werden!“ sagte der Fuhrmann, indem er den langen Stiel seiner Peitsche auf den Fußboden stieß.

„Wie viel Personen sind es?“

„Ein alter ausgetrockneter Kerl, Namens Werner, mit seiner Frau, zwei Töchtern und einem Jungen.“

„Ei, da brauchten wir ja nicht viel Umstände mit ihnen zu machen; wir statten ihnen in der Nacht einen Besuch ab und nehmen, was uns gut dünkt.“

„Das müssen wir wohl bleiben lassen; der Agent des Vereins in Indian Point kennt mich ja, weshalb der Verdacht, wenn die Werner's Lärm schlügen, sogleich auf uns fallen würde. Diese Deutschen bekommen zu viel Gewalt hier im Lande; Du weißt, allenthalben giebt es schon deutsche Friedensrichter, und es sind auch schon welche von ihnen im Congreß.“

„Ei, und wenn wir sie nun kalt machten und unter die Erde kratzten, wer würde dann nach ihnen fragen?“

„Das geht eben so wenig, der Agent hat viel Gepäck für sie in Händen behalten, und er würde bald erfahren, daß sie nicht in Neu-Braunfels angekommen wären. Dann käme man uns sogleich auf den Hals. Nein, wir müssen einen ehrlichen Handel mit ihnen treiben. Der Hunger soll sie wohl die Goldstücke ausspeien lassen.“

Es war Mitternacht geworden, und nur die heulenden Stimmen in der Ferne jagender Wölfe und das Gelächter des Uhus unterbrach die auf Wald und Prairie ruhende Stille, als die Brüder sich trennten und in ihre verschiedenen Häuser gingen, um sich schlafen zu legen.

In dem Zelte der Emigranten am Peach Creek war bis zu dieser Zeit die Ruhe nicht gestört worden, obgleich Madame Werner's Schlaf von unangenehmen Träumen begleitet wurde und sie sich fortwährend auf ihrem Lager beklommen hin und her geworfen hatte. Jetzt erwachte sie aufgeregt und geängstigt, sah sich in der Dunkelheit um, wußte im ersten Augenblick nicht, wo sie war, und als sie zu sich kam, fühlte sie ihre Pulse stürmisch pochen, es sauste ihr wild vor den Ohren, und die Brust schien ihr zusammengeschnürt zu sein.

„Werner — Vater,“ sagte sie zu ihrem neben ihr

ruhenden Manne, indem sie ihre Hand, um ihn aufzu-wecken, auf seine Schulter legte, „Werner, hörst Du nicht?"

Doch Werner war in tiefem Schlaf und schnarchte heftig.

„Mein Gott, ich fühle mich sehr krank, Mathilde!" stöhnte die Frau mit schwacher Stimme, doch auch diese ließ sie ohne Antwort, worauf sie sich abermals nach ihrem Gatten umwendete, ihre Hand auf seine Stirn legte und mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft sei-nen Kopf schüttelte.

„Ja ja, was giebt's?" rief Werner erschrocken und schlaftrunken sich aufrichtend, „willst Du etwas, Mutter?"

„Ich fühle mich unwohl, Werner, Du könntest wohl die Laterne anzünden."

Mathilde aber, durch ihres Vaters Ausruf geweckt, war schon von ihrem Lager aufgesprungen, machte Licht, und mit einer Hand die düster leuchtende Laterne in die Höhe haltend, beugte sie sich ängstlich über ihre Mutter hin und sagte mit bebender Stimme:

„Liebe Mutter, Du bist doch nicht krank?"

„Ich fühle mich nicht wohl, es würde mir gut sein, wenn ich eine Tasse Kamillenthee tränke."

Schnell hatte Mathilde das Beutelchen mit Kamil-lenblüthen aus dem großen Koffer hervorgezogen, einen Blechtopf mit Wasser gefüllt und eilte damit aus dem

Zelt zu dem Feuerplatz, auf dem sie die noch glühenden Kohlen von der Asche befreite und den Topf darauf setzte. Ihr Vater war ängstlich herzugetreten, um zu sehen, ob seine Hilfe etwas nützen könne.

„Wenn Du den Fuhrmann wecken wolltest, lieber Vater, er würde uns wohl etwas Feuerholz und Wasser holen," sagte Mathilde, die vor den Kohlen auf ein Knie niedergesunken war, und blies dann in dieselben hinein, um deren Gluth anzufachen.

Werner ging zu Johnson's Lagerplatz, fand jedoch denselben verlassen und das Feuer gänzlich erstorben.

„Der Fuhrmann ist nicht hier," rief er seiner Tochter mit Erstaunen zu; „seine wollene Decke zwar liegt noch in dem Gras, wohin kann er wohl gegangen sein?"

Er sah hin und her durch die mächtigen Baumstämme, auf denen hier und dort ein heller Fleck des Mondlichtes zitterte, rief Johnson wiederholt beim Namen, doch da er keine Antwort bekam, hob er selbst einige bei dessen Lagerplatz liegende trockene Aeste auf, trug sie zu Mathilde hin und warf einige davon auf das Feuer.

Der bereitete Thee wirkte wohlthätig auf Madame Werner, sie fühlte sich nach dessen Genuß etwas beruhigt, doch das Fieber verließ sie nicht, und mit Sehnsucht wurde von ihr, sowie von den Ihrigen der Tag erwartet.

Endlich röthete sich im Osten der Himmel, das neue goldene Licht verdrängte den bleichen Schein des Mondes, Werner's sandten ihre Blicke nach allen Richtungen hin, um ihren Fuhrmann zu erspähen, doch umsonst, er erschien nicht. Das Frühstück ward genossen, es wurde zehn Uhr, es wurde Mittag, doch immer noch war Nichts von Johnson zu sehen. Die Besorgniß Werner's wuchs mit dem Schwinden der Zeit, sie fühlten sich ohne den Fuhrmann so verlassen, so hilflos, wie Schiffbrüchige auf einer wüsten Insel. Wo wollten sie hin? was sollte aus Hab und Gut werden, und auf welche Weise konnten sie Lebensmittel bekommen? Werner wurde immer unruhiger, hundertmal sah er nach der Uhr, bald ging er an den Saum des Waldes, um über die in der Sonne glänzende Prairie zu blikken, bald setzte er sich auf den Feldstuhl vor den Eingang des Zeltes, ließ seine gefalteten Hände zwischen den hin und her schlagenden Knieen herabhängen und sah mit niedergebeugtem Haupt vor sich in das Gras; doch plötzlich ertönten Tritte durch den Wald, und wer beschreibt die Freude der Emigranten, als wirklich der Fuhrmann dahergeschritten kam.

Nachläßig warf er seinen Strohhut von sich, setzte sich selbst neben Werner auf die Erde, und indem er mit dem Arm weit ausholte und nach der Prairie winkte, sagte er:

„Oxen gone," wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und warf sich dann, indem er die Augen schloß, hinten über mit dem Kopf in das Gras.

Werner blickte fragend und erstaunt nach Mathilde, die sich schon einigermaßen der englischen Sprache beflissen hatte und sich besser mit Johnson verständigen konnte, als die Uebrigen der Familie.

„Sagt er nicht, die Ochsen seien fortgegangen?" fragte er sie dann.

„So sagt er," erwiederte Mathilde und wendete sich zu Johnson, indem sie ihn auf die Schulter klopfte: „Mister Johnson, wo sind denn die Ochsen hin?"

„Gone," antwortete dieser, wieder mit dem Arm einen Bogen nach der Prairie schlagend, worauf er abermals die Augen schloß.

„Aber, mein Gott, unsere Lebensmittel sind ja beinahe zu Ende, wir haben die letzten Kartoffeln zu Mittag gegessen, und unser Vorrath an Maismehl wird uns noch ein Brod für heute Abend geben. Wo sollen wir Provisionen herbekommen?" sagte Werner in größter Unruhe.

„Der Fuhrmann hat uns ja gesagt, es sei eine Farm nicht weit von hier gelegen, vielleicht können wir, wenn die Ochsen nicht zu finden wären, dort Etwas bekommen," bemerkte Mathilde, klopfte Johnson aber=

mals aus seiner Ruhe und machte ihm dann deutlich, daß sie keine Lebensmittel mehr hätten, wie zugleich, daß sie seinen Rath zu hören wünschten, auf welche Weise solche anzuschaffen seien.

Dem Fuhrmann schien diese Mittheilung höchst gleichgültig zu sein, doch gab er Mathilde zu verstehen, daß er, sobald die Sonne sich neigte, wieder nach seinen Ochsen suchen würde und dann, da er in die Nähe der nicht sehr entlegenen Farm käme, dort sich erkundigen werde, ob die Leute ihnen Provisionen verkaufen wollten. Hierauf fiel er wieder in das Gras zurück und gab auf alle Fragen, die weiter an ihn gerichtet wurden, keine Antwort.

Madame Werner konnte ihr Lager nicht verlassen; wenn auch die Fieberhitze etwas abgenommen hatte, so fühlte sie sich doch sehr entkräftet und äußerte in ihrer stillen Hingebung nur ein wiederholtes Verlangen nach frischem Wasser.

Als der Abend herannahte, erhob sich Johnson aus dem Gras, drückte seinen Hut auf den Kopf, nahm seine Peitsche und sagte zu Mathilde, welche ihm dringend empfahl, nach den Ochsen fleißig zu forschen und sie zur Weiterreise mitzubringen, daß er jetzt gehen wolle; wenn sie wünsche, er solle sich nach Lebensmitteln für sie umsehen, so möge sie ihm Geld mitgeben.

Alle Baarschaft Werner's bestand in amerikanischen

Fünf- und Zehndollarstücken, von welchen Erstern das Mädchen eins aus dem Geldkistchen hervorholte und es dem Fuhrmann reichte, indem sie ihm noch bedeutete, daß er recht Viel dafür mitbringen solle.

Der Amerikaner steckte schweigend das Goldstück in die Hosentasche und verschwand bald darauf im Walde.

Der Rest des Maismehls ward für das Abendessen zu einem Brod verwandelt, welches mit dem Kaffee das ganze Mahl ausmachte. Wie sehr willkommen war den Emigranten deshalb der Anblick eines Mannes zu Pferd, der mit Johnson sich dem Lager näherte und um dessen Sattel Blechkannen, einige gefüllte Säckchen und ein Paar Stücke rohes Fleisch hingen.

Dieser Mann war Bob Johnson; dessen Bruder Ben stellte ihn jedoch seinen Passagieren als einen Herrn Harrick, den Eigenthümer der erwähnten Farm, vor.

Der Vorrath an Lebensmitteln, den Bob Johnson mit sich führte, und der in Milch, Kartoffeln, Maismehl und Hirschfleisch bestand, war sehr unbedeutend, so daß er für Werner's Familie kaum für den folgenden Tag ausreichen konnte. Der Fuhrmann machte Mathilden bemerklich, daß der Farmer diese Provisionen ihnen nur überlassen wollte, wenn sie ihm noch drei solcher Goldstücke dafür gäbe, sonst würde er dieselben wieder mit sich nach Hause nehmen.. Die Ochsen, fügte er dann noch hinzu, habe er, trotz vielen Suchens,

nicht finden können, weshalb er mit dem sogenannten Herrn Harrick zurückgehen werde, der ihm Morgen dieselben aufzusuchen helfen wolle.

Die Forderung für diese wenigen Provisionen versetzte Werner's in Angst und Schrecken, denn sie sahen, daß, wollten sie nicht Hunger leiden, ihnen kein Ausweg blieb, als zwanzig Dollar dafür zu bezahlen.

Der Cassirer gab sich alle erdenkliche Mühe, dem Fremden, der auf seinem Pferde sitzen blieb, vorzustellen, daß der Preis ja außer allem Verhältniß zu dem Werth der Waare sei, klopfte ihm mit Zutraulichkeit auf das Knie, nannte ihn Freund, zeigte mit Mitleid erregendem Blick auf seine Kinder, nach seiner kranken Frau, rang zuletzt flehentlich die Hände; doch Bob schüttelte den Kopf und sagte:

„Nix versteh,“ und deutete mit drei Fingern an, daß er noch drei der Goldstücke haben müsse, ehe er die Lebensmittel verabfolgen lasse. Mathilde wandte sich an Johnson, beschwor ihn, doch für sie bei dem Fremden zu reden, weinte bitterlich, aber der Fuhrmann erwiederte, daß dies die Angelegenheit des Farmers sei, auf den er keinen Einfluß habe.

Nach vielem vergeblichem Bitten und Klagen und nachdem Bob mehrere Male schon sein Pferd umgewandt hatte, um mit den Nahrungsmitteln hinwegzureiten, doch immer wieder von Werner's zurückgehalten

worden war, mußten dann endlich die verlangten Goldstücke doch hervorgeholt und dem hartherzigen Amerikaner eingehändigt werden, worauf dieser in Begleitung des Fuhrmanns, welcher Letztere seine Rückkehr auf Morgen verhieß, durch den Wald zurückritt, durch welchen er gekommen war.

Werner's waren nun wieder allein, der schwer bepackte Wagen stand unbeweglich da, und der Gedanke, daß sie in dieser Wildniß gänzlich hilflos und verlassen dem Mitleid dieser beiden Fremden in die Hände gegeben seien, wurde ihnen immer quälender, immer fürchterlicher.

Es war nur ein Hoffnungsstern noch an dem trüben Himmel der Familie zu sehen: die Rückkehr Albert's. Er konnte ja unmöglich lange mehr ausbleiben, da er sicher den Wagen vorauseilen würde, welche er für Werner's von Neu-Braunfels absenden sollte. Sie wußten nicht, daß sie viele Meilen von der Straße zwischen dort und Indian Point entfernt seien, sie glaubten, daß Albert unfehlbar bei ihnen vorüberreiten müsse, und hielten darum fortwährend ihre ängstlich spähenden Blicke auf den nicht fernen, wenig befahrenen Weg, den sie gekommen waren. Es fiel ihnen allerdings auf, daß sie auf demselben bis jetzt noch kein menschliches Wesen hatten vorüber ziehen sehen, doch betrachteten sie dieses als das Werk des Zufalls und steigerten ihre

Hoffnung, ihre Sehnsucht nach der Rückkehr des geliebten Jünglings von Stunde zu Stunde.

Der folgende Tag schlich unter den bangsten Sorgen und Bekümmernissen dahin, ohne daß ihre Blicke auf einen Fremden gefallen waren, denn auch der Fuhrmann ließ sich nicht sehen. Erst als die Sonne am fernen flachen Horizont versunken war, kam dieser abermals mit seinem Bruder Bob zu dem Zelt, meldete, daß weder eine Spur von den Ochsen, noch diese selbst irgend zu finden seien, auch daß sein Begleiter einige Lebensmittel mitgebracht habe, für den Fall sie solcher benöthigt wären.

Dieselben bestanden wieder in einer Quantität, die für die Familie auf einen Tag etwa ausreichen konnte, doch der Preis wurde heute zum Entsetzen der Werner's auf das Doppelte gesetzt.

Der Cassirer flog vor Schrecken zurück, als er die Summe nennen hörte, schlug sich mit den Händen vor die Stirn, brach in ein lautes Wehklagen aus und fiel, mit bebenden Händen den Steigbügel des Reiters erfassend, auf die Kniee in das Gras und flehte um Erbarmen.

Doch „Nix versteh" war wieder die Antwort Bob's, wobei er mit acht Fingern die Zahl der Goldstücke andeutete, wogegen er die Lebensmittel verkaufen wolle.

„Wir sind verloren!" schrie Werner zuletzt in höchster

Verzweiflung; „diese Leute berauben uns unseres letzten Pfennigs. O! wollte doch der gütige Himmel Albert zurücksenden, um uns aus unserm Elend zu retten!"

Doch alles Klagen, alles Weinen machte keinen Eindruck auf die beiden Männer; die acht Goldstücke mußten gezahlt werden, und dann zogen sie wieder fort mit der tröstlichen Versicherung, daß sie morgen Abend wiederkommen würden.

So schwand ein Tag, wie der andere, die beiden Männer ließen sich nur unter wiederholten Versicherungen, die Ochsen seien nicht zu finden, sehen, um Lebensmittel zu bringen, deren Preis sie nach und nach bis auf zwölf Goldstücke für den Tag gesteigert hatten, und es waren in dieser Weise zwei lange Wochen verstrichen, ohne daß Albert zurückgekehrt, oder nur die mindeste Veränderung zum Bessern in Werner's trostloser Lage und herbem Schicksal eingetreten wäre.

Im Gegentheil schien sich das Maaß ihrer Leiden noch vergrößern zu wollen, denn Madame Werner wurde mit jedem Tag hinfälliger; sie konnte sich nicht mehr allein von ihrem Lager aufrichten und wollte Nichts mehr genießen, als Wasser, und außer ihr waren nun, um das Elend vollkommener zu machen, auch die beiden jüngsten Kinder, Julius und Johanna, von der Ruhr ergriffen und auf's Krankenbett geworfen.

Bis zu dieser Zeit hatte noch Keins der Familien=

glieder ein Wort der Reue über ihr übermüthiges Auswandern laut werden lassen, denn ein Jedes machte sich den stillen Vorwurf, selbst dazu aufgemuntert zu haben; doch jetzt konnte Werner seine Klagen, seinen Jammer nicht mehr unterdrücken. Er blickte auf seine kranke Frau, auf seine beiden, früher so blühenden und nun so elenden Kinder. Wo waren die Rosen geblieben, die in der alten guten Heimath nie von den Wangen der glücklichen jungen Familie gewichen? Wo war der Unternehmungsgeist, wo waren all die schönen Luftschlösser, die sie sämmtlich bis an die Ufer des geträumten Paradieses umgaukelt hatten? Schwer lag es auf Werner's Seele, drückend fühlte er seine Ohnmacht, um Widerwärtigkeiten, wie sie ihn jetzt umgaben, zu bekämpfen.

„Ach käme Albert doch zurück!" sagte er, sich mit den Händen über die kahle Stirn wischend, als wolle er das traurige Bild verscheuchen, welches vor seinen Augen stand; „er wird aber in Neu-Braunfels aufgehalten werden, mein Gott, daß er auch abreisen mußte! O warum haben wir denn unsere Heimath verlassen? Jetzt trifft uns die gerechte Strafe dafür, dort ging es uns zu gut."

„Wie mich friert — wie mein Kopf brennt!" seufzte Madame Werner und zog die wollene Decke um sich.

„Gieb mir Wasser, Mathilde,“ stöhnte Julius.

„Mutter, Mutter, der Bär will mich fressen!“ schrie Johanna in ihrem Fiebertraum und hob ihre kleine Hand abwehrend auf, indem sie sich auf ihrem Lager umherwarf.

Werner stand ein Bild des Jammers an dem Ausgang des Zeltes, blickte bald auf seine unglücklichen Lieben, bald nach der vermeintlichen Straße nach Neu-Braunfels, als könne er durch seine Sehnsucht, durch sein Gebet Albert herbeiziehen. Doch Albert erschien nicht, wohl aber die beiden Brüder Johnson, um sich abermals zwölf Goldstücke zu holen.

Es war finstere Nacht geworden, als die Amerikaner sich mit dem Gold entfernt hatten; das kleine Feuer warf nur ein spärliches unstätes Licht in das Zelt und auf das Lager der kleinen Johanna, neben welchem Mathilde weinend kauerte und ihrer Schwester kalt werdende Hand zwischen den ihrigen hielt.

Der Vater lag aber draußen im dunkeln Wald auf den Knieen, hob seine Augen und seine Hände gegen den funkelnden Sternenhimmel und betete in seiner Verzweiflung inbrünstig zu dem Allmächtigen, ihm Rettung vom gänzlichen Untergang zu senden.

„Ist Johanna todt?“ fragte die Mutter mit schwacher Stimme die weinende Mathilde, welche die Frage

mit lautem Schluchzen und Senken ihres Kopfes beantwortete; „so ist ihr wohl, wir werden bald Alle wieder beisammen sein. Wer wird uns aber begraben?"

Johanna war gestorben; das Unglück hatte ihrem Vater, sowie ihrer Schwester die Worte genommen. Stumm und regungslos saßen sie während der Nacht neben der kleinen Leiche, bis die Sonne wieder heiter und glänzend aufstieg und ihre goldenen Strahlen durch den üppigen Wald auf die trauernde Gruppe warf; so saßen sie, bis das belebende Gestirn wieder das Ende des klaren Himmelsbogens erreicht hatte und von dort der Welt noch einen glühenden Abschiedsgruß zublitzte. Da nahten sich abermals die Brüder Johnson mit Lebensmitteln dem Zelte; doch Werner blickte stumm und regungslos zu ihnen hinaus, als wolle er ihnen zu verstehen geben, daß der Tod Nahrung unnöthig mache.

Der ganze Vorrath, den die Brüder gestern gebracht hatten, so klein er auch war, lag noch unangerührt auf dem großen Koffer am Eingang des Zeltes, auf den jetzt Mathilde, ihre weinenden Augen in der Hand verbergend, zeigte, damit die Fremden sich überzeugen sollten, daß sie heute keinen Kauf abschließen würden.

„Das ist der Koffer, in dem die Geldkiste eingeschlossen ist," sagte Ben Johnson zu seinem Bruder; „ich denke, das Volk wird uns doch wohl zu Erben

einsetzen, wenn wir ihnen unter diesen schattigen Bäumen einen angenehmen Ruheplatz zusichern. Sie sind im Sturmmarsch auf der Abreise, nur der Kerl und das hübsche Mädchen sind noch auf den Beinen."

„Um das Mädchen ist es Schade, über das möchte ich mich wohl erbarmen," bemerkte Bob mit einem schlauen Seitenblick nach seinem Bruder.

„Verdammt, ich glaube, ein Zahn ist ihnen schon ausgefallen; sitzen die Beiden nicht vor einer Leiche?" sagte Ben, näher zu dem Eingang des Zeltes tretend; „wahrhaftig, es ist das jüngste Mädchen; da können wir als Todtengräber Etwas verdienen."

Indem er diese Worte halblaut zu seinem Bruder sprach, trat er in das Zelt hinein, während Werner's starrer, gläserner Blick immer noch auf ihm ruhte; da hob Mathilde ihre thränenvollen Augen zu ihm auf, zog das Leichentuch, womit das Gesichtchen ihrer todten Schwester bedeckt war, zurück und deutete mit der Hand auf ihn, als wolle sie ihm sagen, daß er die Ursache hiervon sei.

Doch Johnson verstand den Vorwurf nicht, oder vielmehr, er wollte ihn nicht verstehen. „Sollen wir sie begraben?" fragte er, mit der Hand auf sich selbst und auf seinen Bruder zeigend; „für zwölf Fünfdollarsstücke wollen wir es thun. Todtengräber sind rar in diesem Lande, die Wölfe besorgen dies Geschäft häufig.

Mathilde verstand den Sinn der Rede wohl, sie blickte mit kaltem Schauder und Entsetzen den Mann an, doch hatte sie keine Worte für ihn.

„Nun, wie Sie wollen; ich glaubte, es würde Ihnen ein Gefallen damit geschehen. Unsertwegen behalten Sie die Leiche da bei sich, bis sie von selbst weglauft.“

Hiermit wandte er sich um und verließ das Zelt, doch Mathilde sprang auf, stürzte ihm nach, hielt ihn beim Arm zurück und bedeutete ihm, er solle die Schwester begraben.

„Für zwölf Goldstücke wollen wir es thun,“ sagte er, und als Mathilde diese ihm zusagte und, zur Leiche zurückwankend, wieder bei ihr niedergesunken war, rief er seinem Bruder Bob zu, schnell nach Hause zu reiten und Hacke und Spaten zu holen, um das abgeschlossene Geschäft auszuführen.

Sechstes Kapitel.

Das Begräbniß, Mathilden's Flucht, die drei Leichen, die Erbschaft, Vertheilung von Werner's Nachlaß, der Farmer, Mathilden's Rettung, Albert Werner's Reise, Ankunft in Neu-Braunfels, der Wirth Graf H. v. D., der Streit im Wirthshaus.

Während Bob durch den Wald davon trabte, setzte sich der Fuhrmann bei dem Feuerplatz nieder, steckte ein

großes Stück Kautaback in den Mund und ergriff ein Stück trockenes Holz, um sich durch Zerschneiden desselben mit seinem langen Messer die Zeit zu vertreiben.

Werner hielt immer noch seine Augen auf den Mann gerichtet, wie das Kaninchen angezaubert nach der Schlange blickt, die es zu verzehren droht; er rührte sich nicht, er sprach kein Wort, nur zitterten seine Glieder von Zeit zu Zeit, und dann preßte er seine mageren, großen Hände krampfhaft in einander. Kein Laut unterbrach die Stille, als das Schluchzen Mathilden's, das Stöhnen ihrer Mutter und ihres Bruders, denn auch die fröhlichen gefiederten Bewohner des Waldes hielten sich schweigend in dem tiefsten Schatten des Laubes vor der Sonne versteckt, als fürchteten sie von ihren Blitzen getroffen zu werden.

Die herannahenden Tritte eines trabenden Pferdes brachen den Bann, der auf den regungslosen Menschen zu lasten schien; sie riefen den Todtengräber in ihr Gedächtniß zurück, sie sagten ihnen, daß der Augenblick des Scheidens von der geliebten Johanna gekommen sei.

Bob Johnson, der mit Hacke und Spaten vom Pferd gestiegen, war mit seinem Bruder zur Seite gegangen, um das Grab zu bereiten, als Werner, wie von dem ihm drohenden Ungeheuer befreit, aufsprang, sich über sein todtes Kind hinwarf und in einen Sturm von Klagen und Jammergeschrei ausbrach.

Noch immer schrie und weinte er in seiner rasenden Verzweiflung, als die beiden Brüder in das Zelt traten, um ihr Opfer abzuholen und ihre Sünde mit Erde zuzudecken.

„Das Grab ist fertig, sollen wir sie mitnehmen?“ sagte der Fuhrmann, dessen Stimme kaum das Ohr Werner's berührt hatte, als dieser auffuhr, die Hände abwehrend ihm entgegenstreckte und, mit Entsetzen nach ihm hinstierend, wankend zurücktaumelte.

Mathilde stand auf, trat zur Seite, und ohne nach den Männern aufzusehen, deutete sie ihnen mit der Hand an, daß sie ihre Schwester wegtragen möchten.

Die Brüder nahmen gemeinschaftlich die Leiche auf, gingen mit ihr hinaus durch den kühlen Schatten des Waldes dahin, nur von Mathilden's schleichendem Schritt gefolgt, während Werner ihnen aus der Tiefe des Zeltes wie eine Bildsäule nachblickte.

An des Grabes Rand preßte Mathilde noch einmal ihre Lippen auf den kalten Mund der lieben Schwester, dann ließen die Träger die Leiche hinab in die Tiefe sinken, die bald wieder mit Erde ausgefüllt war, und über der sich nun ein Hügel erhob.

Mathilde hatte sich kaum wieder nach dem Zelt zurückgeschleppt, als der Fuhrmann zu ihr trat und das bedungene Geld von ihr forderte. Sie ließ es in seine

Hand fallen, zog aber krampfhaft die ihrige zurück, als sähe sie Blut an seinen Fingern.

„Morgen früh kommen wir wieder, um zu sehen, ob Sie unsere Dienste nöthig haben," sagte der Fuhrmann beim Weggehen zu Mathilde, die sich weinend über ihre Mutter hinwarf und ihr Gesicht in deren Kopfkissen verbarg, das von kaltem Schweiß befeuchtet war.

Werner war gänzlich erschöpft und entkräftet auf sein Lager hingesunken, hatte die Hände auf der Brust gefaltet und hielt die Augen, die aus ihren Höhlen treten zu wollen schienen, gegen die Höhe des Zeltes gerichtet; er schien Nichts mehr zu hören, was um ihn her vorging, er schien Nichts mehr zu bemerken; es lag nur ein furchtbarer ungeheurer Gedanke riesenhaft, erdrückend auf seinem Gehirn: der des gänzlichen Untergangs seiner Familie und seiner selbst.

Er hörte nicht mehr das Schluchzen seiner noch lebenden Tochter, nicht das schwere röchelnde Athmen seiner Gattin, nicht die wirren unverständlichen Worte, die sein Sohn im Fiebertraum murmelte, es stand nur der Fuhrmann in schrecklicher Gestalt des Todes vor ihm und hielt ihn in eisernem Starrkrampf unbeweglich auf seinem Lager.

Wieder hatten sich die Schatten der Nacht über die Erde gestreckt, kaum zeigte noch in der Dunkelheit

die weiße Farbe des Zeltes, wo dasselbe stand, es brannte kein Feuer vor dessen Ausgang, und kein anderer Ton war in seiner Nähe zu hören, als Mathilden's Schluchzen und das Geheul von Wölfen, die in geringer Entfernung das Lager umschwärmten.

Mathilden's Kräfte waren der ununterbrochenen Anstrengung erlegen, sie hatte für kurze Zeit ihr Elend vergessen und war neben ihrer Mutter eingeschlafen. Doch es war nur eine kurze Ruhe, aus der sie aufschreckte, als hätte sie ein Unrecht begangen.

„Liebe Mutter, wolltest Du Etwas?" fragte sie diese leise und legte ihre Hand auf deren Stirn. Die Stirn war kalt, die Hände der Mutter waren kalt, die Mutter war todt.

„Ach Vater, die Mutter!" schrie Mathilde, in Schrecken und Verzweiflung aufspringend und in der Dunkelheit zu ihrem Vater stürzend, den sie beim Arme faßte; doch sie konnte ihn nicht bewegen und bekam keine Antwort von dem alten Manne.

Mit zitternden Händen suchte sie nach dem Feuerzeug, machte Licht und hielt es über ihre Mutter hin. Ach! es war das Bild des Todes, das sie beleuchtete, das freundliche, liebevolle und zärtlich geliebte Bild ihrer entschlafenen Mutter.

„Vater, die Mutter ist todt!" rief sie wieder ihrem Vater zu, indem sie mit dem Licht zu ihm hintrat; doch

dieser gab ihr keine Antwort, er lag noch immer mit weit offenen Augen und gefalteten Händen starr und unbeweglich da, mit keinem andern Zeichen des Lebens, als dem der mühsamen Bewegung seiner Brust.

Mathilde suchte ihn aus seinem wachenden Schlaf aufzurütteln, doch umsonst, er bewegte sich nicht. Die Angst, die Noth brachte sie wohl zur Verzweiflung, sie wandte sich zu ihrem kranken Bruder, doch auch hier sollte sie dasselbe Bild wie bei ihrer Mutter erblicken, denn auch er war todt.

Das Licht fiel ihr aus der Hand, sie stürzte hinaus aus dem Zelt durch die finstere Nacht in den Wald hinein und immer vorwärts, bis sie endlich erschöpft und bewußtlos nahe an der Straße unter einem Baum zusammensank.

Der Morgen dämmerte, der neue Tag verdrängte die Nacht, und die Sonne warf ihre Strahlen wieder auf das buntbewimpelte weiße Zelt der Emigranten, als die Brüder Johnson sich demselben näherten.

„Sie scheinen noch zu schlafen oder haben Nichts mehr zu frühstücken, denn es ist noch kein Feuer angezündet," sagte Ben Johnson nach dem Zelte hingehend.

„Sie werden sich wohl das Essen abgewöhnen wollen, es ist ihnen auch eine theuere Gewohnheit geworden," erwiederte Bob lachend.

Sie hatten den Feuerplatz erreicht, Bob stieg mit

Hacke und Spaten bewaffnet vom Pferd, und sein Bruder trat in das Zelt hinein.

„Bei Gott, sie sind Alle todt," rief Ben seinem Bruder durch den Eingang zu; „doch das Mädchen fehlt, das hat sich am Ende allein auf den Marsch nach Neu=Braunfels begeben. Komm herein Bob und sieh selbst. Todt, wie die Ratten, ich bin verdammt."

„Dann sind wir die gesetzlichen Erben, da sich kein anderer meldet. Das Mädchen wird nicht weit laufen, bevor die Wölfe sich an ihm lustig gemacht haben," antwortete Bob, gleichfalls in das Zelt tretend.

„Jetzt nur schnell an die Arbeit, laß uns sie ausziehen, die Kleider nützen ihnen in der Erde Nichts. Zieh Du den alten Kerl aus, ich will mich an die Madam machen," sagte Ben zu Madame Werner hintretend.

„Wenn sie das Mädchen wäre, so würde ich mit Dir tauschen, doch das alte Reff magst Du behalten," erwiederte Bob, indem er zu dem todten Cassirer hinschritt.

Rasch hatten die Brüder die drei Leichen entkleidet und trugen sie vor das Zelt, wo sie dieselben nebeneinander in das Gras niederlegten. Dann gruben sie nahebei ein Loch in die Erde, warfen Vater, Mutter und Sohn übereinander hinein und füllten die Erde darauf, bis der Boden wieder gleich war.

„So, nun die Erbschaft, vor Allem die Goldkiste,“ sagte Bob vor das Zelt tretend.

„Hier in diesem Koffer ist sie eingeschlossen, wo mag aber der Schlüssel dazu sein?“ antwortete Ben.

„Den habe ich hier,“ sagte Bob, indem er die Hacke zwischen den Koffer klemmte und den Deckel damit aufsprengte; „hier ist der Schatz, wir wollen ihn gleich theilen, dann giebt es keinen Irrthum.“

„Mir recht, öffne die Rollen,“ sagte Ben, sich zu seinem Bruder setzend, worauf sie die blanken Goldstücke mit Wohlgefallen durch die Finger laufen ließen.

Nachdem sie den Schatz getheilt hatten, schlug Ben vor, daß sein Bruder nach Hause reiten möge, um die Ochsen zu holen, damit sie die ganze Erbschaft nach Hause fahren könnten, während welcher Zeit er hier bleiben wolle, um Wache zu halten.

„Und während dieser Zeit zu sehen, was Du wohl extra von den Sachen für Dich bei Seite thun möchtest? Glaubst Du, ich sei noch so grün? Nein, wir gehen zusammen, um die Ochsen zu holen, und die Theilung nehmen wir zu Hause vor,“ erwiederte Bob mit einem schlauen mißtrauischen Blick.

„Ist mir auch recht, Du Hungerhals, ohne mich hättest Du doch das Gold nicht bekommen,“ versetzte Ben und schritt dem Pferde nach, welches sein Bruder bestiegen hatte.

Die Ochsen waren in weniger als einer Stunde zu dem Lager getrieben, vor den Wagen gespannt, Werner's Effecten sämmtlich auf denselben geladen, und die Brüder Johnson trieben damit in Eile ihren Behausungen zu. Dort wurde die Einzäunung, welche die Häuser umgab, niedergelegt, so daß der Wagen bis vor die Veranda von Ben Johnson's Haus gefahren werden konnte, und als er dort anhielt und die Ochsen ausgespannt wurden, drängten sich die Frauen und Kinder zu demselben, um sich in die lose darauf liegenden Sachen zu theilen.

Die Weiber nahmen die Kleider, die Tücher, die Hüte, die Strümpfe der verstorbenen Frauenzimmer; die Kinder rissen sich um die wollenen Decken, um das Bettzeug, um Schuhe und Stiefeln.

Die Brüder Johnson brachten mit Hilfe ihrer ältesten Knaben die Koffer, Kisten und Kasten unter die Veranda, bis der Wagen ganz entladen war, den sie dann hinter die Häuser in den seichten Fluß schoben, damit das Wasser die eingetrockneten Räder wieder dicht machen sollte.

Nun ging es an das Oeffnen des Gepäcks, wozu der Kürze wegen die Axt gebraucht wurde; eine große Menge Dinge wurden hervorgezogen, von denen Johnson's gar den Gebrauch nicht kannten; der Vorrath von Leinenzeug setzte sie in das größte Erstaunen, die Zahl

der Kleider, der Schuhe, der Stiefeln schien ihnen für ihre Lebenszeit auszureichen, die Sammlung von Werner's Pfeifen dienten ihnen zur größten Belustigung, und jedes Kind rannte mit einigen davon, doch die größte Verwunderung erregten die Oelbilder des Herrn und der Madame Werner.

„Ich bin verdammt, wenn das nicht der alte Kerl selbst ist,“ sagte Ben Johnson mit schallendem Gelächter; „nur sieht er jung aus, aber er ist's, darauf lasse ich mich hängen.“

„Und dies ist das alte Weib, welches Du heute Morgen ausgezogen hast, oder ich bin verflucht,“ sagte Bob, indem er das Bild faßte und ihm mit dem Fuß einen Tritt gab, daß es weit über die Gallerie flog; „das giebt ein Paar herrliche Scheiben für Euch, um darnach zu schießen, Ihr Jungen,“ rief er noch diesen zu, welche sogleich im Triumph mit den Bildern fortrannten, sie vor einem entfernten Baum niedersetzten, und bald darauf mit ihren Büchsen darnach feuerten.

Wer Johnson's Familie vor einer Stunde gesehen hätte, würde sie jetzt nicht wieder erkannt haben; sämmtliche Mitglieder stolzirten in deutschen Kleidungen umher, die Erwachsenen sowohl, als die Kinder, und spaßhaft war es zu sehen, wie dem Einen die Rockärmel Händebreit zu lang, dem Andern um ebenso viel zu kurz waren, wie ein kleiner Junge in Herrn

Werner's sehr großen und hohen Stiefeln einherschritt, wogegen Bob Johnson eine scharlachrothe Weste von Julius angezogen hatte, die er mit aller Mühe nicht in die Nähe der Hose herabziehen konnte, welche Eigenthum von Albert war.

Während diese Leute sich nun in den Nachlaß der unglücklichen Familie Werner theilten, lag die arme Mathilde noch immer regungslos unter dem Baume an der alten Straße; ihr geistiges, sowie ihr körperliches Leben war durch das letzte auf sie eingestürmte große Unglück so sehr erdrückt und gelähmt, daß beides nur noch wie ein erlöschendes Licht zu flackern schien. Durch den veränderten Stand der Sonne fielen gegenwärtig deren brennende Strahlen unter dem Laubdach, das sich über ihr wölbte, hinweg und trafen die halbgeöffneten Augen des nun so namenlos unglücklichen, lieblichen Geschöpfs. Sie fühlte in ihrer dumpfen Abspannung das blendende Licht auf ihrem Angesicht, und, wiederholt mit den Händen darnach schlagend, bemühte sie sich, dasselbe abzuwehren.

Es war in einem solchen Augenblick, als ein mit vier flüchtigen Maulthieren bespannter, leichter und mit einem Segeltuch überdachter Wagen auf der Straße nicht weit von ihr vorüberrollte, und der Fuhrmann durch die Büsche die Bewegung ihres mit dem weißen Aermel bedeckten Armes gewahrte.

„Was liegt dort im Walde unter jenem Baume?“ rief der junge Mann, der von dem vordersten Sitz unter dem Leinen hervorsah, nach dem Innern des Wagens hin, indem er die Maulthiere zurückhielt.

„Ich sehe es, es ist ein Mädchen, oder ich müßte mich sehr irren,“ sagte ein älterer Mann, mit dem Kopf an der Seite des Wagens unter dem aufgehobenen Leinen hervorsehend; „halt still, Robert, ich will aussteigen und sehen, was das zu bedeuten hat.“

Mit diesen Worten stieg der Mann über den vordern Sitz aus dem Wagen hervor, sprang in den staubigen Weg und ging durch die Büsche nach dem weißen Fleck hin, bis er verwundert vor Mathilden stand.

„Großer Gott, es ist wirklich ein junges Mädchen und dem Anzug nach eine Deutsche. Sie scheint krank zu sein, wie um aller Heiligen Willen ist sie hierher gekommen? Conrad, komm heraus aus dem Wagen, wir müssen sehen, ob wohl hier in der Nähe das Lager ihrer Freunde ist, von dem sie sich vielleicht verloren hat. Wir dürfen sie doch nicht hier allein liegen lassen,“ rief der Mann seinem Sohn Conrad zu, der unter dem Wagentuch hervor nach ihm hinsah.

In wenigen Augenblicken sprang dieser, ein kräftiger Jüngling mit schweren braunen Locken und funkelnden blauen Augen, zu dem Vater hin, der sich zu Mathilden niedergebeugt hatte und sie durch Schütteln

ihrer kleinen Hand, so wie durch Klopfen auf die Schultern zu wecken versuchte.

„Sie rührt sich nicht, sie ist krank, laß uns sie dorthin in den Schatten legen,“ sagte der Mann, hob sie mit Hilfe seines Sohnes auf und trug sie unter einen andern Baum an einen Platz, wo die Sonne sie nicht treffen konnte.

„Wer mag sie sein?“ fuhr der Mann fort, „sie muß zu den deutschen Emigranten gehören, vielleicht zu einer der vielen verunglückten Familien, die für den Verein in Neu-Braunfels bestimmt waren. Sie ist katholisch, wie wir, sieh hier das Kreuz mit dem Erlöser an dem Rosenkranz um ihren Nacken; mag er ihr gnädig sein! Wir wollen uns hier in der Gegend umsehen, ob wir keine Spur von den Ihrigen finden können.“

Dann rief der Alte nach dem Wagen hin:

„Auguste, komm lieber auch heraus und bleibe bei dem Mädchen, bis wir zurückkommen, bring' unsere Büchsen mit, ich gehe nicht gern mit leerer Hand.“

Ein Mädchen von siebenzehn Jahren, groß, stark, mit üppigem schwarzem Haar, dunkeln Augen und frischer Gesichtsfarbe, das Bild blühender Jugend, sprang jetzt aus dem Wagen hervor, nahm zwei Büchsen, die ihr Bruder Robert ihr hinreichte, in die Hände und eilte damit zu ihrem Vater.

„O, das arme Mädchen, wie elend sie aussieht, und

doch wie schön! Ich hole ihr etwas frisches Wasser aus dem Bach, vielleicht erholt sie sich."

„Thue das, mein Kind, und denke des barmherzigen Samariters in der heiligen Schrift. Es hätte Euch solches Schicksal auch treffen können, als wir uns rathlos und verlassen eine Heimath in diesem Lande suchten. Der Allmächtige ist uns aber gnädiger gewesen, als diesem armen Geschöpf. Komm, Conrad, laß uns gehen."

Der Alte wandte sich dann noch nach dem Wagen um und rief seinem ältesten Sohne zu:

„Robert, fahre mit den Thieren in den Schatten, wir möchten wohl nicht gleich zurückkommen," und ging dann, seine Büchse schulternd, mit Conrad, der ein Gleiches that, durch den Wald dem Bache zu.

„Wenn Leute hier in der Nähe lagern, so muß es an dem Bache sein, wir können nicht fehlen, sie dort zu finden," bemerkte der Alte während des Gehens; „sicher ist das Mädchen in einem Fieberanfall den Ihrigen entlaufen."

Ihre spähenden Blicke nach allen Richtungen hin durch den Wald sendend, erreichten die Beiden das Ufer des Baches und waren demselben wohl eine Viertelstunde lang gefolgt, als der Alte plötzlich stehen blieb und nach einem freien Platz unter den Bäumen hinzeigte.

„Dort haben Leute gelagert, sieh, die Wagenspur ist noch ganz frisch; hier hat das Zelt gestanden. Doch was ist das dort, das sieht ja aus wie ein Grab, obgleich kein Hügel darüber aufgeworfen ist, und dort noch eins. O, nun wird mir die Sache klar. Aber wer hat die Leute begraben?"

„Vielleicht ein mitleidiger Fuhrmann," sagte Conrad nach den Gräbern hinblickend.

„Ein mitleidiger Fuhrmann hätte das arme Kind nicht zurückgelassen; ich fürchte, es ist hier Ungeheueres, Schreckliches geschehen!" sagte der Alte, in Gedanken vor sich hinblickend.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Laß uns der Wagenspur folgen, sie scheint nach unserer Straße zu führen; nach Victoria hin kann der Fuhrmann nicht gefahren sein, sonst wären wir ihm begegnet, und ist er auf dem Wege nach San Antonio, so holen wir ihn bald ein, denn er hat Ochsen vorgespannt. Jedenfalls wird es so sein, denn hier in der ganzen Gegend wohnt meines Wissens kein menschliches Wesen."

Vater und Sohn folgten nun der Spur, die sie eine Viertelstunde weiter westlich von da, wo ihr Wagen hielt, auf die Straße führte, auf welcher sie in der Richtung nach San Antonio hinzeigte.

„Richtig, wie ich es mir dachte. Wir werden ihn

bald eingeholt haben, und dann werden wir hören, was aus den Freunden des armen Mädchens geworden ist. Wir wollen schnell zum Wagen zurückgehen und eilen, daß wir die Leute einholen," sagte der Alte, auf der sehr staubigen Straße hinschreitend, auf der keine einzelne Spur zu erkennen war.

Sie hatten bald ihr Ziel erreicht, fanden Mathilde jedoch, obgleich dem Anschein nach ruhiger, noch immer ohne Bewußtsein.

Die Unglückliche wurde nun von den menschenfreundlichen Leuten in den hintern Theil des Wagens gehoben, es wurde ihr von Maisblättern, die als Futter für die Maulthiere mitgeführt waren, ein Lager bereitet. Auguste setzte sich sorgsam neben sie, netzte ihre Lippen und Stirn von Zeit zu Zeit mit kühlem Wasser, und fort eilten die flüchtigen Maulthiere mit dem Wagen vor der dichten Staubwolke hin, die hinter dessen Rädern aufstieg.

Wir müssen nun den Leser zu der Zeit zurückführen, als Albert Werner mit froher Hoffnung und aller Willenskraft, den Seinigen rasche Hilfe zu bringen, sein Roß auf der Straße nach Neu-Braunfels hinlenkte.

Bald hatte er die sandige Strecke des Weges zurückgelassen, das Land bedeckte sich mehr und mehr mit üppigem Gras und buntfarbigen reizend schönen Blumen, es stiegen Striche Waldes und Baumgruppen

vor ihm auf, und in gleichem Maaße, als die Natur mehr Reichthum, mehr Schönheit entfaltete, wurden seine Hoffnungen für die Zukunft der Seinigen größer und glühender.

Es hatte einen ungemeinen Reiz für ihn, manchmal halbe Tage lang kein Haus, keinen Menschen anzutreffen, er fühlte sich dann, wie er es so oft gewünscht hatte, in der Wildniß, und zu seinem Entzücken überraschte ihn eines Abends fern von irgend einer Niederlassung die Dunkelheit, so daß er sich sagen konnte, er sei genöthigt, die Nacht mit seinem Pferd allein in der Wüste zu campiren. Mit der Büchse im Arm, die Pistolen und das Jagdmesser zur Seite, schlief er auf seiner wollenen Decke mit dem Sattel unter dem Kopf bei einem kleinen Feuer, und er hätte gewünscht, daß nun auch ein feindlicher Indianer erschienen wäre, mit dem er hätte um seinen Scalp kämpfen können. Doch die Indianer waren fern von hier, und Albert mußte sich mit der Phantasie begnügen, mit der er in seiner Umgebung Baumstämme, Felsstücke und Büsche zu Wilden, Bären und Büffeln umschuf.

Wohl erinnerten ihn auf seinem Ritt neben der Straße aufgeworfene Gräber häufig an die Gefahren, in denen er die Seinigen zurückgelassen hatte, und trübten für Augenblicke seine heitere Stimmung; doch seine jugendliche Lebenskraft verscheuchte immer bald wieder

die düstern Bilder, die sich ihm aufdrängen wollten, und ließ ihn die Sporen fester in die Seiten seines Rappen drücken, um schnell das Ziel seiner Reise und dort Hilfe für seine Familie zu erlangen.

Am fünften Abende seines Rittes stieg aus der üppig wogenden Prairie vor ihm der Riesenwald auf, der die Ufer der Guadelupe und des Comalflusses bedeckt, an der Stelle, wo diese beiden Gewässer sich vereinigen.

Die untergehende Sonne blitzte nur hier und dort durch den nicht sehr breiten Wald, als Albert das steile Ufer der Guadelupe erreichte und auf den ruhigen Wasserspiegel des Comalflusses blickte, der sich ihm gegenüber in diesen wild tobenden und schäumenden Strom ergoß.

Ueberrascht und staunend über die nie vorher gesehenen Naturschönheiten, die ihn hier umgaben, blickte er in stummer Anschauung versunken um sich. Wie Riesenpfeiler, über denen sich zweihundert Fuß hoch das saftige Laubdach wölbte, standen die ungeheuren Stämme der Cypressen, Eichen und Pekannußbäume um ihn her; zwischen den kolossalen Pflanzen, die den Boden bedeckten, stiegen Weinreben in der Stärke eines Mannsschenkels zu der luftigen grünen Kuppel auf und senkten sich, wie Tauwerk von den Masten eines Schiffes, wieder nach dem reichen Erdboden hinab, während ein fliegender Wald von hundertfältigen Schlingge-

wächsen an ihnen hinaufwucherte und seine zarten, mit buntglänzenden Blumen besetzten Ranken der leichten kühlenden Abendluft Preis gab. Unter diesem schützenden Laubgewölbe erhoben sich die immergrünen Myrthen und Lorbeerarten; mit ihren weißen Riesenblumen prangten die runden Häupter der dunkelgrünen Magnolien auf ihren glänzend silbergrauen mächtigen Stämmen; die stachelige Jucca hob ihren hohen, mit weißen Kelchen besetzten Blüthenstengel über sich empor, und in tausend Farben blinkten und glänzten Blumen in dem heimlichen Dunkel unter den Sträuchern, die den Wald undurchdringlich machten.

In dem tiefen Schatten dieses Urwalds stürzte sich die Guadelupe/brausend und tobend über ungeheure Felsblöcke hin, spritzte ihren Schaum um die Riesenwurzeln, die von den Ufern sich in sie hinabsenkten, und da, wo sich ihr kein Hinderniß in den Weg stellte, zeigte sie in ihrer krystallklaren Fluth auf ihrem tiefsten Grunde die lustigen Spiele der Fische, die trägen Bewegungen der Schildkröten und Alligatoren. Silberreiher mit ihrem schneeigen und luftigen Gefieder schwebten in gemessenem Flügelschlag über dem rauschenden Flusse, die Vögel des Waldes schwirrten bunt schillernd durch die dunkeln Laubmassen, und der glühend rothe Kardinal und der schlanke Spottvogel sangen ihr melancholisches Abendlied.

Albert, von der Majestät seiner Umgebung überwältigt, hatte hier eine lange Zeit in begeisterter Beschauung gehalten, als seine Blicke auf ein Fährboot fielen, welches am jenseitigen Ufer an der Landspitze lag, die durch das Zusammenströmen der beiden Flüsse gebildet wurde. Zugleich gewahrte er dort eine aus Brettern und Reisholz aufgeschlagene Hütte, die versteckt zwischen den mächtigen Baumstämmen und Ranken hervorsah, und vor der sich ein schmächtiger, blonder junger Mann, in weißem Leinenanzug und mit einem großen Strohhut bedeckt, auf eine Baumwurzel gesetzt hatte, von wo aus er betrachtend nach dem Reiter herübersah.

„Halloh! mein Herr, kann ich hier über den Fluß gefahren werden?" rief Albert jenem Manne zu.

„Heute nicht, mein Herr, mein Boot ist nicht in Ordnung. Etwas weiter am Flusse hinunter finden Sie aber eine Furth, dort müssen Sie durchreiten, wenn Sie nach Neu-Braunfels wollen. Nehmen Sie Sich jedoch in Acht, die Steine, die dort liegen, sind glatt wie Seife, und der Strom ist rasend. Reiten Sie zurück zur Prairie und folgen Sie dem Waldsaum bis zur ersten Straße, die führt Sie nach der Furth!" antwortete der junge deutsche Fährmann, der seinem Benehmen und seiner Sprache nach in seiner alten Heimath eine andere Stellung im Leben eingenommen

haben mochte und damals wohl manchen Fährmann über die Achsel angesehen hatte. Die bezeichnete Furth wurde von Albert bald erreicht, doch war der hier viel seichtere Strom so reißend und stürzte sich brausend mit so gewaltigem Wellenschlag über die glatten, schneeweißen Felsstücke hin, daß der junge Reiter zögernd den Rappen einen Augenblick zurückhielt, um zu überlegen, ob weiter oben oder unten wohl die beste Stelle zum Durchreiten sei.

Aber furchtlos und kurz entschlossen, wie er es überhaupt war, sprach er dann seinem Rappen kräftig zu und ritt in die Fluth hinein, die dem Roß bis an den Bauch reichte und sich mit solcher Gewalt gegen dasselbe warf, daß es unruhig ward, sich bäumte, auf dem glatten Gestein strauchelte und zusammenzustürzen drohte. Doch Albert zäumte das Pferd auf, stach ihm die Sporen in die Flanken, und mit allem Kraftaufwand gegen den gewaltigen Strom ankämpfend, trug es seinen Reiter glücklich an das andere Ufer.

Der Fahrweg führte Albert durch den schmalen Wald zu einem weiten Thal, welches im Norden von dem Comalfluß und dem ihn überschattenden Urwald begrenzt wurde, an dessen westlicher Seite die Guadelupegebirge sich erhoben, über welchen die letzten Sonnenstrahlen blitzten, und an dessen Südseite sich die üppige Prairie, die das Thal bedeckte, an einem steilen Rücken hinzog.

Eine heilige Ruhe lag auf der Gegend, die beim Verschwinden der Sonne jener Purpurduft färbte, der die südlichen Landschaften so sehr von denen des kalten grauen Nordens unterscheidet. Der westliche Theil des durchsichtig klaren Himmels glühte in Gold und Carmin und zeigte Albert's Blicken auf dem Rücken der Prairie in dunklen scharfen Umrissen die Vereinsgebäude oder, wie sie auch genannt wurden, Sophienburg, während vor ihm am Ende des Thales die junge Stadt Neu-Braunfels lag, aus der die hölzerne Kirche über den kleinen Blockhäusern, Hütten und Zelten schwerfällig hervorragte. Mit hochschlagendem Herzen begrüßte er das Ziel seiner Reise, den Ort, wo ihm nach den von ihm gehegten Hoffnungen schnelle Hilfe für die Seinigen werden sollte, in dessen reizender paradiesischer Umgebung er nun bald mit ihnen die unsäglichen Beschwerden und Leiden, die sie betroffen hatten, zu vergessen gedachte.

Der Weg bis zur Stadt war nur kurz für den raschen Lauf seines braven Pferdes. Er hatte bald die ersten Häuser erreicht, zog in der langen staubigen Straße hinauf bis zu dem Platz, auf dem die Kirche stand, und hielt dort sein Pferd vor einem Bretterhause an, um die Leute, die unter dessen Veranda saßen, zu fragen, wo das beste Gasthaus sei. Freundlich wurde er von ihnen nach einem gleichfalls von Brettern er-

bauten, jedoch geräumigen Haus beschieden, in welchem der Graf H. v. D. die Wirthschaft hielt. Dieser, ein anständiger, eleganter und liebenswürdiger junger Mann, empfing ihn freundlich unter der Veranda, ordnete sogleich an, daß sein Pferd nach dem Stalle geleitet werde, und führte ihn dann durch die neugierige Menge, die sich auf der Gallerie befand, in das Gastzimmer, welches im buntesten Gemisch mit Gästen angefüllt war.

„Herr H.," sagte Albert zu dem Wirthe, nachdem er die Satteltasche von seinem Arm genommen und in die Ecke des Zimmers auf den Fußboden gelegt hatte, „ich muß Sie um Ihre Meinung bitten, ob ich es wohl wagen darf, mich noch heute Abend bei der Direction des Vereins zu melden? Es ist mir jede Minute für den Zweck meines Hierseins kostbar."

„Ei ja, das könnten Sie freilich thun, doch werden Sie schwerlich zu dieser Stunde die Beamten dort oben treffen; das Comptoir ist geschlossen, und das Abendessen, zu dem sich mehrere derselben in dem Vereinsgebäude einfinden, wird erst später genossen. Was haben Sie denn so Eiliges dort zu thun?" fragte der freundliche Wirth.

„Meine Familie liegt schon seit längerer Zeit in Indian Point und wartet auf die Wagen, die sie heraufschaffen sollen. Sie ist in der größten Gefahr, denn

es herrscht dort im Lager eine Epidemie, die furchtbar unter den Emigranten wüthet. Ich komme deshalb selbst, um die Wagen zu holen."

„Ja, ja, Wagen, da kommen Sie vergebens; der Verein besitzt gar keine Wagen, also kann er auch keine absenden. Den Ritt hätten Sie sich sparen können."

„Er hat ja aber doch die Verbindlichkeit eingegangen, die Emigranten gleich nach ihrer Ankunft von der Küste fort in das Land zu schaffen."

„Umstände verändern die Sache, wäre der Krieg mit Mexico nicht ausgebrochen, so würde der Verein im Lande genug Wagen haben erhalten können, um dieser Verbindlichkeit nachzukommen, so aber hat das Gouvernement sie alle nach dem Rio Grande gezogen. Das konnte der Verein unmöglich voraussehen," sagte der Wirth.

Mehrere der Gäste, die dem Gespräch zugehört hatten, waren herzugetreten, von denen Einer zu Albert sagte:

„Verein, Verbindlichkeiten? da kommen Sie bei den Herren schön an. Nichts hat man uns gehalten und goldene Berge versprochen."

„Nichts hat Ihnen der Verein versprochen, Herr Mades," sagte der Wirth ärgerlich zu ihm. „Sie sind auf Ihre eigne Rechnung herübergekommen, und als Sie Nichts mehr zu leben hatten, haben Sie sich an den Verein angeschlossen, der Ihnen hier einen Bauplatz

gegeben und Sie nun beinahe ein Jahr für Nichts und wieder Nichts ernährt hat. Sie sollten der Letzte sein, der auf den Verein schimpft."

Doch der Wirth wurde von den anwesenden Gästen, die sich jetzt in großer Anzahl herzudrängten, so überstimmt, und die Schimpfreden gegen den Verein wurden so laut und stürmisch, daß Jener Albert bei der Hand nahm und ihn mit sich in das Nebenzimmer zog.

„Kommen Sie herein," sagte er, „mit den Leuten ist gar nicht verständig zu reden, und wenn der Verein ihnen Gott weiß was gäbe, so würden sie ihn doch unter die Füße zu treten suchen. Daß große Fehler und Irrthümer begangen sind, ist nicht zu leugnen, doch lag die Schuld hiervon an den hiesigen Beamten; der Verein hat stets und immerfort den besten Willen bethätigt und Geld genug gegeben, wenn es nur richtig angewendet worden wäre."

„An wen von der Direction wende ich mich denn, ich will doch jedenfalls einen Versuch machen, vielleicht bestimme ich die Herrn dennoch, Etwas für die Meinigen zu thun," sagte Albert zu dem Grafen.

„Versuchen können Sie es ja, obgleich es Ihnen Nichts helfen wird. Den General-Director treffen Sie jedoch nicht an, der hat sich schon seit geraumer Zeit von hier entfernt und lebt, wie ich höre, von Geschäften zurückgezogen auf der Plantage Nassan,

zwischen hier und Houston, welche Eigenthum des Vereins ist. Während seiner Abwesenheit hat einer der Beamten, der Herr Lieutenant von C., die Direction übernommen, in welchem Sie einen tüchtigen und liebenswürdigen Mann kennen lernen werden, der gern das Interesse des Vereins sowohl, als das der Emigranten fördern würde, wenn er die Mittel dazu hätte."

Während der Wirth sich noch mit Albert unterhielt, wurde das Getöse und Toben in dem Gastzimmer immer lauter, und man hörte unter den unglimpflichsten Schmähungen immer wieder den Verein nennen. Doch plötzlich nahm der Lärm den ernstlichen Charakter eines Wortwechsels an, worauf der Wirth die Thür des Gastzimmers öffnete, um zu sehen, was es dort gäbe.

Der Zwist war zwischen einem Amerikanischen Farmer aus der Umgegend, einem riesig großen schweren Manne, und einem Deutschen, der in seiner Heimath dem Militairstande angehört hatte, hier aber als Feldmesser aufgetreten war, entstanden, indem der gutmüthige Herkules die Partei des Vereins nahm, der Feldmesser sich aber in den rücksichtslosesten Aeußerungen gegen denselben aussprach.

Der Pflanzer Pierce, so war sein Name, war von Anfang des Entstehens dieser Colonie oft mit der Direction in Verkehr getreten, hatte Fuhren für sie

gethan, Lieferungen von Provisionen, geschnittenem Holz und Vieh übernommen und immer dabei einen hübschen Nutzen erzielt, weshalb er sich dem Verein dankbar verpflichtet fühlte und unangenehm berührt wurde, wenn er solche Lästerreden gegen denselben schleudern hörte.

Obgleich nun das Gastzimmer beinahe nur mit Meinungsgenossen jener Unzufriedenen angefüllt war, so scheute er sich doch im Gefühl seiner Kraft nicht, seine Meinung zu Gunsten des Vereins und zwar laut und deutlich auszusprechen, doch that er dieses mit gemüthlicher Ruhe und Offenheit.

Brühl, der Feldmesser, der mit seinen Schimpfreden den Ton angegeben hatte, fühlte sich durch den Widerspruch des Amerikaners beleidigt, und obgleich in Statur und Kräften dem Pflanzer sehr untergeordnet, schwur er bei Ehre und Taille, Genugthuung an dem Landsohne nehmen zu wollen.

Er war ein noch junger, kleiner schmächtiger Mann, auf dessen Gesichtszügen ein früheres lustiges Leben seine Merkmale hinterlassen hatte, war mit einem sehr langen Schnurrbart geziert und wegen gänzlicher Haarlosigkeit seines Kopfes genöthigt, eine Perücke zu tragen.

Während der Wortstreit immer heftiger wurde, rückte der Feldmesser dem Farmer mehr und mehr auf

den Leib, focht ihm mit den Händen immer näher vor dem Gesicht herum und hielt ihm zuletzt die geballte Faust mit den Worten:

„Verdammt, Du Ochse!“ unter die Nase.

Pierce fing laut an zu lachen und sagte dann: „Du thust besser, Etwas weiter von mir weg zu bleiben, Du Federfuchser; ich möchte einmal husten, und dann würdest Du Deine Knochen an jener Wand zerbrechen.“

Dabei lehnte er sich gemüthlich mit dem Stuhl zurück gegen den Kamin und schlug seine kolossalen Beine übereinander.

Das Zimmer hatte sich noch mehr mit Neugierigen gefüllt, und ein schallendes Gelächter brach bei den Worten des Pflanzers in der versammelten Menge aus.

„Lump, Du bist ein Großmaul!“ schrie der wuthentbrannte Feldmesser, drang von Neuem auf den Pflanzer ein und stieß ihn mit der Faust auf die Brust.

„Ist es so gemeint?“ sagte jetzt der Herkules, sich von seinem Stuhl erhebend; „warte Kröte, ich will nur meinen Rock ausziehen, der ist mehr werth, als Du, und Du möchtest ihn mir beschmutzen.“

Er hatte seinen ungeheuern Arm bald aus dem Rock herausgezogen, diesen auf den Stuhl geworfen und trat nun Brühl in der Mitte des Zimmers entgegen, der, zu einem neuen Angriff vorbereitet und ohne seines

Gegners Annäherung abzuwarten, mit geballten Fäusten auf ihn zusprang.

Der Landsohn aber holte mit seiner gewaltigen Rechten weit nach hinten aus und stieß sie dann mit solcher Kraft nach dem Haupt des Feldmessers, daß er einen Ochsen unfehlbar mit dem Stoß zu Boden geworfen haben würde, hätte er ihn vor den Kopf getroffen. Brühl aber entging durch zeitiges Bücken der furchtbaren Faust seines Gegners, der in seinem gewichtigen Anlauf bei ihm vorüber unter die Zuschauer stürzte, nicht bemerkend, daß er mit dem Stoß seinen Widersacher des HauptHaars beraubt hatte, und die Perrücke vor ihm hin durch die Menge flog.

Einem Erdbeben gleich dröhnte jetzt das Haus unter rasendem Gelächter, Trommeln mit den Füßen und wildem Hurrahrufen. Kaum hatte sich der Pflanzer in seinem Lauf aufgehalten und umgekehrt, als der Feldmesser mit gänzlich entblößtem Haupte in verzweifelter Wuth auf ihn eindrang, um diesen Schimpf auf Tod und Leben an dem Amerikaner zu rächen.

Doch dieser, der nie in seinem Leben von einer Perrücke gehört, noch weniger eine solche mit eignen Augen gesehen hatte, erkannte seinen Gegner nicht wieder, hielt ihn für einen ganz alten Mann und wehrte ihn lachend und mit gutmüthigen Worten von sich ab, indem er rief:

„Gehen Sie weg, alter Herr, seien Sie vernünftig, was wollen Sie von mir? Halten Sie doch Ihre Hände zurück, ich möchte Ihnen wehe thun! Wenn Sie nun keine Vernunft annehmen wollen, so muß ich Ihnen die Arme binden. Sind Sie verrückt geworden? Ich habe ja keinen Streit mit Ihnen. Der Federfuchser hat sich aus dem Staube gemacht.“

Brühl jedoch, nur noch mehr durch diese Behandlung gereizt, drang immer rasender auf den Farmer ein und suchte ihn mit seinen Fäusten zu erreichen.

Plötzlich aber setzte einer der Zuschauer dem barhäuptigen Kämpfer die Perrücke auf den Kopf, Pierce, wie von einem Zauber berührt, fuhr, nach ihm hinstierend, zurück und brach, sich in einen Armstuhl werfend, in ein erschütterndes Gelächter aus.

„Scalpirt, scalpirt! nicht für den besten Gaul in meinem Stalle möchte ich diesen Spaß missen!“ schrie er ein über das andere Mal und wies, hellauflachend und sich mit den Händen den Leib haltend, den fortwährend angreifenden Gegner mit den aufgehobenen Füßen zurück.

Dieser wurde jetzt aber von seinen Freunden umringt und mit guten Worten und Gewalt aus dem Zimmer geführt, während der Pflanzer noch ununterbrochen durch sein Riesengelächter das Haus erdröhnen ließ.

Albert hatte beschlossen, seinen Besuch bei der Direc-

tion des Vereins für den nächsten Morgen aufzuschieben, hatte zeitig sein Abendbrod genossen und begab sich, da er von der Reise sehr ermüdet war, früh zur Ruhe.

In dem Gastzimmer aber tobte es fort bis spät in die Nacht hinein, und wenn man nach den vielen, mitunter theuern Getränken, die dort vertilgt wurden, hätte urtheilen wollen, so mußten es hier gute Zeiten sein.

Siebentes Kapitel.

Die Quellen des Comalflusses, Besuch bei dem Vereins-Beamten, Aufenthalt in Neu-Braunfels, Rückreise nach Indian Point, Trauernachricht, Albert Werner's trostlose Lage, Reise über San Antonio, Ankunft am Sandiesflusse, die Gräber, das goldene Kreuz, Abschied zwischen den Brüdern Johnson, Vergeltung, Nacht in Johnson's Wohnung, Auskunft, Abschied von den Gräbern.

Kaum graute der Tag, als Albert sich schon von seinem Lager erhob, nach seinem Pferd ging, um sich von dessen Wohlbefinden zu überzeugen, und dann das Gasthaus verließ, um vor dem Frühstück die Stadt und nahe Umgebung in Augenschein zu nehmen.

Der Wirth hatte ihm von der Merkwürdigkeit und Schönheit der Quellen des Comalflusses erzählt, und da dieselben sich ganz in der Nähe der Stadt befanden,

so lenkte er zuerst seine Schritte dem Riesenwalde zu, der dieselben in seinem Dunkel verborgen hielt.

Die aufsteigende Sonne warf ihre Strahlen auf die äußere, thurmhohe Wand des Waldes, der am Fuße der Guadelupe-Gebirge das Thal begrenzte und sich scharf und steil aus der üppigen Prairie erhob. Das haarähnliche wogende zarte Mosquitogras und der tausendfältige bunte Blumenflor, der zwischen ihm hervorblickte, beugte sich noch unter dem schweren Thau, auf dessen Perlen das Sonnenlicht blitzte und glänzte, welches jedoch in die Tiefe des Waldes nicht eindringen, dessen ewiges Dunkel nicht verscheuchen und dessen Kühle nicht aus ihm verdrängen konnte. Mit feierlichem, halb schauerlichem Gefühl trat Albert in diesen Laubpalast ein, kühlend und wonnig umfing ihn eine erfrischende, von Blüthenduft gewürzte Luft, und wunderbar heimlich rauschte ein dumpfes Brausen heftig bewegten Wassers zu seinen Ohren.

Er war auf einem tief ausgetretenen Pfad hierhergelangt, den die früheren Bewohner dieser Gegend, die Büffel, auf ihrem Weg zu den frischen Quellen geschaffen hatten, und folgte dessen Schlangenwindungen zwischen den uralten Baumstämmen hin und her, von Zeit zu Zeit genöthigt, ihn auf kurze Entfernung zu verlassen, um die niedergestürzten Kolosse der Pflanzenwelt zu umgehen, deren Rinden theils schon geborsten waren

und das noch vor nicht vielen Jahre feste und harte Holz vermodert als Pulver auf den reichen Erdboden fallen ließen. Ueppig und wuchernd schossen aus diesem Moder junge Stämme nach den spärlichen Oeffnungen zwischen den Köpfen der Bäume, durch welche der blaue Himmel blickte, empor und trugen auf diesem ihrem Wege zum Lichte Hunderte um sie geklammerter Lianen und Weinranken mit sich hinauf.

Das Brausen des Wassers drang stärker und deutlicher zu Albert, bis er plötzlich vor einem Wasserstrahl stand, der sich in einem Durchmesser von vier Fuß aus der Erde erhob und als Bach wild und wogend davon sprudelte. Nur wenige Schritte weiter traf Albert auf einen zweiten solchen Quell, und in einer Entfernung von einigen tausend Schritten fand er wohl fünfzig derselben, die in krystallklaren Fluthen aus dem Schooße der Erde hervorschossen, sich, noch ehe sie den Schatten des Waldes verließen, verbanden und als Comalfluß aus ihm hervorbrachen, um sich in einer Entfernung von nicht ganz zwei Meilen mit den Gewässern der wilden Guadelupe zu vereinigen.

Es wurde Albert schwer, sich von diesem behaglichen, wunderbar reizenden Orte zu trennen, er stand lange zwischen den vielen Sprudeln und lauschte dem unterirdischen Rollen und Gurgeln der Gewässer, womit sie sich eilig aus ihrer Gefangenschaft hervordräng-

ten, als jubelten sie, endlich aus ihrer Finsterniß erlöst, das Licht des Tages begrüßen zu dürfen.

Ihrem lustigen Lauf folgend, hatte er den Saum des Waldes am Ufer des Comalflusses erreicht und trat in die Prairie hinaus, um sich in dem hohen Gras einen Weg nach der Stadt zurück zu bahnen, deren kleine bescheidene Wohnungen sich weiter unten schon bis an dieses Ufer erstreckten.

Wohin er blickte, sah er reges Leben; hier zog ein Bürger von Braunfels mit einem Maulthierwagen nach dem Wald, um Brennholz zu holen; dort wurde ein ungeheuerer Baumstamm durch vier vor denselben gespannte Ochsen nach der Stadt geschleift; Leute mit Körben auf den Köpfen trugen Wäsche nach dem Flusse; Andere, mit Flinten und Büchsen bewaffnet, zogen den Gebirgen zu; flinke Reiter galloppirten auf ihren kleinen Pferden glänzend feisten Kühen und Stieren nach, um sie zum Melken oder zur Arbeit aus der üppigen Weide nach Hause zu treiben, und als Albert die Straßen der Stadt erreicht hatte, fand er auch dort Alles in voller Thätigkeit.

Graf H. empfing ihn vor seinem Hause mit der Einladung, sich nach dem Speisezimmer zu begeben, da das Frühstück dort schon aufgetragen sei. Bald nach Beendigung desselben rüstete sich Albert zu seinem Besuch bei der Direction, ging mit schwerem Herzen

den Berg hinauf nach der Sophienburg und trat in das Vereinsgebäude, welches ihm als das Geschäftslocal bezeichnet wurde.

Herr v. C., der derzeitige Vorsteher aller Vereinsangelegenheiten, empfing ihn auf's Freundlichste, hörte mit Achselzucken seine Vorstellungen und Bitten zu Gunsten seiner Familie an und gab ihm endlich die Antwort, die ihm von seinem Gastwirth geweissagt war, nämlich: daß der Verein keine Wagen besitze, daß im Augenblick des Krieges wegen keine solchen aufzutreiben seien, und daß es demnach nicht in seiner Macht stände, ihm die gewünschte Hilfe zukommen zu lassen, so gern er dies auch wollte. „Wir haben jedoch Schritte gethan, um im Osten dieses Landes Fuhrwerke anzuschaffen," sagte er, „und ich würde Ihnen rathen, wenigstens bis zu erhaltener Nachricht von dort, die ich bald erwarte, hier zu verweilen, so daß Sie Gewißheit darüber vor Ihrer Abreise haben, ob wir Ihnen bald helfen können oder nicht."

Albert fügte sich diesem Vorschlag und sagte dann: „Wie ich höre, werden wir wohl vorerst hier in Braunfels unsere Hütte aufschlagen müssen, denn in dem eigentlichen Vereinsgebiet, wo wir das versprochene Land bekommen sollen, ist noch keine Niederlassung gemacht."

„Allerdings werden Sie sich hier gedulden müssen, doch beabsichtigen wir zwischen hier und dem Vereins-

land, ungefähr auf halbem Wege, eine große Ansiedlung zu gründen, der auch Sie sich vielleicht dann anschließen werden."

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr von C.," sagte Albert, „ich würde ganz gern damit zufrieden sein, wenn uns in der Nähe dieser Stadt ein Plätzchen angewiesen würde; denn ich finde es reizend schön hier. Nun will ich eilen, um den Meinigen zu schreiben, wie die Sachen hier stehen, damit sie ihre Maaßregeln darnach ergreifen können."

Mit diesen Worten empfahl er sich dem Beamten, indem er noch um die Erlaubniß bat, von Zeit zu Zeit bei ihm Erkundigungen einziehen zu dürfen, ob die Nachrichten aus dem Osten von Texas eingetroffen seien. Albert hatte, da keine Geschäfte ihn an Zeit und Ort banden, bald in der Stadt, so wie in der Umgebung unter den Deutschen Ansiedlern viel Bekannte gewonnen, die er oft besuchte, mit ihnen auf die Jagd oder zum Fischen ging, und durchstreifte häufig auf weitere Entfernungen die Gegend, wobei ihm sein braves Pferd sehr zu Statten kam.

Es waren bereits einige Wochen auf diese Weise verstrichen, in welcher Zeit er sicher darauf gerechnet hatte, Antwort auf seinen Brief, den er noch am Tage seiner Unterredung mit Herrn v. C. an seine Familie abgesandt hatte, zu erhalten, doch umsonst, er hörte

Nichts von ihnen. Er schrieb wieder an sie und gab einem Deutschen, der selbst zu Pferd nach Indian Point reiste, den Brief mit, worin er dringend um Antwort bat; doch abermals verflossen zwei Wochen, ohne daß er ein Lebenszeichen von den Seinigen erhalten hätte, während auch über die Bemühungen des Vereins in Bezug auf die Fuhrwerke noch keine Kunde eingelaufen war. Doch „keine Nachricht, gute Nachricht“ dachte er über das Schweigen seiner Angehörigen, denn wäre ihnen Etwas zugestoßen, so hätten sie ihn sicher gleich davon benachrichtigt, oder der Agent, Herr Rößler, würde es ihm mitgetheilt haben. Er blieb deshalb noch eine Woche; doch als auch diese dahinging, ohne daß er eine Zeile von seinen Lieben erhielt, da erfaßte ihn mit einem Male die Angst, er verabschiedete sich bei Herrn von C., sagte seinem freundlichen Wirth, dem Graf H. v. D., Lebewohl und sprengte seinen Rappen abermals durch die wilden Wogen der Guadelupe auf der Straße nach Indian Point hin. Schon am vierten Tage erreichte er mit einbrechendem Abend das Lager, trieb sein müdes Roß nochmals mit den Sporen zum Gallopp an und hielt wenige Minuten später auf dem Platze, wo das Zelt seiner Familie gestanden hatte.

Erstaunt und erschrocken blickte er umher — er mußte sich in dem Platze geirrt haben — doch drüben die Erdhütte hatte ja auch damals dort gestanden, und

nach jener Richtung hin sah er drei Zelte nebeneinander, an denen er ja so oft vorübergegangen war.

„Wahrscheinlich," dachte er, „haben die Meinigen sich einen günstigern Platz ausgewählt." Er ritt deshalb, um Erkundigung einzuziehen, nach der nahen Erdhütte, in welcher vor seiner Abreise eine Familie von neun Personen gewohnt hatte. Ein alter Mann, den er oft hatte Großvater nennen hören, kauerte im Eingang der Hütte und blickte mit mattem Auge zu Albert auf, als derselbe sein Pferd vor ihm anhielt. „Alter Herr, ich bitte Sie, mir zu sagen, in welcher Gegend meine Familie, die Werner's, welche vor sechs Wochen dort auf jenem Sandhügel wohnten, ihr Zelt jetzt aufgeschlagen haben?" sagte Albert zu dem Alten.

„Die Werner's?" antwortete der Mann sich besinnend; „ei, wie lange sind die schon von hier fort nach Neu-Braunfels gefahren, die waren glücklicher als wir, sie kamen noch in guter Zeit aus dieser Hölle weg, doch meine armen Kinder und Enkel mußten Alle da draußen in dem heißen Sand verscharrt werden. Ich bin allein noch übrig und warte von Stunde zu Stunde, daß mir der Herr gnädig sei und mich ihnen nachfolgen lasse. Wir haben uns schwer versündigt, daß wir unsere gute alte Heimath im Uebermuth verlassen haben; es ging uns dort zu wohl!"

„Nach Neu-Braunfels wären die Werner's gefahren?

Sie müssen sich irren, lieber Mann, dort komme ich ja geraden Wegs her,“ unterbrach ihn Albert sehr beunruhigt.

„Ich irre mich nicht, sie sind nach Neu-Braunfels von hier abgefahren, ich erinnere mich sehr deutlich, denn ich habe sie damals um das Glück beneidet, als sie mit Sack und Pack auf dem großen Wagen davon zogen.“

„Unmöglich!“ rief Albert, seinem Pferd die Sporen in die Seiten stoßend und nach den Häusern von Indian Point hinsprengend. Das Lagerhaus und Comptoir des Herrn Rößler war schon geschlossen, doch Albert jagte in der staubigen Straße weiter nach dem Gebäude, wo der Agent wohnte, hing den Zügel seines Pferdes an die Veranda und sprang über dieselbe in das Haus hinein, wo er Herrn Rößler noch beim Abendessen traf.

„Herr Rößler, wo ist meine Familie?“ rief er ihm beim Eintreten in höchster Aufregung zu.

„In Neu-Braunfels,“ war dessen erstaunte Antwort.

„Nimmermehr, ich komme ja direct von dorther.“

„Nicht in Neu-Braunfels? sie sind ja doch vor beinahe sechs Wochen von hier dorthin gefahren. Wie ist das möglich?“

„Ich bin ja vor vier Tagen von dort abgereist und habe auf dem Wege hierher keine Spur von ihnen gesehen. Ich bitte Sie um aller Heiligen Willen, wo können sie geblieben sein?“

Der Agent ward bei dieser Frage sichtbar von einer bangen Ahnung ergriffen, denn das Wort, was ihm auf die Zunge gekommen war, hielt er zurück und sah verlegen und verwirrt zu Albert auf.

„Ich beschwöre Sie, Herr Rößler, sagen Sie mir, was Sie davon glauben; Sie sehen mich in der schrecklichsten Besorgniß. Großer Gott, könnte ihnen denn ein Unglück zugestoßen sein?"

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Werner, daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll, denn kurze Zeit nach Ihrer Schwester Tod —"

„Um des Himmels Willen! meiner Schwester Tod?" schrie Albert, sich Rößler verzweifelnd um den Hals werfend; „meiner Schwester Tod, sagen Sie? O ich Unglücklicher, warum mußte ich sie denn verlassen. Welche von meinen Schwestern ist denn gestorben? O Jammer, Jammer!" schrie der junge Mann und barg seine weinenden Augen in den Händen.

„Ich glaubte, Sie wüßten es schon, Herr Werner; Ihre Schwester Martha starb hier, weshalb Ihr Vater nicht länger warten wollte und den ersten Wagen, der hierher kam, miethete, um Ihre Familie nach Neu-Braunfels zu fahren."

„Ach das liebe, gute Marthchen, todt! Du armes Kind!" schluchzte Albert und wankte jammernd und weinend im Zimmer auf und nieder, während der

Agent regungslos dastand und mit theilnehmendem mitleidigem Blick den Bewegungen des jungen Mannes folgte. Plötzlich blieb dieser stehen, sah verzweiflungsvoll nach Rößler hin, ergriff seinen Arm und sagte:

„Herr Rößler, glauben Sie, daß meiner Familie ein Unglück zugestoßen sein kann, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit!“

„Herr Werner, ich hoffe es nicht, aber es ist doch auffallend und unerklärlich, daß sie noch nicht in Braunfels angekommen ist und, noch mehr, daß Sie derselben nicht auf dem Wege begegnet sind. Ich kann es mir nicht anders denken und will hoffen, daß es so ist, nämlich: ich vermuthe, die Ihrigen sind aus irgend einem Grunde unterwegs, vielleicht in Victoria, in Gonzales oder Seguin liegen geblieben. Der Fuhrmann, der sie gefahren hat, ist ein Amerikaner Namens Johnson, der nicht weit von Victoria wohnt.“

„So liegen sie krank an einem dieser Orte, ach, sind vielleicht schon begraben, und ich Unglückseliger mußte mich in Neu=Braunfels amüsiren, mußte bei ihnen, vielleicht bei ihren Gräbern vorüberreiten!“

Der Schmerz, die Verzweiflung übermannten den jungen Werner, er wankte nach dem mit Rohr überflochtenen Sopha und sank, trostlos die Hände ringend, dort zusammen. Der gutmüthige, theilnehmende Agent unterbrach ihn nicht im Erguß seines Schmerzes, ihm

selbst waren die Augen feucht geworden, auch er bangte für das Schicksal der biedern Familie Werner, und stumm blieb er an dem offenen Fenster stehen, seine Blicke auf die glänzende Sichel des neuen Mondes heftend und der Tausend unglücklichen Landsleute gedenkend, deren Untergang er hier schon hatte mit ansehen müssen. Endlich erhob sich Albert, trocknete seine Augen und reichte Rößler die Hand.

„Herr Rößler, ich weiß es, Sie nehmen Antheil an dem Schicksal der Meinigen; seien Sie mir behilflich, ihre Spur aufzufinden, selbst wenn sie wirklich zu ihren Gräbern führen sollte.“

Abermals, so sehr sich Albert auch dagegen sträubte, raubte heftiges Schluchzen ihm die Sprache; erst nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich werde Morgen mit dem ersten Tageslicht von hier weg reiten, um auf dem Wege nach Neu-Braunfels nach meiner Familie zu forschen, thun Sie mir die Liebe und versuchen Sie, ob es Ihnen vielleicht eher gelingt, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen.“

Der Agent versprach Alles in seinen Kräften Stehende zu diesem Zweck aufzubieten, worauf Albert sein Pferd nach dem Wirthshaus führte und sich selbst dort auf das ihm angewiesene Lager warf, nicht um zu schlafen oder zu ruhen, sondern um zu weinen, um sich in Verzweiflung darauf umherzuwerfen, bis der Tag die

erste Helligkeit durch die kleine Fensteröffnung sandte. Rasch hatte er gefrühstückt, sein Roß bestiegen und trieb dasselbe auf der sandigen Straße nach Victoria zu größter Schnelligkeit an. Jetzt zog er bei keinem Grabhügel an dem Wege vorüber, ohne ihn zu bemerken, ohne daß Thränen in seine Augen traten; fragend sah er nach denen hin, die noch nicht lange aufgeworfen zu sein schienen, und es preßte ihm der Gedanke, daß Eins seiner Lieben darunter ruhen könne, die Brust zusammen.

Bei jedem einzelnen Haus in der Nähe der Straße hielt er an und fragte nach den Seinigen, jeden Menschen, dem er begegnete, forschte er nach ihnen aus, doch umsonst, er erreichte Victoria, ohne Etwas über sie zu hören. Dort ging er von Haus zu Haus, Niemand wollte den Wagen, den Fuhrmann oder die Werner's gesehen haben.

So zog er weiter nach Gonzales, nach Seguin und langte endlich am siebenten Tage wieder in Neu-Braunfels an, ohne eine Andeutung über das Schicksal seiner Lieben erhalten zu haben.

Graf H. v. D. hörte Albert's Klagen mit innigster Theilnahme, so auch that es der Beamte des Vereins, Herr v. C.; doch Beide wußten weder das Räthsel über das Verschwinden der Familie Werner zu lösen, noch aber Mittel und Wege anzugeben, auf welche Weise

dies geschehen könne. Nur der Gastwirth gab Albert den Rath, nach San Antonio zu reiten und dort Erkundigungen einzuziehen, da eine alte Straße von Victoria über jene Stadt nach hier führe, die der Fuhrmann, so unwahrscheinlich dies auch sei, aus einem oder dem andern Grunde eingeschlagen haben möchte.

Der Rath, so wenig Hoffnung er auch bot, gab Albert's Bemühungen doch wenigstens wieder eine Richtung, in der er sie fortsetzen konnte, denn mit seiner Ankunft in Neu-Braunfels schien das Feld seiner Nachforschungen gänzlich das Ende erreicht zu haben.

Wohl hatte er an den Fuhrmann Johnson gedacht, der nach der Aussage des Agenten in der Nähe von Victoria wohnen sollte, und beabsichtigte auf seiner Rückkehr dorthin denselben auszumitteln, was ihm bei seinen ersten Erkundigungen daselbst nicht hatte gelingen wollen.

Nach einem Ritt durch erdrückende Sonnengluth erreichte er ohne Verzug San Antonio, wo er während des Abends und des darauf folgenden Tages seine Forschungen unermüdlich fortsetzte, doch da sie abermals ohne Erfolg blieben, so eilte er weiter auf der Straße nach Victoria hin.

Der Weg führte ihn durch reiche Grasländer, doch bis zu dem dreißig Meilen entfernten Cibolo-Flusse traf er nur auf wenige kleine Niederlassungen, deren Be-

wohner weder von der Familie Werner, noch aber von einem Fuhrmann Johnson jemals gehört haben wollten.

Ebenso ging es ihm in den Ansiedlungen, die nahe der Straße an dem Cibolo-Flusse lagen, und er hielt es für überflüssig, die weiter unten an diesem Wasser gelegenen Farmen aufzusuchen.

Mit jeder Meile, die Albert zurücklegte, mehrte sich die Angst, die herzzerreißende Besorgniß, daß er das Ende seines Rittes erreichen würde, um ohne irgend welche Andeutung, in welcher Richtung er sich nun nach seinen Theuern umsehen solle, da zu stehen.

Er trieb sein Pferd weiter und weiter auf der Straße hin, bis dasselbe Abends an dem Tonkawabache wegen übergroßer Ermattung seine Dienste zur Weiterreise versagte, sein Reiter sich also genöthigt sah, ihm die Bürde abzunehmen, und sich selbst neben das erschöpfte Thier in das Gras niederlegte, um auch diese Nacht wieder in Unruhe und Sorgen hinzubringen.

Sein Ritt am folgenden Tage, hoffte er, solle ihn bis nach Victoria führen, doch die Hitze war allzustark und das Pferd zu ermüdet, um die Guadelupe zu erreichen, und die Sonne stand schon niedrig über dem flachen Horizont, als er an dem Ufer des Sandiesflusses seinen durstigen Rappen anhielt, damit er sich an dem kühlen Wasser laben möge.

Abgespannt und entkräftet durch körperliche und

geistige Anstrengung und Aufregung beschloß er die Nacht an diesem Bache zuzubringen, denn die Entfernung nach Victoria kannte er nicht, und es war ungewiß, ob er bis zu der Guadelupe noch einmal Wasser antreffen würde.

Er war von dem müden Pferd gestiegen und leitete dasselbe an dem rauschenden Wasser hin, indem er sich nach einem Lagerplatz umsah, auf dem sein Pferd während der Nacht gute Weide finden möge.

Mit seinen trüben Gedanken war er einige Zeit unter dem hohen Wald, der das Wasser zu beiden Seiten umgab, hingeschritten, als er plötzlich vor einem freien Platz stehen blieb, auf dessen Mitte ein Aschenhaufen lag, und der alle Zeichen trug, daß unlängst hier ein Zelt gestanden habe.

„Wahrscheinlich auch arme Auswanderer," sagte er zu sich selbst, indem er auf die verlassene Stätte blickte; „doch sind sie vielleicht glücklicher gewesen, als wir!"

Er hatte sein Pferd von Sattel und Zeug befreit und führte es an dem langen Strick, welchen dasselbe um den Hals trug, nach dem in kurzer Entfernung frisch und saftig glänzenden hohen Grase, um das Thier dort zu befestigen, als er den frisch aufgeworfenen Hügel eines Grabes und nahe bei noch einen mit lockerer Erde bedeckten Platz bemerkte, der gleichfalls Wanderern als letzte Ruhestätte zu dienen schien.

Schrecklich ergriff der Anblick dieser Wohnungen des Todes den unglücklichen jungen Mann; mit herunterhängenden Armen, gefalteten Händen und gesenktem Haupte stand er davor, hielt seine thränenschweren Augen auf sie gerichtet und dachte mit schmerzerfüllter Brust seiner theuern Eltern, seiner geliebten Geschwister. Wo sollte er sie suchen; ach, vielleicht, dachte er, ruhen sie wie Diese unter frisch aufgeworfenen Hügeln und haben mir mit sehnsüchtigem Verlangen ihre letzten Seufzer zugesandt!

Ueberwältigt von der Schwere seines Unglücks sank er zwischen den Gräbern nieder, hob seine Blicke und seine Hände nach dem Himmel auf und betete inbrünstig zu dem Allmächtigen, er möge ihm ein Zeichen geben, wo er die Lieben suchen solle.

Die Sonne war versunken, der Abendhimmel glühte roth und prächtig durch den Wald, als Albert sich traurig und willenlos erhob, um das erloschene Feuer auf dem früheren Lagerplatz wieder anzufachen und seine wollene Decke daneben auszubreiten. Nahe bei auf dem Fleck, wo ein Zelt gestanden zu haben schien, lagen noch viel lose Maisblätter, die den Bewohnern desselben wahrscheinlich als Unterlage für ihre Betten gedient hatten, und Albert ging die wenigen Schritte nach ihnen hin, um sie zu gleichem Zwecke für sich zu verwenden. Sich niederbeugend, raffte er einen

Arm voll davon zusammen, als er etwas Blinkendes daraus hervor und an die Erde fallen sah. Er hob es auf und sah es an, es war ein goldenes Kreuz mit dem Erlöser; er blickte es abermals an, hob seine Hände mit einem Schrei zum Himmel auf und stürzte mit dem Ausruf: „Meine Mutter!“ regungslos zu Boden.

Ohne Lebenszeichen hatte der arme junge Mann lange hier in der Einsamkeit auf demselben Platze gelegen, auf welchem die Brüder Johnson seine Eltern und seinen Bruder verscharrt hatten, nachdem sie dieselben ihrer Kleider beraubt; doch jetzt bewegte seine Brust sich wieder, mit tiefen Seufzern kehrte das Leben in ihn zurück, er setzte sich, in der Dunkelheit umherblickend, auf und suchte seine Gedanken, seine Erinnerung wieder zu sammeln.

Ach, es war nur zu wahr, was er gern für einen Traum gehalten hätte, es war das Kreuz, welches er schon als kleines Kind an seiner geliebten Mutter Nakken gesehen hatte, mit dem er so oft gespielt, welches ihm stets Ehrfurcht und Andacht eingeflößt, wenn die gute Mutter seine kleinen Hände gefaltet und ihm sein Abendgebet vorgesprochen hatte.

Er fachte das Feuer an, damit es das Kreuz beleuchte, da stand ja auf dessen Rückseite ihr Namenszug. O wie gerne hätte Albert sich neben sie in die Erde gelegt, wie gerne hätte er seinen letzten Athemzug

ausgehaucht! Das Leben hatte Nichts mehr für ihn, was es ihm lieb gemacht hätte, es war eine Last, eine Qual, und still und stumm blickte er nach seiner Büchse, die neben ihm an der Erde lag.

So saß er mit trockenen Augen und mit blutendem Herzen während der ganzen Nacht, und schrecklich war ihm das herannahende Tageslicht, das ihm wieder die Gräber zeigen sollte.

Doch das neue Licht warf auch seinen wohlthuenden Schein in das Innere Albert's, und die Hoffnung, die gnädige, die Trösterin kranker Herzen, die sich auf den Halm setzt, nach dem der Ertrinkende greift, zog wieder in seine Seele ein. Er wußte ja immer noch nicht mit Gewißheit, ob es auch wirklich seine Lieben waren, die hier ruhten, und dann, wenn es so war, so sah er doch nur die Gräber von Zweien, die Ueberlebenden mußte er wiederfinden, es mußte sich ihm doch zuletzt die Spur zeigen, wohin sie gezogen waren.

Er führte sein Pferd zum Wasser und wieder in das Gras zurück, fachte das Feuer an, bereitete sein Frühstück, und kaum stieg die Sonne auf, als er schon auf der Straße nach Victoria hineilte.

Bei den Brüdern Johnson hatte sich in dieser Zeit Vieles geändert. Das eine Haus war nicht mehr bewohnt, die Thür war zurückgeschoben, und in deren Oeffnung lag eine alte Sau an der Erde und ließ sich

wohlbehaglich von den hereinfallenden Sonnenstrahlen bescheinen. Im andern Haus lag Bob Johnson auf dem Bett hingestreckt, mit tief in ihren Höhlen versunkenen Augen, zerrissenen, trockenen, zurückgezogenen Lippen, zwischen denen die entblößten Zähne seines offenen, nach Luft schnappenden Mundes hervorsahen, und mit der grauen Farbe des Todes auf seinen hageren, eingefallenen Wangen. Er stierte nach seinem Bruder Ben hin, der vor ihm am Bette stand, und machte eine mühsame Bewegung mit seinem abgezehrten Arm, um denselben zu ergreifen.

„Du wirst mich doch nicht allein hier liegen lassen, Ben, Du schlechter Hund? So trage doch wenigstens die Beiden dort hinaus, damit der Leichengeruch mich nicht umbringt,“ sagte er zu seinem Bruder, der mit dem Hut auf dem Kopf und der Peitsche in der Hand sich zu entfernen im Begriff stand.

„Der Wagen ist geladen, und die Ochsen sind vorgespannt; es ist Zeit, daß ich aus diesem Pestnest fortkomme, sonst möchte mich der Teufel auch noch holen, und dann hätte Niemand Etwas von der verdammten Erbschaft der Werner's. Ich fahre damit nach San Antonio, verkaufe den ganzen Plunder und ziehe von da zum alten General Taylor, um zu sehen, was mir der Krieg für Glück bringt.“

„So bleibe doch wenigstens, bis ich mich Etwas

erholt habe, Du schlechter Kerl, und trage die Leichen hinaus."

„Bis Du Dich erholt hast? Bis Du zur Hölle gegangen bist! Glaubst Du, ich wollte Dein Pack dort anrühren, um auch die Krankheit zu bekommen? Trag sie selbst hinaus, wenn Du ihrer hier überdrüssig bist," antwortete Ben, auf das andere Bett zeigend, auf welchem seines Bruders Frau und dessen älteste Tochter todt hingestreckt lagen.

„So stelle mir wenigstens Wasser hier vor das Bett," stöhnte Bob, mit verzweifelndem Blick nach Ben hinstierend, wonach dieser das Blockhaus verließ, bald darauf mit einem Eimer voll Wasser zurückkehrte, denselben vor dem Lager seines Bruders niedersetzte und dann zur Thür hinausschritt, während ihm ein gräulicher Fluch von Bob's Lippen nachfolgte.

Derselbe große Kastenwagen, auf dem Werner's Indian Point verlassen hatten, stand wieder mit deren sämmtlichen Effecten beladen vor dem Hause. Ben Johnson schwang die lange Peitsche über den Ochsen, und mit den Worten:

„Verdammt der Platz!" trieb er dieselben auf der Straße hin, die nach San Antonio führte.

Das Verbrechen der beiden Brüder hatte sich furchtbar an ihnen gerächt. Das Tragen der Kleider der Verstorbenen, der Gebrauch ihrer Decken, ihrer Betten

hatte die Krankheit auf die Familien Johnson übertragen und sämmtliche Mitglieder derselben, bis auf die beiden Brüder selbst, also sechszehn Personen an der Zahl, in wenigen Wochen einem schrecklichen Tode überliefert.

Bob Johnson hörte den Wagen mit den erbeuteten Reichthümern davonrollen, in ohnmächtiger Wuth biß er die Zähne aufeinander und suchte sich von seinem Lager zu erheben, aber seine Kräfte reichten nicht hin, nur mit den Augen konnte er die Thür erreichen. Stöhnend und zerknirscht lag er da, seinem sicheren unvermeidlichen Tode entgegensehend, denn hätte auch die Krankheit ihn begnadigt, so fiel er doch in die Hände des Hungers, da Niemand mehr in seiner Nähe war, der ihm Speise hätte reichen können. Dabei war er seiner Sinne vollkommen mächtig, und unaufhörliche brennende Schmerzen hielten den Schlaf von ihm fern.

Es war eine erstickende Hitze in dem Hause, die Sonne hatte die Schindeln des Daches und die Balken der Wände durchglüht, und die unbewegliche Luft in dem Raume war von der Ausdünstung der rasch verwesenden Leichen verpestet.

Der Tag neigte sich, Bob Johnson sah durch die Oeffnungen zwischen den Balken der Wände den Abendhimmel glühen, es schien ihm der Widerschein der Gluth

zu sein, die seine Eingeweide durchwühlte. Er wollte trinken, die Zunge klebte ihm an dem Gaumen, vor ihm an der Erde stand der Eimer mit Wasser; aber er hatte nicht die Kraft mehr, sich zu ihm niederzubeugen und einen Trunk zu schöpfen. Lechzend sah er auf den Wasserspiegel hinab; er mußte trinken, sein Durst war zum Rasendwerden und wuchs mit dem Anblick der klaren Flüssigkeit in dem Gefäß. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, warf sich um, wollte über den Rand des Bettes hinreichen und stürzte über ihn herunter gegen den Eimer, so daß dieser umfiel und das Wasser sich durch die weiten Spalten des Fußbodens verlief.

Gierig drückte Johnson seine brennend trockenen Lippen auf das feuchte Holz, doch nur um das Verlangen nach Wasser noch mehr zu steigern, denn seine Lippen blieben trocken. Hier lag er in der Finsterniß der Nacht stöhnend, wehklagend und sich und die Welt verfluchend, von Niemandem gehört, als von einigen Säuen, die mit einbrechender Dunkelheit, von dem Todesgeruch der Leichen angelockt, in das Haus drangen und grunzend das Bett umlagerten, auf dem noch die letzten Opfer des Todes, die Frau und die Tochter, hingestreckt waren.

Die Nacht verstrich, der neue Tag fand Johnson immer noch am Leben, immer noch bei vollstem

Bewußtsein, doch hatten seine Körperkräfte so sehr abgenommen, daß er kaum noch der Sprache mächtig war, als plötzlich die herannahenden Tritte eines galloppirenden Pferdes seine Sinne anregten, und er verlangend und hoffend nach der Thür blickte. Wenige Augenblicke später trat Albert Werner in das Haus und fuhr entsetzt vor dem Anblick, der ihm hier wurde, nach der Thür zurück.

„Ist dies die Wohnung des Fuhrmanns Johnson?" fragte er den auf dem Fußboden liegenden Mann auf Englisch, welche Frage dieser mit Nicken des Kopfes beantwortete.

„Sie sind es aber nicht selbst, denn Johnson hat schwarzes Haar; wo kann ich ihn finden?" fragte Albert ungestümer den Kranken, der durch eine Bewegung mit der Hand andeutete, daß derselbe fortgezogen sei.

„Bruder," stöhnte Bob kaum hörbar und deutete mit der Hand auf sich selbst.

„So können Sie mir sagen, wohin Ihr Bruder die Familie Werner gefahren hat, die sich ihm in Indian Point anvertraute. Ich bin der Sohn jenes Herrn Werner."

Bei dem Namen Werner fuhr Bob schaudernd zusammen, seine hohlen Augen hefteten sich angstvoll

auf Albert, der ihm als Rachegeist dazustehen schien, und vergebens bemühte sich dieser, ihn zum Sprechen zu bringen.

„So sagen Sie mir wenigstens, ob Jene, die eine Meile von hier an dem Sandiesbache begraben sind, meiner Familie angehörten?“ rief Albert gänzlich außer sich; doch Bob stierte ihn mit bebenden Lippen an und blieb stumm.

Albert sah, daß dies vielleicht die letzte Gelegenheit war, Auskunft über die Seinigen zu erhalten und, durch die von ihm vermuthete Verstocktheit Johnson's zur Verzweiflung gebracht, faßte er ihn bei der Schulter, hob die Peitsche und schrie: „Ich schlage Dich todt, wenn Du mir nicht antwortest.“

Da stöhnte der Kranke: „Wasser, Wasser,“ und zeigte auf seine trockenen Lippen.

„Ich reiche Dir Wasser, doch erst sage mir, ob es die Meinigen waren, die dort begraben sind,“ sagte Albert den Amerikaner loslassend, und dieser nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja,“ aber zugleich flehte er von Neuem: „Wasser, Wasser.“

„Erst sage mir, sind sie Alle dort begraben? dann bringe ich Dir Wasser.“

Wieder bejahte Bob die Frage und flehte um Wasser.

Albert wankte nach der Thür, sein Urtheil war

gesprochen, er stand nunmehr allein und verlassen in der Welt, das Leben hatte aufgehört, Freuden für ihn zu haben, es gab kein Glück mehr für ihn.

„Wasser, Wasser," stöhnte Bob wieder, und Albert, aus seiner verzweiflungsvollen Abgespanntheit erwachend, nahm den Eimer vom Fußboden auf, füllte ihn aus dem nahen Brunnen und stellte ihn neben Johnson an die Erde, indem er demselben in dem danebenliegenden Blechbecher den ersehnten Trunk reichte.

„Soll ich Ihnen auf Ihr Bett helfen?" fragte er dann den Kranken, doch dieser schüttelte mit dem Kopfe und hielt den Eimer mit dem Arm umschlungen.

Mit Schaudern und Entsetzen floh Albert dann aus dem pesterfüllten Zimmer, bestieg sein Pferd und ritt abermals zu dem Ruheplatz seiner Lieben, um sich auf ihren Gräbern auszuweinen und einen letzten Abschied von ihnen zu nehmen.

Drei Tage lang verweilte er hier mit frommer Ergebenheit in sein schweres Geschick und erfüllte den Wald mit seinen Seufzern, seinen Jammertönen; am dritten Abend aber bestieg er seinen Rappen wieder, winkte ein letztes Lebewohl nach den Gräbern hin und eilte nach Victoria zurück, zu dem Wirth, der ihm den Wohnort der Brüder Johnson angegeben hatte.

Von da zog er weiter nach Indian Point, öffnete sein Herz dem theilnehmenden Agenten Rößler, ließ

durch ihn die dort noch vorhandene Hinterlassenschaft der Seinigen verkaufen und zog mit diesem Rest ihres Vermögens längs der Meeresküste hin über Corpus Christi nach Point Isabel, um sich unter die Fahnen des dort stehenden General Taylor einreihen zu lassen und den Schlachten sein Leben zuzutragen, welches für ihn keinen Werth mehr hatte.

Achtes Kapitel.

Nachricht in Galveston über Werner's, Magdalene Kunze, Stein's Abreise nach Neu-Braunfels, die wilden Pferde, alte Bekannte, die gefangene Stute, Ankunft bei Harmuth's, freundlicher Empfang, das Wiedersehen, Aufenthalt auf der Farm, das Brautpaar, Stein's Abreise.

Während dieser Zeit war die Nachricht von dem gänzlichen Untergang der Werner's nach Galveston gekommen, wo sie unter den dort befindlichen Emigranten die größte Aufregung hervorbrachte; nicht weil man besonderes Interesse für diese Familie gehegt hätte, sondern weil ein Jeder in dem Schicksal derselben mehr oder weniger seine eigene Zukunft erblickte.

Herrn Stein traf aber insbesondere die Schreckensnachricht sehr hart, da er ein persönlicher, herzlicher Freund der Werner's gewesen war und sich ihrer häufig mit warmer Zuneigung erinnert hatte. Namentlich

war ihm während seines kurzen Zusammenseins mit ihnen Mathilde lieb und werth geworden, er hatte mit Freuden ihre kindliche Ergebenheit gegen ihre Eltern, ihre liebevolle Sorgfalt für ihre jüngeren Geschwister und ihre anspruchslose Umsicht und Thätigkeit in häuslichen Angelegenheiten schätzen gelernt und bewundert, und nicht selten war seit ihrer Abreise der Gedanke in ihm aufgestiegen, wie sehr glücklich sie einst den Mann machen werde, der sie zur Frau bekommen würde.

Die Nachricht von ihrem Tode rief ihm alle ihre vortrefflichen Eigenschaften wieder lebhafter in die Erinnerung zurück und stimmte ihn traurig und niedergeschlagen.

Um dieselbe Zeit wurden eines Morgens die Bewohner von Galveston und namentlich die dortigen Deutschen durch eine andere Trauerkunde in Aufregung versetzt, nämlich durch den Tod der unglücklichen Magdalene Kunze, die mit einem Dolch im Herzen von ihren Eltern entseelt auf ihrem Lager gefunden worden war. Das Wohlleben, in welches die Familie Kunze durch den Amerikaner Stockton versetzt wurde, als er ihre liebliche Tochter zu sich nahm, hatte nicht lange gedauert; Magdalene wurde nach wenigen Monaten von Stockton zu ihren Eltern zurückgesandt, ihre Stelle bei ihm durch ein anderes deutsches Mädchen, welches er durch ähnliche Versprechungen und Geschenke gewonnen

hatte, ersetzt, und Kunze's mußten das Haus, welches er sie unentgeltlich hatte bewohnen lassen, sofort räumen, da er den Angehörigen der neuerdings von ihm angenommenen Tochter den Besitz davon überwiesen hatte.

Nur wenige Tage überlebte Magalene die Erkenntniß ihres Falls, die ihr leider erst durch Stockton's Treulosigkeit klar wurde, und in tiefster Armuth und Dürftigkeit sollte ihre Mutter das durch Eigennutz und Eitelkeit an ihrem Kind begangene Verbrechen bereuen.

Stein, der biedere Menschenfreund, nahm sich auch der Familie Kunze in ihrer höchsten Noth hilfreich an, rieth dazu, Morgens und Abends in dem Markthause Kaffee und Chocolade zu schenken, versah sie mit dem nöthigen Gelde, um die Einrichtungen dazu zu machen, auch die ersten Materialien dafür anzuschaffen, und setzte sie auf diese Weise in den Stand, ihren Lebensunterhalt, wenn auch nur kümmerlich zu verdienen.

Stein hatte sich auch in Geschäfte mit dem Verein eingelassen, hatte Lieferungen für dessen Rechnung an die Emigranten gemacht und der Direktion in Neu-Braunfels baares Geld vorgeschossen, welche Angelegenheit ihn um diese Zeit veranlaßte, selbst eine Reise nach Neu-Braunfels zu unternehmen.

Mit seinem edlen, kräftigen braunen Virginischen Vollblutpferde ließ er sich an das Festland übersetzen,

ritt an der Meeresküste hin bis nach Indian Point und suchte gleich nach seiner Ankunft daselbst Herrn Rößler, den Agenten des Vereins, auf, um von ihm das Nähere über das Schicksal der Werner's zu erfahren, welches ihm noch immer so manche trübe Stunde machte.

Rößler bestätigte die traurige Kunde, doch erfuhr Stein durch ihn, daß Albert, den er auch für todt gehalten hatte, noch am Leben und in den Krieg gezogen sei. Gern hätte er denselben zurückgerufen und wäre ihm behilflich gewesen, sich in einer andern Weise eine sichere Existenz zu gründen; doch dazu war es zu spät, und er tröstete sich mit der Hoffnung, daß derselbe glücklich aus dem Feldzug zurückkehren möge, wo er dann doch wohl noch Gelegenheit finden würde, sich ihm nützlich zu zeigen.

Stein hatte auch Lieferungen für die Amerikanische Armee übernommen, und da deren Quartiermeister seinen Aufenthalt in San Antonio hatte, so schlug er an der andern Seite von Victoria den Weg nach jener Stadt ein, um zuerst dort seine Geschäfte zu ordnen und dann nach Neu-Braunfels weiter zu reiten.

Mit den schmerzlichsten Gefühlen zog er auf der alten Straße dahin, auf welcher Werner's, wie er von Rößler gehört, ihr schreckliches Ende gefunden hatten. Bei dem Anblick jedes Waldes, jedes Wassers, an dem er vorüber ritt, trat ihm das traurige Bild der Verun=

glückten vor die Seele, so daß ihm die offene endlose Prairie, die sich westlich von dem Sandiesflusse nach dem Ciboloflusse hin vor ihm ausdehnte, herzlich willkommen war.

Am letzteren Gewässer wohnte ein deutscher Farmer Namens Harmuth, der schon vor mehreren Jahren eingewandert war und sich dort niedergelassen hatte, und welchem Stein bei seiner Ankunft in Galveston, sowie auch bei der Wahl und der Gründung seiner Farm sehr hilfreich gewesen war.

Seit jener Zeit hatte er mit ihm in fortwährender Geschäftsverbindung gestanden, hatte ihn mit allen Bedürfnissen, die er von außen her beziehen mußte, versorgt und erhielt dagegen regelmäßig im Herbst dessen Baumwollenernte zum Verkauf, woraus er sich selbst dann bezahlt machte und den Ueberschuß zu Harmuth's Verfügung hielt.

Stein beabsichtigte, auch ihn auf diesem Ritt zu besuchen, da dessen Besitzung, nur wenige Meilen von der Straße entfernt, an dem Ufer des Ciboloflusses lag, und er dachte es so einzurichten, daß er sich eine Nacht bei ihm ausruhe, um mit Muße die Geschäfte mit ihm abmachen zu können.

Er hatte an dem Coletoflusse, der die Straße auf halbem Weg zwischen der Guadelupe und dem Cibolo kreuzt, die Nacht zugebracht und benutzte den sehr frü-

hen andern Morgen, um noch vor eintretender größter Hitze den Fonkawabach zu gewinnen, wo er die Mittagsstunden rasten und dann in der Kühle des Abends zu Harmuth reiten wollte.

Der Morgen war frisch und erquickend, der Wind vom Golf her wehte kühlend über das in der aufsteigenden Sonne glänzende feine lange Gras und ließ es wie die Wellen des Meeres auf- und niederwogen; Hirsche, Antilopen und Wölfe wanderten nach den einzelnen hohen Baumgruppen hin, die hier und dort aus der Grasfläche aufstiegen, und die Geyer hoben sich in weiten Kreisen höher und höher dem durchsichtigen Aether zu, während das schwere Virginische Pferd des Herrn Stein in einem raschen Paßgang, seinen Reiter schaukelnd, auf der alten, meist übergrasten Straße dahineilte.

Er war in Gedanken versunken, ließ frohe und traurige Augenblicke aus der Vergangenheit in seiner Erinnerung vorüberziehen und entwarf sich unbestimmte Bilder seiner Zukunft, als sein Blick von einer Staubwolke angezogen wurde, die in der Ferne aus der Prairie aufstieg und sich rasch auf ihn zu bewegte.

Bald bemerkte er vor ihr eine dunkle lebendige Masse, in der er bei Annäherung wohl fünfzig Pferde erkannte, die mit wehenden Mähnen und hochfliegenden Schweifen vor der Staubwolke heransausten.

14*

Stein hatte einige Büsche und Bäume erreicht, hinter denen er sein Pferd anhielt, um die flüchtige Schaar, die er für wilde Rosse hielt, ungestört an sich vorüberziehen zu lassen.

Lauter und schwerer schallte das fernem Donner ähnliche Dröhnen ihrer Hufe zu ihm her, er konnte die einzelnen Thiere erkennen, vor denen ein mächtiger Schimmelhengst hinstürmte, und nun bemerkte er, daß zwei Reiter den Fliehenden folgten und ihnen mit jedem Sprunge ihrer schäumenden Rosse näher kamen.

Jetzt donnerte der flüchtige Haufen wilder Pferde in einer Entfernung von nicht mehr als zwanzig Schritten an ihm vorüber, ihre weitaufgerissenen Nüstern glühten in dunklem Karmin, ihre blitzenden großen Augen blickten wie mit Verzweiflung umher, und von ihren schäumenden Lippen schleuderten sie die weißen Flocken um sich. Man sah es den geängstigt dahinrasenden Thieren an, daß ihre Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, daß Nichts mehr sie in ihrem Sturmlauf aufhalten konnte, und daß sie ihn fortsetzen würden, bis sie zusammenstürzten.

Sie waren schon sehr außer Athem, doch auch die Pferde ihrer Verfolger waren schon weiß mit Schaum bedeckt und wurden durch Sporn und Peitsche ihrer Reiter zu möglichstem Kraftaufwande angetrieben.

Auch sie sausten im nächsten Augenblick in ganz

kurzer Entfernung an Stein vorüber und sahen Beide verwundert nach ihm hin, als sie die Baumgruppe, die ihn verbarg, hinter sich ließen.

Doch der Eine der Reiter schien ihn in diesem Augenblick zu erkennen, rief ihm zu:

„Folgen Sie, Stein!" und ließ dann einen gellend lauten Jagdschrei ertönen, der die beiden Jagdpferde zu fliegender Schnelligkeit anzutreiben schien.

Stein, über diese sehr flüchtige Erkennungsscene erstaunt, konnte sich aber auf seine frühere Bekanntschaft mit dem wilden Jäger, dessen langes Lockenhaar er noch vor sich im Winde flattern sah, nicht besinnen, doch daß er ein näherer Bekannter von ihm sein mußte, darüber war er nicht im Zweifel; er ließ deshalb seinem Virginier, den er nur mit Gewalt zurückgehalten hatte, die Zügel schießen und flog hinter den Jägern in solchem Sturmesrennen her, daß er kaum im Stande war, seinen Hut auf dem Kopfe zu behalten, und daß die Satteltasche, auf der er saß, zu beiden Seiten auf und nieder und ihm um die Schenkel schlug.

Doch an Aufhalten war jetzt kein Gedanke mehr, fort ging es Hügel auf Hügel ab durch das lange Gras, über sandigen Grund, durch Wassergräben und über Steingeröll, hier im Sprunge über einen umgefallenen Mosquitobaum, dort über einen weiten Riß in der Erde, immer fort ohne Lenkung, ohne Willensaus-

übung über das Pferd, es schien von der tollen Leidenschaft, die seine Vorläufer erfaßt hatte, gleichfalls beseelt zu sein, und Stein hatte, sich ihm gänzlich überlassend, alle seine Kräfte und seine Reiterkunst anzuwenden, um nur in dem hinten und vorn hohen mexikanischen Sattel seinen Sitz zu behalten.

Zu seiner großen Verwunderung war er bald mit den beiden Jägern in Reih und Glied, doch wagte er nicht seine Blicke von den Ohren seines wie toll dahin brausenden Virginiers zu wenden, und nach seinen nunmehrigen Kameraden hinzusehen, als abermals der dröhnende Jagdruf seines Bekannten erschallte und seinen Renner nun gänzlich zur Raserei antrieb.

In wenigen Augenblicken sprengte er zwischen das Rudel der wilden Pferde hinein, diese stoben, zu Tode geängstigt, nach allen Seiten auseinander. Stein sah neben sich die Schlinge eines Lasso's fliegen, Einem der wilden Pferde um den Hals fallen, und im Davonjagen erkannte er noch, wie das Thier sich bäumte und zusammenstürzte.

Doch der edle Virginier war noch bei vollen Kräften und Athem, und war noch weit davon entfernt, die Jagd aufzugeben.

In fliehendem Carrière stob er weiter über die Prairie Zweien der wilden Pferde nach, die in der Richtung vor ihm geblieben waren, bis er sie eingeholt und nun

neben ihnen seinen verzweifelten Lauf über Stock und Stein fortsetzte; doch die beiden wilden Rosse waren bald so erschöpft, daß sie in Trab fielen, zuletzt stehen blieben und, sich mit den Köpfen zusammendrängend, hinten ausschlugen.

Stein wur nun wieder Meister seines Renners geworden, blickte sich nach seinen Kameraden um und sah sie in weiter Ferne, wie sie beide zu Fuß mit dem gefangenen Pferde kämpften, das sich vor ihnen an dem Strick, welcher es zurückhielt, bäumte und alle Versuche und Anstrengungen machte, um seine Freiheit wieder zu erlangen.

Stein verließ die beiden besiegten Rosse und galloppirte zu den Jägern zurück, von denen der Eine ihn schon von Weitem beim Namen rief und ihn jubelnd willkommen hieß.

„Willkommen, Herr Stein!" rief er mit gewaltiger Stimme; „wir haben nur Ihnen diesen kostbaren Fang zu danken. Sie sind ja ein famoser Mustangjäger. Kommen Sie, helfen Sie uns diese Bestie bändigen."

Jetzt erst erkannte Stein in dem Jäger den Sohn seines Freundes Harmuth, der stets die Baumwolle seines Vaters zu ihm nach Galveston gebracht, und mit dem er dann immer dessen Geschäfte geordnet hatte.

„Ist es möglich Harmuth, sind Sie es?" rief Stein verwundert aus, indem er von seinem Pferd stieg; „Sie haben mich gegen meinen Willen zum Mustangjäger

gemacht, und hätte ich den Hals gebrochen, so würden Sie mich auf Ihrem Gewissen gehabt haben. Solch' einen Ritt habe ich im Leben nicht gemacht, es war ja, als ob sämmtliche Thiere verrückt geworden wären."

„Dennoch haben wir Ihnen diese schöne Stute zu danken, denn als Sie mit Ihrem Herkules da zwischen die Pferde hineinsprengten, bog die Stute zur Seite ab und lief mir gerade in den Weg, so daß ich ihr ohne große Geschicklichkeit den Lasso über den Hals werfen konnte. Doch binden Sie Ihr Pferd dort an den Mosquitobusch und helfen Sie uns die Stute stranguliren, denn ehe sie nicht halb todt ist, läßt sie sich die Halfter nicht anlegen," sagte Harmuth, während er und der andere Jäger, der dessen Bruder war, den starken Lederstrick fester und fester um den Hals des kämpfenden geängstigten Thieres zog, das jetzt den Athem verlor, am ganzen Körper heftig zu zittern anfing und plötzlich mit ausgestreckten Gliedern zu Boden stürzte.

„Sie erdrosseln ja das arme Thier," rief Stein, mitleidig auf die Stute blickend.

„O nein, sie wird nur ein wenig ohnmächtig," antwortete Harmuth, sprang nach dem Kopf des Mustangs und schlang ihm das Ende eines andern Lederstricks mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit so um den Kopf, daß er in wenigen Augenblicken wie eine Halfter um denselben befestigt war.

„So Bruder, nun öffne die Schlinge ein Wenig, damit sie etwas Athem bekommt, halte aber den Lasso fest, daß wir sie wieder erdrosseln können, wenn sie ungezogen wird," sagte Harmuth zu seinem Gefährten und trat mit dem andern Ende der Halfter von der Stute zurück, die, sobald die Schlinge des Lasso's etwas gelöst war, aufsprang und sich wüthend gegen die sie jetzt zurückhaltende Halfter sträubte.

Doch abermals zog der junge Harmuth die Schlinge zu, bis das Thier wieder halb erstickt zu Boden stürzte, und ihm von den Jägern erst nach einigen Minuten wieder Luft gegeben wurde.

So ermüdeten und meisterten sie die Gefangene, bis sie die Uebermacht ihrer Bändiger anzuerkennen schien und geduldig und in ihr Schicksal ergeben an der Halfter dastand.

Die Brüder Harmuth bestiegen nun ihre in der Nähe grasenden Pferde, der Eine mit dem Ende der Halfter in der Hand ritt vor dem Mustang her, der Andere, den Lasso haltend, ritt an seiner rechten Seite, und Stein baten sie hintendrein zu folgen und das Thier mit einer langen Peitsche, die ihm Harmuth überreichte, anzutreiben. Im Anfang wollte das wilde Pferd noch nicht Folge leisten, doch, sobald es den angezogenen Lasso wieder fühlte, gab es der Halfter nach und folgte dem voranreitenden Jäger.

Der Zug ging nur sehr langsam vorwärts, bis die Straße erreicht war, und die Sonne stand schon im Zenith, als die Reiter auf dieser zu dem Fonkawabach gelangten, wo sie unter den hohen Bäumen, die denselben überdachten, von erquickendem kühlem Schatten empfangen wurden.

Die gefangene Stute ließ sich willig in den klaren Bach führen und schlürfte gierig das kalte Wasser, worauf sie nahebei neben die andern Pferde an einen Baum gebunden wurde. Die Reiter aber streckten sich in das hohe Gras, zündeten Feuer an, kochten Kaffee, brieten etwas Speck und stellten mit Zugabe des Brodes, welches Harmuth's mit sich führten, ihr Mittagsessen her.

Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, als die Reiter mit ihrem Fang aufbrachen und der Wohnung Harmuth's zuzogen, die nur wenige Meilen von hier entfernt lag. Bald stiegen aus der hügeligen Prairie hohe Baumgruppen auf, unter ihnen erkannte man weiß angestrichene Häuser, aus denen sich leichte Rauchsäulen durch die dichten Eichen erhoben, deren dunkle Massen sich auf dem schön gerötheten Abendhimmel scharf abzeichneten. Die Dämmerung lag auf der Gegend, als die Reiter vor dem saubern, weiß angestrichenen Spalier, welches das einstöckige lange Wohngebäude umgab, anhielten, von dessen Veranda ihnen der

alte Harmuth einen freundlichen guten Abend zuwinkte, über den mit Blumen geschmückten Platz vor dem Hause auf sie zuschritt und, das gefangene Pferd erblickend, ausrief:

„Habt Ihr wirklich Einen gefangen? Nun das hätte ich nicht geglaubt; und ein schönes kräftiges Thier ist es, wahrhaftig."

Kaum hatte er aber die Einzäunung erreicht, als er Stein erkannte und, ihm die Hand entgegenhaltend, sagte:

„Mein Gott, mein Freund Stein! Ei, ei, habe ich es mir doch nicht träumen lassen, daß ich heute noch mit so liebem Besuch erfreut werden sollte. Wie herzlich sind Sie mir willkommen. Treten Sie herein, damit ich Sie zu den Meinigen führe, die sich Ihrer so oft liebevoll erinnert haben."

Der alte Harmuth war einer von jenen schlichten biedern deutschen Charakteren, deren Welt sich nur auf den Kreis ihres Geschäftslebens und den ihrer Familie beschränkt, die nur dort ihr Glück finden und Jeden, der in diesen Kreis tritt, ebenso glücklich zu sehen wünschen, als sie selbst sind. Harmuth ging die feinere Politur der großen Welt ab, so viel reiner, so viel makelloser aber war sein Herz, um so unverdorbener waren seine Gefühle, seine Neigungen. Gesegnet mit einer vortrefflichen Gattin, vier kräftigen, gesunden Söhnen und

einer blühenden lieblichen Tochter, hatte er keine weiteren Wünsche mehr, da der Himmel ihn zugleich mit so viel irdischen Gütern, als zu einem sorgenfreien Leben nothwendig sind, reichlich versehen hatte. Ein großer Strich Landes rund um seine Farm war sein Eigenthum, so daß kein lästiger oder unangenehmer Nachbar ihm zu nahe kommen konnte; seine Felder warfen ihm jährlich eine reiche Ernte ab, sein Viehstand war sehr bedeutend, seine Pferde waren die besten in weiter Umgegend, und vor allen Dingen war der Ort, wo er wohnte, seiner Lage nach ein gesunder, so daß seine Familie von den in diesem Land namentlich an den Stromgebieten so häufig herrschenden Krankheiten verschont blieb.

Unter seinen nahen und fernen Nachbarn war Harmuth ein Mann von Gewicht und Einfluß, die Guten achteten und liebten ihn, die Schlechten fürchteten ihn und seine kräftigen Söhne und hüteten sich wohl, ihnen Gelegenheit zu Aergernissen zu geben.

Nur selten verließ Harmuth seinen Grundbesitz, denn es schien ihm nirgends so schön und so angenehm zu sein, als zu Hause; er ritt wohl zuweilen mit seinen Söhnen auf die Jagd oder zum Fischen, fuhr auch wohl einmal mit seiner Tochter nach San Antonio, um ihr Gelegenheit zu geben, für sich und ihre Mutter Einkäufe nach eignem Geschmack zu machen, doch selten nur

entschloß er sich zu einer weitern Reise, wie nach Indian Point, dem Landungsplatz der Waaren, die er durch Stein's Vermittelung von New-Orleans bezog, oder in das Land hinein nach Austin, damals dem Sitz der Regierung, wenn Landangelegenheiten seine Gegenwart mitunter dort nothwendig machten.

Man konnte es aber auch seinem Wohnort gleich ansehen, daß dessen Eigenthümer ihn selten verließ und mit Liebe und Umsicht alle Sorgfalt auf ihn verwendete. Das von Brettern aufgeführte Wohngebäude war sauber und nett gezimmert, mit weißer Oelfarbe angestrichen, mit einer breiten schattigen Veranda rings umgeben, an deren Säulen sich Wein und Blumenranken hinaufwanden, an einer Seite des Hauses befand sich ein großer Obstgarten mit den ausgezeichnetsten Fruchtbäumen versehen, an der anderen Seite lag der Gemüse- und Blumengarten, der unter der Obhut von Madame Harmuth und ihrer Tochter stand, und vor dem Hause breitete sich ein reinlicher Sandplatz aus, rund um mit Blumenbeeten versehen, auf denen feine Ziersträucher prangten.

Stein war durch die Staketeneinzäunung getreten und wurde wohlthuend von der behaglichen Ruhe, die auf dem Platz lag, berührt.

„Ei wie angenehm, wie schön wohnen Sie hier, lieber Herr Harmuth, es ist kein Wunder, daß Sie

sich niemals wieder haben entschließen können, uns auf unserer sandigen Insel einen Besuch abzustatten. Sie haben wirklich ein beneidenswerthes Loos getroffen," sagte Stein zu dem freundlichen Manne.

„Und davon habe ich einen großen Theil Ihnen zu danken, mein Freund, glauben Sie nicht, daß ich jemals Ihre vielen Bemühungen zu meinen Gunsten und die liebevollen Rathschläge vergessen werde, womit Sie mich bei meiner Ankunft in diesem Lande unterstützten und mir den Weg zu diesem meinem Glück bahnten. Ich wollte, der Himmel gäbe mir nur einmal Gelegenheit, Ihnen meinen Dank durch die That zeigen zu können; denn Worte kann ein Jeder sagen, und ich bin kein Freund von Redensarten. Aber kommen Sie herein, meine Jungen werden erst das gefangene Pferd in Sicherheit bringen wollen."

Mit diesen Worten schlang Harmuth seinen Arm in den seines Gastes, schritt mit ihm, ganz glücklich, ihn einmal unter seinem Dache bewirthen zu können, langsam über die Veranda in den Durchgang des Hauses und führte ihn von da in die vordere große Stube, welche den Parlour oder das Gesellschaftszimmer der Familie vorstellte. Hier leitete er ihn nach dem offenen Fenster zu einem großen Schaukelstuhl, bat ihn, Platz darin zu nehmen und ihn einige Augenblicke zu entschuldigen, damit er zunächst seine Frau

herbeirufe und diese hier durch seine Gegenwart überrasche, da dieselbe sich ebensosehr, als er selbst, darnach gesehnt habe, ihn einmal wieder zu sehen.

Nach wenigen Minuten kam er denn auch zurück, und indem er seine Gattin vor sich in das Zimmer treten ließ, sagte er zu ihr:

„Nun mein Kind, siehe einmal, ob Du einen alten, lieben Freund wieder erkennen kannst?“

„Mein Gott, Herr Stein!“ rief Madame Harmuth, freudig bewegt auf diesen zueilend und ihm beide Hände entgegenhaltend; „wie unendlich angenehm ist es mir, Sie einmal wiederzusehen. Wir haben Ihnen ja so Vieles, ja ich möchte sagen, Alles zu verdanken, denn ohne Ihre Hilfe, ohne Ihren Rath wäre es uns leicht auch so gegangen, wie den unglücklichen Emigranten, die jetzt dort unten an der Meeresküste liegen. Seien Sie mir herzlich willkommen.“

Es war innige und aufrichtige Freude und Dankgefühl, womit die Frau den Freund und Wohlthäter ihrer Familie begrüßte, und die ungezwungene Herzlichkeit, womit sie es that, wirkte wohlthuend auf Stein und zugleich angenehm auf Harmuth, der hierin auch seine eignen Gefühle ausgesprochen sah.

Der Farmer hatte für seine Frau einen Stuhl neben den seines Freundes gestellt, sich selbst an dessen andere Seite in einem großen Armstuhl niedergelassen, und die

Unterhaltung wandte sich zu der Zeit zurück, als sie sich in Galveston kennen lernten.

Die tausend Widerwärtigkeiten, die unendlich vielen Entbehrungen und Beschwerden, gegen welche damals Harmuth's, als nicht sehr bemittelte Einwanderer, zu kämpfen gehabt hatten, wurden jetzt lachend besprochen, und eine kurze Geschichte ihres Lebens bis zu der glücklichen Gegenwart wurde Stein von den beiden vergnügten Eheleuten gegeben, wobei sie gänzlich übersahen, daß es sehr dunkel im Zimmer geworden war und schon längst Zeit gewesen wäre, Lichter anzuzünden.

„Aber Herr Stein, was werden Sie von uns denken, es ist ja ganz dunkel geworden, nehmen Sie es nur nicht übel, daß noch kein Licht angezündet ist. Gleich sende ich es herein," sagte Madame Harmuth aufstehend; „ich bin doch neugierig, ob Auguste Sie wiedererkennen wird, ich will ihr Ihren Namen nicht nennen, bis sie Sie beim Abendbrod sieht, mit dessen Zubereitung sie eben beschäftigt ist."

Die Frau verließ hierauf das Zimmer, kehrte jedoch bald wieder zurück, um die Männer zum Abendessen zu rufen.

„Kommen Sie, Herr Stein, und essen Sie zum ersten Male mit uns von dem Brod, welches Sie uns gegeben haben," sagte sie zu diesem, indem sie ihn bei

der Hand nahm und ihn über den Gang nach der gegenüber befindlichen Stube leitete. Sie schob die Thür derselben zurück, durch welche der helle Schein einer großen Lampe den Eintretenden entgegenkam. Stein that einige Schritte in das Zimmer, begegnete den Blicken eines vor dem Tisch stehenden jungen Mädchens, und mit dem Ausruf: „Himmel, Mathilde Werner!“ stürzte er auf diese zu, ergriff ihre Hand, preßte sie wiederholt an seine Lippen, sah ihr wieder und wieder in die Augen, als traue er seinen eigenen Blicken nicht, und nahm zuletzt in seiner verwirrten glückseligen Aufregung ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und preßte seinen Mund auf ihre Stirn.

„Ist es möglich, Mathilde, sind Sie am Leben? ich habe Sie todt geglaubt, ich habe Sie betrauert, ich bin sehr unglücklich gewesen,“ sagte er in größter Verwirrung, indem er immer noch die Hand des armen Mädchens in den seinigen hielt, seine Umgebung gänzlich vergaß und nicht bemerkte, daß Harmuth's verwundert dastanden und in größtem Erstaunen die Erkennungsscene mit ansahen.

Mathilde hatte den Kopf gesenkt, ihre Thränen fielen auf ihres Freundes Hände, und ein krampfhaftes Schluchzen war alle Antwort, die sie geben konnte. Das schwere Schicksal, welches sie betroffen hatte, war in diesem Augenblick wieder fürchterlich vor ihre

Erinnerung getreten und riß die kaum verharschte Wunde ihres kranken Herzens auf's Neue auf. Sie wurde bleich, fing an zu zittern und blickte sich ängstlich nach Madame Harmuth um, als suche sie den Beistand dieser ihrer zweiten Mutter, die schnell zu ihr hintrat, sie in ihre Arme schloß und nach dem Sopha führte.

Auguste Harmuth brachte frisches Wasser für Mathilde zum Trinken, sie wusch ihre Stirn mit Essig und küßte ihre bleichen Wangen.

„Sei ruhig, gute Mathilde, Du weißt ja, wie lieb wir Dich Alle haben," sagte sie liebkosend zu ihr; „weine nicht, Du gehörst ja zu unserer Familie, Du bist ja meine liebe, gute Schwester."

Stein hatte während dieser Zeit den erstaunten biedern Harmuth nach dem Fenster gezogen und bat ihn um Aufklärung über Mathilden's Hiersein, worauf dieser ihm mit wenig Worten mittheilte, wie er dieselbe auf seiner Rückreise von Victoria an der Straße unweit des Sandiesflusses krank und bewußtlos unter einem Baum liegend gefunden und von da mit sich hierhergenommen habe. Er sagte ihm, daß die Unglückliche erst nach einigen Wochen wieder zu ihrer vollen Besinnung gekommen wäre, worauf sie ihnen ihr Schicksal mitgetheilt habe, und seitdem gehöre sie zu seiner

Familie; er sei auch gesonnen, sie für die Zukunft ganz als sein eignes Kind zu betrachten.

Auguste führte während dieser Zeit Mathilden aus dem Zimmer, und Madame Harmuth bat die Männer, sich mit ihr zu Tisch zu setzen, um das Abendbrot zu genießen, indem sie zugleich ihre Pflegetochter entschuldigte, wenn sie nicht Theil daran nähme, sie fühle sich aber nicht in der Stimmung, es zu thun.

Harmuth führte Stein zu dem Tische, und eben hatten sie Platz genommen als die beiden ältesten Söhne, die uns schon vom Sandiesfluß her bekannt sind, und die Stein von der Pferdejagd mit hierher gebracht hatten, von ihren beiden jüngern Brüdern gefolgt hereintraten.

„Du weißt es noch gar nicht, Vater, daß Herr Stein ein ausgezeichneter Mustangjäger ist, wir haben ihm die Stute zu verdanken," sagte Conrad, als er seinen Sitz am Tische einnahm.

„Ei, das hätte ich gar nicht hinter Ihnen gesucht," sagte der Alte zu seinem Gaste; „Ihr Herrn von der Feder seid in der Regel schlechte Jäger."

„Das ist auch mit mir der Fall," erwiederte Stein; „es war meine erste Pferdejagd und soll auch meine letzte sein. Mein Gaul war rein toll geworden, so daß er gegen meinen Willen mit mir zwischen die wilden

Pferde hineinjagte, und ich meinem Gott dankte, als die Jagd vorüber war."

„Meine Jagd ist es auch nicht," erwiederte der alte Harmuth, „es geht mir dabei zu wild her, und thäte ein Pferd einmal einen Fehltritt, so bräche man sicherlich den Hals. Ich lobe mir die Hirschjagd oder eine gute Bärenhetze. Schade, daß Sie nicht im Winter bei uns sind, wenn die Burschen Feist haben und sich vor den Hunden stellen, das ist ein Vergnügen, da hat man doch einen Gegner vor sich, und zwar einen grimmigen."

Die Unterhaltung lenkte sich aber bald wieder auf Mathilde Werner und ihre Familie. Stein erzählte, wie er deren Bekanntschaft bei ihrer Ankunft in Galveston gemacht habe, lobte ihre Einfachheit, ihre Rechtlichkeit, pries die Wohlerzogenheit der Kinder, hob namentlich die vielen vortrefflichen Eigenschaften Mathilden's hervor und bemerkte zuletzt, wie sehr er bedauere, daß Albert sich zur Amerikanischen Armee begeben habe, dem es mit seinen vielen Fähigkeiten und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit nicht hätte fehlen können, sich hier im Lande eine sichere gute Existenz zu gründen.

„Zur Armee ist er also gegangen?" sagte der alte Harmuth; „nun deshalb konnten wir von Neu-Braunfels keine Nachricht über ihn bekommen. Wir

haben drei-, viermal Briefe dorthin gesandt, doch man konnte uns nicht sagen, was aus ihm geworden sei.“

Er erzählte Stein nun ausführlich, was Mathilde ihnen über ihre schrecklichen Leiden und über den Untergang der Ihrigen mitgetheilt hatte, welches dieser mit Schaudern und Entsetzen vernahm und dann bestimmt erklärte, daß er auf seinem Rückwege die Klage gegen den Fuhrmann Johnson anhängig machen werde, koste es ihm, was es wolle.

Nach dem Abendessen begaben sie sich hinaus unter die Veranda, wo sie Mathilden mit ihrer Freundin Auguste fanden.

Der Abend war kühl und erquickend, der leichte Luftzug vom Golf her trug den Blüthenduft der Prairie mit sich fort, die dunkeln schattigen Magnolien, die das Haus umstanden, sandten den süßen Vanillegeruch ihrer riesigen, saftigweißen Blumen über die Veranda, und wie ein Feuernebel blitzten und glühten die Heere leuchtender Insekten durch die sternhelle Nacht.

Stein hatte sich zu Mathilden gesetzt, seine Gegenwart that ihr wohl, sie wußte, daß er mit ihr fühlte, daß er um die Ihrigen trauerte, daß er innigen Antheil an ihrem eignen harten Geschick nahm, und es machte ihr Herz leichter, sich gegen ihn, der ihre verstorbenen Theuern gekannt und sie gern gehabt hatte, auszusprechen; denn so liebevoll sie auch von den braven,

herzlichen Harmuth's behandelt wurde, so hatten dieselben ihre Angehörigen doch nie gesehen, waren nicht mit ihnen befreundet gewesen und konnten darum auch den Antheil nicht an ihnen nehmen, der ihr bei Stein so außerordentlich tröstlich war. Die Kunde über Albert erfüllte Mathilde wieder mit neuer Besorgniß, mit neuem Kummer, dennoch war sie eine Freudenbotschaft für sie, da sie auch ihn todt geglaubt hatte, und als Stein ihr versprach, daß er Mittel und Wege finden werde, um dem Bruder Nachricht von ihr zuzusenden, so gab sie sich der Hoffnung gern hin, daß sie ihn wiedersehen, daß sie ihn wieder an ihr Herz drücken werde. Stein war Mathilden wirklich zum großen Trost erschienen, denn wenn sie auch unter der liebevollen Behandlung ihrer Retter, ihrer Wohlthäter ruhiger und in ihr Schicksal ergebener geworden war, so hatte sie sich doch immer nur verloren und verwaist gefühlt und sah in jeder Freundlichkeit, die ihr von den guten Harmuth's zu Theil ward, nur das mitleidige Almosen, das ihrem Unglück gespendet wurde, während sie sich die Freundschaft Stein's schon erworben hatte, als sie keines Mitleids bedürftig war, und deshalb seine Zuneigung ihrer eigenen Persönlichkeit zuschreiben konnte. Wie die Liane sich im Orkan an die Eiche klammert, so hing sich Mathilden's Seele vertrauungsvoll an den bewährten Freund früherer glücklicher Zeiten, und wie

der kräftige Baum die schwache Ranke gegen Sonnengluth und Sturmeswehen schützt, so sprach Stein dem verwaisten unglücklichen Mädchen Trost ein und sicherte ihr für immer seinen Beistand, seine Hilfe zu.

Zu Anfang ihrer Unterhaltung hatte Mathilde heimlich viele Thränen von ihren Augen gewischt, die denselben bei der Erinnerung an ihre verblichenen Lieben entquollen waren; doch nach und nach wurde sie gefaßter, sie weinte nicht mehr und ließ in dem matten Dämmerlicht, welches sich durch das Stubenfenster über die Veranda verbreitete, ihre milden unschuldigen Blicke vertrauungsvoll auf den ehrlichen blauen Augen ihres Freundes ruhen.

Es war spät geworden, als sie sich erhoben und in das Zimmer gingen, in dem sie den alten Harmuth mit seiner Frau und Tochter traulich beisammen an dem offenen Fenster sitzend fanden.

Sie werden sich nach Ruhe sehnen, lieber Freund," sagte der alte Herr zu Stein, „lassen Sie mich Ihnen Ihr Schlafzimmer zeigen. Wünschen Sie noch Etwas, womit ich Ihnen dienen kann, so bitte ich es zu sagen."

Auguste war Mathilden entgegengetreten, hatte schweigend ihren Arm um sie geschlungen und ihre Lippen auf ihre Stirn gedrückt.

„Komm, gute Mathilde, es ist spät, und Ruhe ist Dir nöthig; laß uns unserm lieben Herrn Stein gute

Nacht wünschen, er wird müde von dem Ritt sein," sagte sie zu ihrer Pflegeschwester, reichte dann, so wie diese, dem gemeinschaftlichen Freunde die Hand, wünschte ihm eine erquickende Ruhe, und, nachdem beide Mädchen den Eltern den gewohnten Nachtkuß gegeben hatten, verließen sie die Stube, während Harmuth das Licht von dem Tische nahm und den Gast nach seinem Schlafzimmer geleitete.

Das zutrauliche friedliche Familienleben, in dem Stein sich hier befand, machte einen unendlich wohlthuenden Eindruck auf ihn, es rief ihm die Zeit seiner frühsten Jugend in das Gedächtniß zurück, die er in ähnlichem glücklichem Zusammensein mit seiner zahlreichen Familie in Deutschland am Werrastrande zugebracht hatte, und deren Bild während einer Reihe von Jahren, die er in fremden Landen verlebt, nach und nach in seiner Erinnerung verblichen war. Schon als ganz junger Mann hatte er seinen Lieben, seiner Heimath Lebewohl gesagt, war nach Amerika ausgewandert und hatte sich an das gefühllose theilnahmlose Geschäftsleben dieses Landes gewöhnt, obgleich er dabei immer die warmen Gefühle seines Herzens bewahrte und ihnen gern bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit Luft machte. Hier aber hatte er keine Ursache, diese Gefühle in sich zu verschließen, Jedermann kam ihm mit Offenheit und Herzlichkeit entgegen, und er

brauchte nicht in den Augen der Leute zu spähen, welches Interesse sie zu einer Freundlichkeit gegen ihn veranlaßte.

Er fühlte sich so glücklich, so heimisch hier, daß er wohl sein ganzes Leben hier hätte zubringen mögen.

Des Morgens war er Einer der Ersten, die sich vom Lager erhoben, und traf in der Regel, wenn der Tag graute, den alten Harmuth unter der Veranda an einem Waschtisch beschäftigt, sich mit selbst vom Brunnen geholten Wasser zu erfrischen.

Dann kamen die Söhne, um des Tages Geschäfte zu beginnen, sie trugen den Arbeitspferden und Maulthieren das Morgenfutter in die Einzäunung, in der sie gefangen gehalten wurden, warfen den andern frei herumgehenden Thieren Salz in den Trog, um sie dadurch an das Haus gewöhnt zu erhalten, vertheilten zu gleichem Zweck einige Aehren Mais unter die um die Einzäunung gelagerten Schweine und machten alle Vorrichtungen für die Arbeiten, welche sie heute vorzunehmen hatten.

Bald erschien dann auch Madame Harmuth mit ihrer Tochter und Mathilden, alle Drei in einfachen, doch saubern Hauskleidern, um nach freundlicher gegenseitiger Begrüßung sich an ihre häuslichen Geschäfte zu begeben, die Kühe zu melken, Butter zu machen, das Frühstück zu bereiten und die tausenderlei Arbeiten zu

besorgen, die eine solche Landwirthschaft erfordert. Mathilde war allenthalben zugegen, es bedurfte keines Winks, keiner Andeutung der Madame Harmuth, um ihr ein Geschäft aufzutragen, sie kam immer ihrem Wunsche zuvor und führte häufig Arbeiten aus, die Jener oder Augusten oblagen.

Dabei war sie unverdrossen, und wenn auch nicht fröhlich, doch niemals übler Laune. Hatte sie die häuslichen Geschäfte besorgt, so eilte sie in den Garten, um ihre Lieblinge, die Blumen, zu pflegen und die Schönsten aus ihnen zu wählen, um die Zimmer des Hauses damit zu schmücken.

Stein beobachtete mit stillem Wohlgefallen ihr ruhiges thätiges Treiben, trat oftmals zu ihr hin, um ihr bei der Arbeit behilflich zu sein, trug für sie das Wasser aus dem nahen Fluß, wenn sie Seife kochen wollte, warf vermodertes Holz auf das Kohlenfeuer im Räucherhaus, nahm dort für sie Schinken oder Speck von den Gerüsten, befreite das geschlachtete Geflügel durch Brühen mit heißem Wasser von den Federn und nahm jede Gelegenheit wahr, wo er ihr dienlich und mit ihr zusammen sein konnte.

So schwanden für Stein statt weniger Tage, die er hier zu verweilen gedacht hatte, einige Wochen in lang entbehrtem glücklichem Familienleben, und der Wunsch, dasselbe durch Mathilden in seine eignen vier Wände

zu übertragen, war mit jedem Tage reger in ihm geworden. Er folgte ihr eines Abends nach dem schattigen Ufer des rauschenden Flusses, wohin sie ging, um Sand für den Käfig eines Kardinals zu holen, der einst in ihr Zimmer geflogen war, und den sie in seiner Gefangenschaft durch die sorgsamste Pflege für seine Freiheit zu entschädigen suchte.

Stein überraschte sie, als sie mit ihrer kleinen Hand den Sand aus der krystallklaren Fluth schöpfen wollte, und trug ihr offen und unumwunden seinen Wunsch vor, sie zur Lebensgefährtin zu besitzen.

Mathilde, obgleich sie seine Neigung für sie wohl empfunden hatte, war doch nicht auf diesen seinen Schritt vorbereitet, sie erschrak bei seinen Worten; sah sich verlegen um, als fühle sie ein Unrecht darin, mit ihm hier allein zu sein, und schlug erröthend die Augen nieder, als er ihre Hand ergriff und in der seinigen an sein Herz drückte.

Er bat um ihre Antwort, doch sie hatte keine Worte, sie bebte, sie athmete schneller, und Thränen brachen unter ihren langen Wimpern hervor; doch sträubte sie sich nicht, als Stein seinen Arm um sie schlang, und sah mit einem glücklichen zustimmenden Blick nach ihm auf, als er seine Lippen auf ihren rosigen, süßen, kleinen Mund preßte. Es war für Beide ein Augenblick höchster, nie empfundener Wonne und Seligkeit, der ihnen

das unbegrenzteste Glück für ihre Zukunft zu verheißen schien.

Die Freude der Familie Harmuth war groß, als Stein ihnen sein Glück mittheilte, zumal, da sie durch die Wohlthaten, womit sie das verlassene, unglückliche Mädchen wahrhaft überhäuft hatten, nun einen Theil ihrer großen Schuld an den Freund, der ihnen in der Noth beigestanden hatte, abtrugen.

Die wenigen Tage, die Stein noch vergönnt waren, hier zu verweilen, flohen den glücklichen Liebenden wie Augenblicke, doch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, um sich dann für immer anzugehören, machte ihnen den Abschied weniger schwer, und Stein verließ auf seinem edlen Virginier unter tausend Segenswünschen seine heißgeliebte Braut so wie seine Freunde und eilte seine Geschäftsreise zu beenden.

Auf dem Wege von Neu=Braunfels nach Indian Point zurück erkundigte er sich in Victoria nach dem Fuhrmann Johnson, hörte aber dort, daß dessen Familie ausgestorben und die Farm verödet sei, auch daß Jäger, die dort um einen Trunk zu bekommen angehalten, die Knochen menschlicher Leichen um die Häuser her verstreut gefunden hätten.

Neuntes Kapitel.

Albert Werner Soldat, die Rangers, Marsch nach dem Rio Grande, Schlacht bei Palo Alto, im Bivouak, Capitain Falkland, Albert Werner Unterofficier, Marsch nach Resaca de la Palma, die Streifschützen, das Pferd des Capitains, Flucht der Mexicaner, Albert Werner Secondelieutenant, Rast in Matamoros, Albert Werner Premierlieutenant, Marsch nach Monterey, Berggegenden, Vorpostengefechte, Monterey, Rast im Walde von San Domingo, General Worth's Division, Einnahme des Forts Federacion, Einnahme des Forts Teneria, Kampf an dem Fort la Diablo, Rückzug der Amerikaner, Einnahme des Forts Obispado, Monterey beschossen, Sturm auf die Stadt, Mexicanische Heldinnen, die Rettung, das Bombardement, Kapitulation, Grausamkeiten, Albert Werner's Commando, die Freunde, der Jaguar.

Während Stein nun nach Galveston zurückritt, um Vorrichtungen zu seiner Verbindung mit Mathilde Werner zu machen, hatte ihr Bruder Albert Point Isabel, das Lager der amerikanischen Armee unter General Taylor, erreicht, war den berittenen Streifschützen unter Major Jack Hays, und zwar der Compagnie des Capitains Falkland einverleibt und mit zwei Revolvern versehen worden, die mit seiner mitgebrachten Büchsflinte und einem langen Jagdmesser seine Waffen ausmachten.

Das Corps dieser Streifschützen oder Texas Rangers war ursprünglich in Texas, als dasselbe noch Republik war, gegründet worden, um die Grenzen seiner Ansiedelungen gegen die wilden Indianerstämme, die

deren Gedeihen so außerordentlich gefährlich waren, zu schützen. Es bestand anfänglich nur aus einigen Compagnieen und wurde von dem in Amerika so berühmten Indianerjäger Capitain Jack Hays kommandirt. Seine Mannschaft bestand meist aus Abenteurern, untergegangenen desperaten Genies oder vom Schicksal verfolgten jungen Leuten; sie waren niemals uniformirt und nur mit Büchsen und Pistolen, später mit Revolvern bewaffnet. Von militairischer Exercierkunst war bei diesem Corps keine Rede, alles Commando bestand in den Worten: „at them“ (auf sie) und alle Sicherheit desselben in dem unerhört guten Schießen und der Löwenbravour der Leute. Den Indianern gegenüber waren dies alle erforderlichen Eigenschaften; doch auch in dem Kampf gegen die regulairen Truppen der Mexicaner haben diese Streifschützen Wunder gethan und bei manchem Zusammentreffen derselben mit der Armee der Amerikaner die Entscheidung des Gefechts zu Gunsten der Letztern herbeigeführt.

Nicht lange nach Albert's Eintritt in das Regiment, während welcher Zeit er sich fleißig im Gebrauch der Revolver geübt hatte, kam dem General Taylor die Nachricht zu, daß die kleine, von ihm in dem verschanzten Lager am diesseitigen Ufer des Rio Grande der mexicanischen Stadt Matamoros gegenüber zurückgelassene Besatzung hart und mit großer Uebermacht

von dem mexicanischen kommandirenden General Arista bedrängt wurde, worauf er sofort den Befehl zum Aufbruch seiner Truppen, deren Zahl sich auf 2300 Mann belief, gab, um den 6000 Mann starken Feind anzugreifen.

Bei Palo Alto trafen die beiden Heere zusammen, die Schlacht wurde mit größter Erbitterung geschlagen, ohne daß von der einen oder andern Seite ein entschiedener Vortheil errungen, oder eine der beiden Mächte aus ihrer Stellung verdrängt worden wäre, und als die Nacht dem Kampf ein Ende gemacht hatte, glänzten die Lagerfeuer der Feinde sich in kurzer Entfernung einander entgegen.

Albert Werner lag mit seinen Kameraden neben einem kleinen Kohlenfeuer, damit beschäftigt, Kaffee zu kochen und ein Stück Speck zu braten, als sein Capitain zu ihm trat und, ihn auf die Schulter klopfend, auf Englisch zu ihm sagte:

„Sie haben Ihr Probestück heute gut gemacht, Werner. Ich sah gerade nach Ihnen hin, als Ihrem Nebenmanne von einer der ersten Kugeln der Mexicaner der Kopf weggerissen wurde, doch behielten Sie Ihre Farbe, als Sie ihn vom Pferde fallen sahen.

„Nur Eines müssen Sie sich abgewöhnen, das Verschießen Ihrer sämmtlichen Ladung; Sie müssen sparsamer mit Ihren Kugeln sein, denn als wir die mexica-

nischen Reiter verfolgten, jagten Sie Zweien derselben bis unter die Gewehre ihrer Infanterie nach, und ich bin überzeugt, Sie hatten auch nicht einen Schuß mehr in Reserve."

„So war es wirklich, Capitain Falkland, doch fiel es mir erst auf, als wir in unsere Stellung zurückgekehrt waren. Uebrigens glaube ich, daß nicht viele meiner Kugeln unnütz verschossen sind," erwiederte Albert, der sich von seiner Decke erhoben hatte und neben dem Hauptmann stand.

„Einen habe ich ihn wenigstens kalt machen sehen," sagte einer der am Feuer liegenden Schützen; „er schoß den Hund von Mexicaner vom Gaul, der unserem Unterofficier Brye den Kopf spaltete."

Andere seiner Kameraden bestätigten darauf das Fallen noch mehrerer Feinde, die seine Kugeln getroffen.

„Wir haben zwei Unterofficiere verloren, Brye und Haste, Morgen früh müssen wir zwei Andere an ihre Stellen wählen," sagte Falkland und winkte Albert, ihm nach seinem Feuer zu folgen.

Sie hatten dasselbe bald erreicht und sich dabei niedergesetzt, als der Capitain zu Werner sagte:

„Sie sind ein Deutscher, so wie ich es bin, doch merken Sie es Sich, daß Sie niemals in Gegenwart der Amerikaner Deutsch mit mir sprechen, die Leute sind argwöhnisch und würden glauben, daß Sie nachtheilig

über sie redeten. Es möchte die gute Kameradschaft stören, in der Sie mit der Compagnie stehen. Ich bin überzeugt, daß man Sie morgen zum Unterofficier wählt; meine Stimme wenigstens haben Sie. Wo sind Sie in Deutschland zu Haus?"

Albert nannte seinen Geburtsort und senkte traurig seinen Kopf, indem er mit dem Griff seines Jagdmessers spielte.

„Ich bin etwas weiter nördlich geboren. Haben Sie noch Angehörige in Deutschland?" erwiederte der Hauptmann.

„Nein, Capitain Falkland," antwortete Albert, ohne aufzusehen, um die Thränen zu verheimlichen, die seine Augen gefüllt hatten; „ich habe sie Alle mit mir herüber in dies Land gebracht; sie sind auch schon sämmtlich hier begraben."

„Das ist mir leid zu hören; wie kam denn dies so plötzlich, Sie sind ja doch noch nicht lange in diesem Lande?"

Albert erzählte nun seinem Capitain, was ihm über das Schicksal der Seinigen bekannt geworden war, und schloß zuletzt, mit einem tiefen Seufzer den breitrandigen Filz von seinem Kopfe nehmend und sich mit der Hand über die Stirn durch das blonde Lockenhaar streichend:

„Darum, Capitain Falkland, darf es Sie nicht

wundern, wenn ich mit abgeschossenen Waffen dem Feinde nachjage; ich habe Nichts mehr auf dieser Welt zu verlieren!"

„Doch vielleicht noch Vieles zu gewinnen, Freund Werner. Harte Schicksale sind Lehrmeister, und Widerwärtigkeiten wecken häufig Kräfte und Talente in uns, die ohne diese niemals erwacht wären, sie zwingen uns oft dazu, nach unserem Glück zu greifen. Auch ich habe einen großen Theil davon gehabt. Der Mann, der sich von ihnen niederdrücken läßt, geht unter, der aber, der ihnen die Stirn zeigt, kann siegen. Sie sind jung, die Natur hat Ihnen die Waffen in die Hand gegeben, Sich selbst einen Weg durch's Leben zu bahnen. Die Trauer um die Ihrigen macht Ihrem Herzen Ehre, doch diesem Gefühl klagend zu erliegen, ist des Mannes unwürdig. Fassen Sie Muth, und bedürfen Sie im Leben eines Rathes und der Hilfe eines Freundes, so gehen Sie nicht an mir vorbei."

Hiermit nahm Falkland die Hand des jungen Mannes, schüttelte sie herzlich und sagte dann weiter zu ihm:

„Nun gehen Sie und ruhen Sie noch einige Stunden, denn Morgen wird es noch einen heißen Tag geben. Der alte Taylor läßt den Feind nicht so entgehen, er greift ihn sicher Morgen wieder an."

Eine Todtenstille herrschte jetzt in dem Bivouac, die

müden Soldaten lagen in das Gras hingestreckt, ließen sich von dem frischen kühlenden Seewind überstreichen und zeigten durch ihren ruhigen, tiefen Schlaf, wie wenig sie daran dachten, daß es vielleicht ihr letzter sein würde. Kaum graute aber der Morgen, als Alles wieder in voller Thätigkeit war, das Frühstück zu bereiten, die Waffen nachzusehen und in Stand zu setzen, und ehe eine Stunde verging, standen die Truppen wieder marsch- und schlagfertig der Befehle General Taylor's gewärtig.

Bei der Wahl der Unterofficiere, die heute in aller Frühe in Falkland's Compagnie vorgenommen war, hatte man Albert zu einem derselben bestellt, was ihn, als Beweis, daß seine Kameraden ihm zugethan waren, freudig und wohlthuend berührte.

Gegen sechs Uhr Morgens bemerkten die Amerikaner eine Bewegung in der Mexicanischen Armee und erkannten bald, daß dieselbe sich auf der Straße nach Matamoros zurückzog. General Taylor gab gleichfalls Befehl zum Aufbruch und folgte dem eilig davon ziehenden Feinde. Erst gegen vier Uhr Nachmittags holte er ihn an einem Platze, Resaca de la Palma genannt, ein, wo derselbe in einer Schlucht, von beiden Seiten durch Sümpfe und rund um durch dichten Hochwald und Dornengestrüppe geschützt, eine feste Stellung eingenommen hatte.

Taylor ließ die Artillerie auf der Straße vorgehen und vertheilte zu beiden Seiten die Scharfschützen durch das Holz, um den dort versteckten Feind daraus zu vertreiben.

Falkland hatte Ordre bekommen, seine Leute absitzen und sie gleichfalls als Tirailleurs vorgehen zu lassen, während die Kanonen ein fürchterliches Feuer auf das Centrum des Feindes richteten.

Der Kampf wurde von beiden Seiten mehrere Stunden lang auf das Hartnäckigste fortgesetzt, und die Kugeln der Geschütze richteten durch das Zersplittern und Zerschlagen der Bäume harte Verwüstungen unter den Streitern an. Die Streifschützen der Amerikaner gaben hier dem Feinde die erste Probe von ihrer Schießkunst, denn sie suchten sich unter ihnen zuerst die Officiere heraus, und binnen kurzer Zeit hatten die Mexicaner ihre Führer zum größten Theil verloren, oder diese hatten ihre Decorationen von ihren Röcken gerissen, um nicht von jenen erkannt zu werden.

Die Lederjacken, wie sie diese Streifschützen nannten, blieben während des ganzen Krieges ein Schreckenswort für die Mexicaner.

Von Dickicht zu Dickicht, von Baum zu Baum drangen die Amerikaner vor, und zuletzt flohen ihre Feinde aus ihrer festen Stellung, die Amerikanischen

Dragoner stürzten ihnen nach, drangen in ihre Batterieen, vernagelten die Geschütze, und der Kampf schien schon entschieden zu sein, als General Arista selbst an der Spitze seiner sämmtlichen Cavallerie einen neuen verzweifelten Angriff machte und bis zu der früheren Stellung seiner Truppen vordrang.

Falkland mit seinen Leuten war zu dieser Zeit nach den zurückgelassenen Pferden eiligst zurückgekehrt, und sie waren im Begriff, dieselben wieder zu besteigen, als die feindliche Cavallerie herangesaust kam und eine Schwadron Lanciers ihren Angriff auf sie richtete.

Die Schützen hatten sich aber rasch hinter Bäumen und Büschen gedeckt und empfingen die Reiter mit einem so wohl gezielten Feuer, daß eine große Anzahl derselben aus den Sätteln stürzte und die Uebrigen ihre Pferde herumwarfen, um in der Flucht ihr Heil zu suchen.

Bei dieser Gelegenheit waren mehrere Pferde der Streifschützen losgebrochen, unter denen sich auch der Schimmelhengst Falkland's befand, und jagten in wilder Aufregung hinter den fliehenden Lanciers her.

Albert Werner hatte den Schimmel seines Hauptmanns erkannt, warf sich auf seinen Rappen und sprengte trotz dem Rufe Falkland's zu halten, in Carrière davon und den Pferden nach, die er kurz hinter

den fliehenden Mexicanern einholte, dem Hengst seines Hauptmanns den Weg abschnitt und ihn im Sturmlauf zurückhetzte.

General Arista wurde für diesen seinen versuchten verzweifelten Angriff schwer bestraft, denn er ließ fast mehr als die Hälfte seiner Cavallerie auf dem Kampfplatz zurück, und aufgelöst und von Angst und Schrecken ergriffen floh nun seine Armee in allen Richtungen dem Rio Grande zu, um sich vor der Verfolgung des ihnen fürchterlichen Feindes zu retten.

Zu Hunderten stürzten sich die Soldaten in die Fluthen des reißenden Stromes, da nur wenig Boote dort vorhanden waren, um sie überzusetzen, und meist Alle davon fanden ihren Tod in den Wogen. Kaum fünfzehnhundert Mann von den Sechstausend, die bei Palo Alto gefochten hatten, erreichten Matamoros, General Arista sammelte die Trümmer seiner Truppen und überließ die Stadt seinen Feinden ohne Schwertstreich, um sich nach Linares zurückzuziehen, von wo ihm der Weg nach Monterey, so wie auch der nach San Luis und nach Tampico offen stand.

General Taylor rastete in Matamoros, um Verstärkungen an sich zu ziehen, die jetzt aus allen Theilen der Union zu ihm eilten.

Auch die Compagnie Falkland's wurde in der Zahl ihrer Mannschaft wieder ergänzt, und da ihre beiden

Seconde-Lieutenants bei Resaca de la Palma geblieben waren, so wurde Albert in die Stelle des Einen von ihnen befördert.

Die Mexicaner brachen von Linares nach der Felsenfestung Monterey auf, um diesen uneinnehmbaren Platz, das Herz des Nordens von Mexico, gegen den Feind zu sichern, und wurden dort durch General Ampudia, der mit etwa viertausend Mann von San Luis zu ihnen stieß, verstärkt.

General Taylor dagegen blieb mit seinen Truppen in Matamoros liegen, wo dieselben durch die bei zunehmender Hitze erscheinenden Krankheiten viel zu leiden hatten. Auch der Premierlieutenant in der Compagnie, in welcher Albert stand, wurde vom Tod hingerafft, worauf dieser in des Verstorbenen Stelle gewählt wurde.

Das Heer der Mexicaner sowohl, als auch das der Amerikaner war während des Sommers für einen neuen Zusammenstoß thätig gewesen, und der Herbst war herangekommen, als die Letzteren ihren Marsch gleichfalls nach Monterey richteten.

Das Corps, bei welchem Albert stand, war bei dem Vortrab, und mit dem Ersteigen der Hochebenen dieser Länder entfalteten sich täglich vor seinen Augen neue Wunder, neue nie gesehene Naturschönheiten.

Höher und wilder stiegen die schroffen Gebirgs-

massen auf, zwischen denen sich die Straße hinwand, blauer und duftiger legte sich der Purpurnebel der Tropenwelt über die Ferne, und aus den Thälern und Schluchten hoben sich die saftig dunkeln Wälder mit ihren Riesenblättern, ihrem Rankengeflecht und ihren goldnen Früchten, während aus ihren dichten Massen schlanke Palmen die ungeheuren Stämme emporrichteten und ein luftiges hohes Laubdach über ihnen bildeten.

Die kalten klaren Gewässer tobten wild und unaufhaltsam durch die Bergrisse, und die durch sie fortgeführten, die Wurzeln gegen den Himmel streckenden mächtigen Baumgerippe, die aus den Schluchten hervorsahen und schäumend von den Sturzbächen umzischt wurden, bekundeten deren Alles mit sich fortreißende Gewalt. Bananen mit ihren ungeheuren Blättern und ihren süßen gewürzigen Früchten, Cocospalmen mit der labenden Milch ihrer Nüsse, Mangos mit ihren kostbaren Aepfeln, Granatbäume mit den weinsäuerlichen eingekapselten Beeren und unzählige andere, den Menschen Labung und Erfrischung bietende Bäume und Gesträuche hielt hier die Natur den dahinziehenden Fremdlingen entgegen.

Hier und dort wurden deren Blicke durch reizende, an schroffen Felsen hängende Landsitze gefesselt, sie schauten auf die lieblichsten Ortschaften, die sich mit

Kirchen und Thürmen aus den Thälern erhoben, hinab und blickten auf die reichen, mit riesenhaften Aloes, Ananas und Cacteen begrenzten Felder, die dort alle Früchte, alle Erzeugnisse der Landkultur in üppigster Vollkommenheit zur Schau trugen.

Sorglos und guter Dinge und aufgeregt durch den Reiz der Neuheit ihrer Umgebung zogen Falkland's Reiter über die von der Sonne durchglühte felsige Straße der Armee voran.

Die Hitze wurde mitunter sehr drückend, so daß die Schützen sich ihrer Jacken entledigten und dieselben unter sich über die Sättel warfen; doch war die Luft rein und leicht, und wenn die Sonne ihre letzten Strahlen hinter den Gebirgszügen im Westen verbarg, und dieselben ihre langen Schatten über Berg und Thal streckten, dann wehte neu belebend eine wohlthuende erfrischende Kühle über die Gegend, und unter Scherzen durcheilte die muntere Schaar die letzten Meilen ihres Tagesmarsches.

Plötzlich öffnete sich eines Abends zwischen den Gebirgen eine Durchsicht vor den Blicken der Reiter, in blauer Ferne hoben sich die steilen Höhen, die das reizende Monterey umgaben, und weiter hin blitzten die eisigen Zacken der Schneeberge, hinter denen die Sonne in einem Gluthmeer versank und ihre höchsten Kuppen in Gold und Purpur funkeln ließ.

Mit lautem Jubel wurde das ersehnte Ziel von dem Heere begrüßt; stolz auf die schon errungenen Lorbeeren zogen die löwenbraven Krieger unangefochten durch des Feindes reich bevölkertes Land dahin und dürsteten nach dem Augenblick, in dem sie dessen Herz, das stolze Monterey, angreifen könnten.

Doch noch mehrere Tage verstrichen, ehe dessen felsige Mauern aus dem Duft der Ferne hervortraten und die unbezwinglichen Castelle sich über ihm erhoben.

Bei Annäherung der Amerikaner zeigten sich einzelne Reiterabtheilungen des Feindes, sie erschienen bei deren Einmärsch in Cerralvo, in Marin und bei dem Landsitz Aguafria, doch beobachteten sie nur die Bewegungen der Amerikaner und hielten sich stets in angemessener Entfernung von ihnen.

Als deren Armee jedoch in die Nähe von San Francisco kam, wurde sie wiederholt von bedeutenden Cavalleriemassen angegriffen, die ihnen den Weg nach Monterey zu wehren suchten.

Unaufhaltsam aber rückten die Söhne des Nordens vorwärts, warfen die Angreifer zurück und drängten sie immer weiter der Stadt zu, bis General Taylor sich vor Monterey in dem Wald von San Domingo lagerte und dort sein Hauptquartier aufschlug.

Vor der Stadt hob sich drohend die Citadelle, zur Linken an dem Ufer des silberklaren Stromes von

Monterey stieg das Felsenfort la Teneria empor, hinter ihm an der andern Seite des Flusses stand das düstere Castell la Diabolo, und rechts von der Stadt schauten von den steilen Bergabhängen des Obispado=Berges dessen Redouten herab, überragt von den Festungswerken Federacion, die sich weiter südlich hinter denselben erhoben.

Die Stadt, eingeschlossen von schroffen steilen Gebirgsmassen, sah, umgeben von den reizendsten Villen und Ziergärten, mit ihren Thürmen und prächtigen Kirchen frisch und anmuthig aus dem Thal hervor und zeigte durch die gleichmäßig schön gebauten, in ihrer zum Theil altspanischen wohl erhaltenen Architectur, daß sie von den vielen zerstörenden Bürgerkriegen Mexico's meist verschont geblieben war.

General Taylor gab seinen Truppen einige Tage Rast, während welcher Zeit er die Umgebung Monterey's recognosciren ließ, wobei seinen Leuten oft von den verschiedenen Forts aus mit Kanonenschüssen zugesprochen wurde.

General Worth mit seiner Division war der Erste, der die Operationen gegen Monterey begann, indem er gegen sechs Uhr Morgens mit sechs Geschützen und einer Cavallerieabtheilung, worunter sich auch Falkland mit seiner Compagnie befand, auf der Straße nach Topo und Saltillo hin aufbrach, um der Festung von

dieser Seite die Verbindung mit dem Innern abzuschneiden.

Der Feind warf sich ihm mit zahlreicher Cavallerie in den Weg, doch wurde dessen wüthender Angriff nachdrücklich zurückgewiesen, und er wurde zum Rückzug genöthigt, bis er, durch Artillerie und Infanterie verstärkt, sich abermals auf die vorrückenden Amerikaner stürzte und ihnen in verzweifeltem Kampfe die Straße streitig machte. Doch die ohnmächtige Schaumwuth der Mexicaner mußte dem kaltblütigen, todtverachtenden Widerstand und den folgenden grausamen Angriffen der Amerikaner weichen, mit dem Bajonett, dem Messer und dem Säbel wurde das Gefecht zum Vortheil der Letzteren entschieden, und das mexicanische Cavallerieregiment von Romano wurde wörtlich in Stücke gehauen.

General Worth wandte seinen Angriff jetzt gegen die Höhen in der Nähe des Forts Obispado, die von einigen Geschützen und Infanterie vertheidigt wurden, überwältigte dort den Feind und stürmte dann das Castell Federacion, von dem er das sternbedeckte Banner seiner Nation über Monterey wehen ließ.

Zu gleicher Zeit dröhnte von der Nordostseite der Stadt der Donnerruf der Schlacht durch die Gebirge, da General Taylor das Fort Teneria mit aller Macht

bedrängte, und dessen Besatzung dasselbe auf das Hartnäckigste vertheidigte.

Wieder und wieder wurden die Sturmcolonnen der Amerikaner an den steilen Felsen zurückgeworfen, doch auch über diesem Festungswerk sollte bald der Adler des Nordens seine Flügel ausbreiten und die Amerikanische Flagge über ihm fliegen.

Die Besatzung hatte sich nach dem nahen Fort la Diabolo geflüchtet, gegen welches sich nun der siegreiche Feind wendete und seine Colonnen im Sturm nach dessen Mauern führte.

Dreimal erklommen sie vergebens die Höhen und mußten viele ihrer Kameraden beim Rückzug sterbend unter den Mauern des Forts zurücklassen, doch wieder schallte der ernste Ton der Trommeln zum Sturmmarsch, und wieder drängten sich die unbeugsamen Amerikaner nach dem Castell hinauf, als dessen Besatzung aus demselben hervorbrach, sich mit verzweifelter Wuth auf ihre Feinde stürzte und sie nach Teneria zurückdrängte.

Es war Abend geworden, General Taylor ließ in Teneria eine kleine Besatzung zurück und zog sich nach dem Wald von San Domingo zurück, wohin eine Reiterabtheilung der Mexicaner ihm triumphirend, doch in respectvoller Entfernung folgte.

Die Nacht legte sich in ernster Stille über das Thal, beide Heere hatten den Verlust vieler braven Soldaten zu bedauern, und von Monterey her tönten die Glocken der Cathedrale feierlich, wie zum Gebet. Es war eine Ruhe, wie sie dem Sturme voranzugehen pflegt, denn kaum graute der Tag, als General Worth seine Donnermusik wieder anstimmte und die westliche Höhe des Obispado-Berges stürmte, wo die Mexicaner eine Batterie aufgestellt hatten. Sie wurde genommen, amerikanische Artillerie wurde hinaufgeführt und ihr Feuer, so wie das von dem eroberten Fort Federacion gegen die Feste Obispado gerichtet. Während des ganzen Tages verhallte der Donner der Geschütze nicht, bis gegen vier Uhr Abends General Worth seine Truppen zum Sturm gegen das Castell führte.

Mit dem Untergehen der Sonne sank auch die Mexicanische Flagge auf dessen Mauern, und die Farben der Sieger stiegen triumphirend über ihnen auf.

Abermals machte die Nacht dem Kampfe ein Ende, doch beide Heere verbrachten sie in rastlosen Vorbereitungen Behufs dessen Erneuerung am folgenden Tag, die Amerikaner, um die Stadt mit ihren Befestigungen selbst anzugreifen, die Mexicaner, um jedes Haus derselben in Vertheidigungszustand zu setzen.

Der Besitz des Forts Obispado machte es den

Belagerern möglich, ihr Feuer nun gegen Monterey selbst zu richten, und am folgenden Morgen sandten sie von dort ihren Eisenregen mit solcher Gewalt über diese Stadt, daß selbst die massiven Gebäude an dem Principal=Platz im östlichen Theile derselben unter seiner Wucht erbebten.

Gegen ein Uhr schwiegen plötzlich diese Geschütze und ließen die Belagerten ahnen, daß der Augenblick der Entscheidung über das Schicksal der Stadt selbst herannahe.

Es war vier Uhr Nachmittags, als die Heereshaufen des Generals Worth von Obispado herab auf beiden Straßen, die von dort zu der Stadt führen, im Eilschritt heranstürmten.

Die Truppen der Mexicaner, die sie in ihrem Lauf aufzuhalten suchten, wurden geworfen oder niedergemetzelt, und deren fliehenden Bataillonen auf dem Fuß folgend, drangen die Amerikaner in die Stadt ein.

Hier sollte der letzte Kampf gefochten, das Schicksal des Nordens von Mexico entschieden werden.

Mit der Wuth der Verzweiflung, womit der Familienvater seinen Heerd vertheidigt, warfen sich die Bewohner Monterey's im Verein mit den Soldaten dem eindringenden Feinde entgegen; Mann gegen Mann wurde gefochten, jedes einzelne Haus wurde zur Festung,

es mußte erstürmt werden, und selbst auf den platten Dächern wurde jeder Fuß breit Raum mit Blut verkauft.

Falkland's Schützen waren abgesessen und drangen auf einer der Hauptstraßen vor, mit ihren sichern Büchsen die Köpfe der Mexicaner in den Fenstern der Häuser und auf den Dächern zu ihrem Ziele nehmend, während die ihnen vorauseilenden Dragoner den Feind in eine Nebenstraße geworfen hatten und denselben dort verfolgten.

Der Donner der Geschütze, das Wirbeln der Trommeln, das „Hurrah" und „Vorwärts" der Amerikaner und das „Viva la republica" der langsam zurückweichenden Mexicaner erschütterte die Stadt von einem Ende zum andern.

Albert focht an der Seite seines Hauptmanns, als sie eine Querstraße erreichten, aus welcher sie mit einem gewaltigen Gewehrfeuer empfangen wurden.

„At them, lieutenant Werner!" rief diesem Falkland zu, indem er in der Hauptstraße vordrang.

Albert sprang seinen Leuten voran in die Nebenstraße und warf sich auf die dort aufgestellten Mexicaner. Mit wüthender Gegenwehr wurde er von ihnen empfangen, sie wichen keinen Fuß breit, und Mann gegen Mann, mit Bajonett, Säbel, Messer und Revolver machten sie sich gegenseitig den Sieg streitig.

Hinter dieser mit Verzweiflung kämpfenden Schaar

eilten zwei Mexicanerinnen in der Straße auf und ab, feuerten ihre streitenden Männer an und trieben die sich hinter den hohen Treppen verkriechenden hervor, um sie zum Kampf zu führen, während vor der Thür eines Palastes der Bischof von Monterey stand und seinen Segen über die Streiter sprach.

Señorita Doña Maria Josefa Zozago und Señorita Doña Rosa Maria Garcia waren diese beiden Heldinnen, deren Namen die Geschichte Mexico's nicht vergessen wird.

Beide jung, schön, reich, aus den ersten Familien, haben sie manchen Mann des Schwertes beschämt, denn sie gingen im dichten Kugelregen, zum Kampf auffordernd, durch die Straßen und standen jetzt neben dem Bischof hinter der Treppe des Hauses in kurzer Entfernung von den Streitenden, immer noch ihre süßen Stimmen laut zu ihren Kämpfern sendend.

Da kam Falkland mit den andern Leuten seiner Compagnie Albert zu Hilfe, und die Mexicaner ergriffen so stürmisch die Flucht, daß sie den Bischof über den Haufen warfen, und die beiden Mexicanerinnen sich neben ihn gegen das Haus drängten.

Vorwärts stürmend fielen Albert's Blicke durch den Pulverdampf auf diese Gruppe in dem Augenblick, als einer seiner Leute mit gehobenem Jagdmesser auf den Bischof zustürzte.

Mit einem Satze hatte ihn der Lieutenant erreicht und riß ihn, seinen Arm erfassend, von dem alten Manne zurück. Doch die Wuth der Schützen, deren sich jetzt mehrere herzudrängten, war entfesselt und „nieder mit dem Mexicanischen Hund" schrieen sie auf den Geistlichen eindringend, über den sich jetzt die beiden Heldinnen geworfen hatten, um ihn mit ihren Körpern zu schützen. In diesem Augenblick stürmte Falkland bei Albert vorüber, und dieser rief ihm mit aller Kraft seiner Stimme zu:

„Hauptmann Falkland, helfen Sie mir den Geistlichen und die beiden Damen schützen; ich bin Katholik!"

Des Hauptmanns donnernde Stimme hielt die wüthenden Soldaten zurück, der Bischof und die beiden Mädchen flüchteten sich in den Palast, welcher die Wohnung der Doña Rosa Maria Garcia war, und die Streifschützen stürmten den fliehenden Feinden nach. Das Blutbad und die Greuelscenen, die heute die Stadt Monterey heimsuchten, sind nicht durch Worte zu beschreiben, der hartnäckige Widerstand der Einwohner reizte die Angreifer bis zum Aeußersten, und erst als die Nacht ihre Schatten über die blutigen Straßen legte, riefen die Signale die übermüthigen Sieger, die Amerikaner, zu ihren Sammelplätzen zurück.

Doch noch sollte die unglückliche Stadt keine Ruhe finden, denn kaum hatte sie die Dunkelheit umfangen,

als von der Plazuela de la Carne Bomben aufstiegen, ihr furchtbares Licht über den noch nicht besiegten befestigten östlichen Theil von Monterey verbreiteten und der Donner der Geschütze und der zerplatzenden Kugeln denselben in seinen Grundmauern erbeben ließ.

Das neue Tageslicht beleuchtete die weiße Fahne, welche die Mexicaner wehen ließen, die Belagerten capitulirten, und die Sterne auf den Bannern Amerika's glänzten über den Mauern von Monterey. Zwei Tage später verließ die besiegte Armee mit Waffen und sechs Geschützen den Platz und zog sich nach Saltillo zurück.

Es war zugleich ein Waffenstillstand zwischen den beiden Heeren abgeschlossen, wonach die Sieger binnen sechs Monaten die Linien von Muertos, Linares und Victoria nicht überschreiten durften, weshalb sie nun ihre Streitkräfte nur zu ihrer eignen Sicherheit in den Festungswerken und auf Posten in der Umgebung der Stadt vertheilten. Die Grausamkeiten, welche während dieser Belagerung von beiden Seiten der Streitenden an einzelnen Individuen verübt wurden, waren unerhört, und namentlich zeichneten sich die Mexicaner durch unmenschliche Behandlung einzelner Amerikaner aus, die von ihren Kameraden abgekommen und jenen in die Hände gefallen waren. Mit kaltem Blut und unter Scherzen machten zwar auch die Amerikaner dem

Leben irgend eines unschuldigen, harmlosen Mexicaners, dessen sie habhaft wurden, durch einen Schuß, durch einen Schlag ein Ende und sandten ihm auch wohl noch ein Paar grobe Flüche in die Jacke nach, wohingegen das Schicksal ihrer Leute, die in die Gewalt ihrer Feinde geriethen, gewöhnlich ein viel schrecklicheres war.

Es wurden Amerikaner in der Umgegend von Monterey gefunden, die auf die furchtbarste Weise verstümmelt, doch am Leben gelassen und einem entsetzlich elenden Ende preisgegeben waren, und selbst unter den kriegerischen Wilden des Nordens dieses Landes sind wohl nie grausamere und schauderhaftere Todesqualen für ihre Feinde ausgedacht worden, als es in diesem Kriege von Seiten der Mexicaner der Fall war.

Es konnten deshalb auch zwischen den Einwohnern von Monterey und dessen Umgebung und den Siegern keine gesellschaftlichen Beziehungen eintreten, diese blieben, wie in Feindes Land, auf sich selbst beschränkt, und alle Familien, denen es möglich war, die Stadt und die nahe Umgegend zu verlassen, thaten es und zogen in das Land oder nach einem von den vielen kleinen Orten, die sich in nicht großer Entfernung von dem Aufenthalt der Eroberer befanden.

Albert war wenige Meilen von Monterey auf dem Wege nach Saltillo ein Commando übertragen, wo er

in einer verlassenen Farm mit seinen Leuten Quartier genommen hatte, während Falkland eine Meile von ihm, näher der Stadt, auf einer gleichfalls verlassenen Hacienda mit dem größeren Theil seiner Compagnie stationirt war.

Das freundschaftliche Verhältniß, welches sich zwischen Beiden nach und nach gebildet hatte, wurde jetzt, da sie mehr oder weniger auf sich selbst beschränkt waren, enger, und es verging kein Tag, wo sie sich nicht gesehen hätten, und wenigstens brachten sie die Abende entweder in Albert's Quartier oder in dem von Falkland mit einander zu.

Beide hatten warmes Gefühl für Naturschönheiten, deren die malerische Gebirgsgegend, in der sie sich befanden, ihnen so unendlich viele zur Schau bot. Beide schwärmten für die Reize eines südlichen Klima's, einer tropischen Vegetation, Beide interessirten sich für Malerei und führten stets ihr Zeichenbuch in ihren Pistolenhalftern mit sich. Sie machten häufig kleine Excursionen zusammen in die Umgegend, theils um Skizzen zu zeichnen, und theils, da sie Beide leidenschaftliche Jäger waren, Jagden zu machen; es hatten sonach diese Ausflüge doppeltes Interesse für sie.

Eines Abends, nachdem sie den Nachmittag mit ihren Büchsen die Gebirge durchschwärmt hatten, zogen

sie auf ihren ermüdeten Pferden in einer Bergschlucht an einem wilden Bach hinunter der Straße zu, an welcher sie Beide stationirt waren.

Der bleiche Schein des noch nicht vollen Mondes rang mit dem goldnen scheidenden Lichte des Tages um die Herrschaft, als Falkland plötzlich seinen Hengst auf dem losen Steingeröll zurückhielt und Albert leise zurief:

„Halten Sie, Werner, sehen Sie dort den mächtigen Jaguar, der vor uns durch den Bach schreitet? Wir können ihm den Vorsprung abgewinnen, wenn wir uns hinter diesen Felsen hinaufschleichen, er zieht nach der Schlucht hier zur Rechten. Rühren Sie Sich nicht, bis uns dies Felsstück deckt. So, nun rasch vom Gaul, Ihr Rappe wird meinen Hengst nicht verlassen, und der wartet hier auf mich, käme ich auch erst Morgen zurück. Eilen Sie!“

Bei diesen Worten war Falkland von seinem Schimmel gesprungen, glitt mit flüchtigem leisem Tritt von Albert gefolgt zwischen den Granitblöcken hin, die zerstreut durch das enge Thal aufgethürmt lagen, und erreichte die Seitenschlucht, so wie das letzte Gestein, hinter dem er sich verbergen konnte, als er seine Büchse an die Schulter warf, Albert ihm in den Arm fiel und ihn am Feuern hinderte.

„O schießen Sie nicht, Falkland,“ sagte er zu ihm,

„mir zu Liebe, es ist zu weit. Sie möchten das schöne Thier nur verwunden und verscheuchen, und dann bekämen wir es nicht. Sie haben in Ihrem Leben so viele Jaguare geschossen, und dies ist der erste, den ich jemals sah; Sie müssen ihn mir überlassen. Ich schieße ihn, sobald der Mond voll ist, denn das Thier hält hier sicher seinen Wechsel jeden Abend."

„Herzlich gern, lieber Werner," erwiederte Falkland, seine Büchse abspannend; „doch ich glaube, ich hätte dem Burschen Eins gestochen, es ist nicht weiter als hundert und zwanzig Schritt, und er zog breit über die Schlucht. Er mag Ihnen gehören, doch gehen Sie nicht allein nach ihm aus, der Kerl hat Etwas zu bestellen, er ist ein alter Vogel. Träfen Sie ihn nicht auf den richtigen Fleck, so möchten Sie leicht mit ihm eine höchst unangenehme Bekanntschaft machen; diese Thiere sind sehr gefährlich und kennen keine Furcht, wenn sie gereizt oder überrascht werden."

Die Freunde spähten noch einige Zeit dem in der Ferne verschwindenden königlichen Thier nach, gingen dann zu ihren Pferden zurück, die an dem saftigen Gras, welches das Ufer des Sturzbaches bedeckte, weideten, und folgten der Schlucht bis zur Straße, auf der sie nach einer Stunde scharfen Reitens Albert's Quartier erreichten.

„Holen Sie mich Morgen früh ab, wir wollen

nach der Mühle reiten, von der ich Ihnen sagte, daß sie so schön sei und ein sehr hübsches Bild abgeben müßte, und wir wollen sie zeichnen," sagte Falkland, indem er Albert die Hand reichte und, ihm eine gute Nacht wünschend, auf der Straße weiter nach seiner eigenen Station zog.

Zehntes Kapitel.

Der Ritt um zu zeichnen, die verlassene Farm, Ben Johnson, die Jagd, die Verwundung, die Hilfe, das Schloß Garcia, die Aufnahme, das Erkennen, Doña Rosa Maria Garcia, der Bischof von Monterey, die Pflege, Auskunft über Werner, dankbare Gefühle, das Erwachen.

Versprochenermaßen stellte Albert sich am folgenden Morgen zeitig bei seinem Hauptmann ein, und nachdem sie sich an einer Flasche guten Pulqueweins gelabt hatten, ritten sie zusammen eine kurze Strecke auf der Straße nach Monterey hin, von der sie sich dann auf einem Nebenweg in die Gebirge wandten, um nach der Mühle zu kommen, die sie in ihre Zeichenbücher aufzunehmen beabsichtigten.

Die enge, sehr rohe und mangelhafte Straße führte sie an einer kleinen Farm vorüber, die nur wenige Hundert Schritt zur Seite vor einer Felsschlucht lag, und

deren kleine elende Wohnungen dicht von Bananen und Palmen überschattet waren.

„Dies gäbe aber auch ein schönes Bildchen," sagte Albert, auf die Häuser zeigend; „sehen Sie nur die riesenhaften Blätter, womit die Häuser überdacht sind, und die schönen Formen der Granitfelsen, welche die dunkle Schlucht dahinter bilden. Der Platz scheint verlassen zu sein, die Mexicaner haben doch eine rasende Scheu vor unsern Leuten. Zu verdenken ist es ihnen nicht, denn sie sind mitunter schrecklich von ihnen behandelt worden."

„Nun, die Mexicaner haben es uns reichlich zurückbezahlt; die Amerikaner sind grausam und herzlos mit ihnen umgegangen, das ist wahr, doch solche durchdachte Gräuelthaten haben sie sich nicht zu Schulden kommen lassen, als Jene an ihnen verübt haben. Lassen Sie uns nach den Häusern hinaufreiten, es sind ja nur wenige Schritte, wir können schnell eine Skizze davon machen," erwiederte Falkland und lenkte seinen Hengst den Pfad hinauf, der nach der Farm führte.

„Ja, der Platz ist verlassen," fuhr Falkland fort, als er vor den Häusern vom Pferde stieg; „binden Sie Ihren Rappen dort in den Klee, da können sich die Thiere Etwas zu Gute thun, während wir zeichnen; die Eigenthümer haben ja doch keinen Nutzen mehr davon."

Dies war bald bewerkstelligt, die Freunde hatten

ihre Skizzenbücher und Zeichenmaterial aus den Halftern genommen und sahen sich die Gebäude an, um übereinzukommen, von welcher Seite sie dieselben aufnehmen sollten.

„Ich glaube, von dieser Seite aus wird es ein besseres Bild geben, man sieht hier mehr von den Schatten und bekommt eine Einsicht in die Schlucht hinter den Häusern," sagte Albert und schritt von Falkland gefolgt auf der rechten Seite an den Gebäuden vorüber. Plötzlich blieb er aber erstaunt stehen und sagte:

„Mein Gott, was ist das, sehen Sie den Menschen dort an den Baum angebunden?"

Beide sprangen verwundert hinter das Haus nach einer Cocospalme, an deren Stamm ein von allen Kleidern entblößter Mann mit Stricken befestigt war, und dessen Körper schon von Weitem die Spuren getrockneten Blutes zeigte.

Es war ein Bild des Entsetzens, das sich den Blicken der beiden Freunde darbot. Ueber den ganzen Körper war der Unglückliche mit Messerschnitten, die jedoch nur in klaffenden Hautwunden bestanden, bedeckt, die Ohren waren ihm abgeschnitten, und zwischen die Zähne seines weitgeöffneten Mundes war ihm ein Stück Holz eingeklemmt worden, so daß er denselben in keiner Weise bewegen konnte. Seine Lippen, so wie viele der Wunden, die er an sich trug, waren mit Honig

bestrichen, in Folge dessen Tausende von Insekten sich dort versammelt hatten, und sein Mund der Oeffnung eines Bienenstocks glich, vor welcher sich dessen Bewohner zum Schwärmen vorbereiten.

In wenigen Augenblicken hatten Falkland und Albert die Stricke durchschnitten, die den Mann unbeweglich an die Palme festhielten, und hatten ihm das Holz aus dem Munde gerissen, worauf dieser mit schwerem Röcheln neben dem Stamme zusammensank. Seine hohlen Augen, die graue Farbe seines Gesichts, die blauen Lippen zeigten deutlich, daß sein Ende herannahe, und nur mühsam bewegte sich seine Brust noch auf und nieder.

Albert hatte schnell in dem nahen, aus der Felsschlucht hervorrieselnden Bache Wasser in einer Kürbisschale geholt, die neben der Thür des Hauses lag, goß dem Unglücklichen einen Trunk zwischen die trockenen Lippen und benetzte seinen Körper mit der kühlenden Flüssigkeit.

Der Leidende saß wie bewußtlos mit geschlossenen Augen gegen den Stamm gelehnt, doch als das kühle Wasser ihn berührte, fuhr er zusammen, öffnete die Augen und sah, wie ein erlöschendes Licht, dem frisches Oel zufließt, mit wieder sich belebendem Blicke nach seinem Wohlthäter auf.

Die beiden Freunde trugen ihn nun aus der bren-

nenden Sonne in den Schatten des Hauses, gaben ihm wiederholt frisches Wasser und übergossen ihn damit von Zeit zu Zeit.

Unter schweren Seufzern schien er sich wieder zu beleben, sein Athem wurde stärker und sein Mund bewegte sich wie zum Reden, doch machtlos lagen seine Arme noch neben ihm auf der Erde, und sein Kopf ruhte unbeweglich auf dem Steine, gegen welchen ihn die beiden Officiere ausgestreckt hatten.

Wohl eine Stunde war vergangen, als der Kranke aus einem kurzen Schlummer erwachte, zu seinen Pflegern aufblickte und sie in Englischer Sprache mit matter Stimme um Wasser bat.

Dies wurde ihm gereicht, er trank es begierig, und wieder gegen den Stein zurücksinkend dankte er seinen Wohlthätern.

„Sie sind einer von unsern Landsleuten?“ sagte Falkland zu ihm, „ein Amerikaner; wie kommen Sie in diese schreckliche Lage?“

„Ich wurde von Mexicanern auf der Straße aufgegriffen, hierhergebracht und vorgestern von ihnen so fürchterlich mißhandelt, worauf dieselben sich entfernten und sich nicht wieder blicken ließen,“ antwortete der Mann in langen Pausen mit zitternder Stimme.

„Gehören Sie denn zu unsern Truppen?“ fragte Falkland wieder.

„Ich war bei dem Train und fuhr einen Wagen der Armee," erwiederte der Verstümmelte, sich unter Schmerzen krümmend.

„Wie ist denn Ihr Name, und wo sind Sie zu Hause?" fragte ihn Falkland weiter.

„Ich heiße Ben Johnson und bin an dem Sandiesflusse unweit Victoria in Texas zu Hause," stöhnte der Angeredete.

„Ben Johnson?" schrie Albert und fuhr, seine erschreckten Blicke auf den Fuhrmann heftend, zurück; „Ben Johnson, der Fuhrmann, der die Familie Werner, meine Eltern und Geschwister, von Indian Point wegfuhr?"

Der Name Werner traf den Verstümmelten wie ein Blitzstrahl, mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde stierte er nach Albert hin, und die Farbe des Todes zog über sein verwelktes Gesicht. Er bewegte seine Arme, als wolle er sich damit vom Boden aufrichten, seine Brust hob sich krampfhaft, er schnappte nach Luft, warf den Kopf wie ein Erstickender hin und her, seine Augen drehten sich nach Oben, so daß nur noch ihr Weißes sichtbar war, und unter heftigem Zittern streckte er seine Glieder aus. Noch wenige Minuten, und Johnson war eine Leiche.

„Ist das Johnson, von dem Sie mir sagten?" fragte Falkland seinen Begleiter, der wie angewurzelt

dastand und mit Entsetzen unbeweglich auf den Fuhrmann blickte.

„Es ist derselbe,“ antwortete Albert nach einer Weile; „die Gerechtigkeit hat ihn ereilt, denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er Theil an dem Untergang der Meinigen hatte. Wenigstens hat er deren Hinterlassenschaft gestohlen.“

„Ich glaube es auch, denn das Hören des Namens Werner hat augenscheinlich seinen Tod so schnell herbeigeführt; ich fürchte, er ist mit einer schweren Schuld aus der Welt gegangen.“

„Lassen Sie uns gehen, Falkland, der Anblick des Menschen ist mir fürchterlich, sein Ende war ein ähnliches, wie das seines Bruders gewesen sein muß, von dem ich Ihnen sagte; sie haben in gleicher Weise gesündigt und sind gleich bestraft worden.“

Albert wandte sich bei diesen Worten mit einem Schauder von dem Todten ab, und wenige Minuten später verließen die beiden Freunde diesen Ort des Entsetzens, um durch die wundervolle Natur, die sie umgab, nach und nach wieder das Schreckensbild vor ihren Augen zu verdrängen und mildern wohlthuendern Gefühlen Einlaß in ihr Gemüth zu verschaffen.

Falkland wußte, daß Albert nicht gern über sein und seiner Familie trauriges Schicksal redete, weshalb er schnell die Unterhaltung auf andere Gegenstände

lenkte, ihm die wunderbaren hauchähnlichen Purpurtinten der fernen Gebirge und ihrer Eisspitzen, die wie Perlmutter unter dem azurnen Himmel glänzten, zeigte; ihn auf den kühnen schlanken Schwung der Palmenstämme aufmerksam machte, womit diese sich über jähe Abgründe hinneigten; an wild tobenden Sturzbächen anhielt und das glänzend bunte Farbenspiel bewunderte, welches in drei oder vier Regenbogen auf deren fliegendem Wasserstaub zitterte, und die Königsadler um ihren Flug beneidete, die wie schwarze Punkte hoch über den Eiszacken der Cordilleren schwebten.

So erreichten sie auf ihrem wild romantischen schönen Wege die zum Zeichnen auserkorene Mühle und verbrachten den Tag in freundlichem Austausch der Eindrücke, die deren reizende Umgebung auf sie machte, während sie fleißig bemüht waren, ihre Arbeiten in ihren Zeichenbüchern recht sauber auszuführen.

„Morgen Abend statte ich unserm Jaguar einen Besuch ab, der Mond ist voll und sein Licht hell genug, um das Herz des Königs dieser Berge finden zu können," sagte Albert auf dem Rückwege zu Falkland's Quartier.

„Ja, lassen Sie sich nur nicht von diesem König die Wangen streicheln, es möchte garstige Narben setzen," antwortete Falkland lachend.

„Hat Nichts zu sagen, ich schieße nicht, wenn ich

ihn nicht sicher habe, und müßte ich ihm zehn Mal zu Gefallen gehen."

„Sie thuen besser, Sie nehmen Einen Ihrer Leute mit, es sind ja meist Männer von der Frontier, die mit diesen Jagden vertraut sind."

„Und dann hätte ich am Ende die Ehre, das Thier erlegt zu haben, mit ihm zu theilen. Nein, es gehört mir allein, und ich muß es allein besiegen. Im Nothfall habe ich ja meine Revolver."

„Lieber Freund, so viel Zeit, daß Sie dieselben gebrauchen könnten, läßt Ihnen dieser Bursche nicht. Einen Schuß aus dieser Büchse, vielleicht auch noch der Zweite, dann aber heißt es den Kolben oder das Messer genommen. Ich habe vielen von ihnen die gefleckte Jacke ausgezogen und versichere Sie, daß man rasch und sicher sein muß, will man ohne Kratz davon kommen."

Die Sonne war noch nicht untergegangen, als die beiden Reiter die Hacienda erreichten, in welcher der Hauptmann mit seiner Compagnie lag, und der Lieutenant ihm die gewöhnliche Meldung machte, daß nichts Neues vorgefallen sei.

Albert blieb zum Abendessen bei Falkland, nachher setzten sie sich auf die hohe Plattform vor dem Gebäude, rauchten ihre Strohcigarren und sahen dem Aufsteigen des Vollmondes zu, als er sich roth und prächtig über

den dunkelblauen Gebirgen hinter Monterey erhob und heller und silberner sein Licht über Berg und Thal goß.

„Nun, übermorgen können Sie die Jaguarhaut bei mir sehen, wenn Sie mich besuchen wollen," sagte Albert scherzend zu seinem Freunde, als er seinen Rappen nach der Straße lenkte, um nach seinem Quartier zu reiten.

„Rufen Sie nicht eher Häring, als bis Sie ihn beim Schwanze haben," rief ihm Falkland lachend nach, als er auf der Straße dahinsprengte.

Mit Ungeduld erwartete Albert am folgenden Tage, daß sich die Sonne neige; er hatte seine Büchsflinte mehrere Male abgeschossen, hatte sie sorgfältig von Neuem geladen, auch seine Revolver nachgesehen und die Spitze seines Jagdmessers geschärft. Endlich wurden die Schatten länger, der Abendwind wehte kühlend durch die Berge, und Albert bestieg sein Pferd, um sich nach jenem Platze zu begeben, auf welchem er mit seinem Freunde den Jaguar hatte den Bach überschreiten sehen.

Die Sonne hing noch goldig um die höchsten Kuppen der Gebirge, und das Düster in den Thälern nahm rasch zu, als er sein Ziel erreicht, sein Pferd in der Schlucht angebunden, es einige tausend Schritt zurückgelassen hatte und sich zwischen den Felsstücken am Ufer des wilden Bergwassers einen geeigneten Platz aus-

suchte, der ihm stromauf und stromab einen weiten Blick gewährte, und von wo er doch gegen das spähende Auge des erwarteten Mexicanischen Tigers gedeckt war.

Alles war still um ihn her, nur der Bach sandte sein monotones Rauschen durch die zu beiden Seiten von wild übereinander aufsteigenden Granitmassen gebildete Schlucht, aus denen hier und dort sich eine stachelige Jucca, eine mächtige Aloe, eine zarte Mimose erhob.

Die Formen und Außenlinien der Felsen, der Bäume und der Büsche wurden unbestimmter, die Schauer der einbrechenden Nacht zitterten durch das enge Thal, und Albert's Blicke hingen unverwandt an dem steilen Abhang, der sich an der andern Seite des Baches nach dessen Ufer herabsenkte.

„Wenn nur das Mondlicht schon auf jene Wand fiel! wenn nur das Thier jetzt noch nicht kommt, es ist zu dunkel zum Schießen," dachte er, und seine Aufmerksamkeit, seine Spannung steigerte sich von Minute zu Minute. Er blickte und spähte durch das Düster, die Steine an der Wand gegenüber schienen ihm manchmal sich zu bewegen, er glaubte die Form eines Thieres in ihnen zu erkennen, doch dann sah er bald wieder seinen Irrthum ein und suchte in anderer Richtung nach dem erwarteten Jaguar. Derselbe erschien nicht.

Der Mond stieg höher, die Bergwand an der andern Seite des Baches wurde bald hell und glänzend von seinem Scheine beleuchtet, uud Albert drückte sich tiefer in den Schatten des Felsstücks, unter welchem er saß, um seine Gegenwart nicht zu verrathen.

Er lauschte, er hörte Nichts, als mitunter das Schlagen einer Forelle, die sich in übermüthigem Sprunge aus den silbernen Wellen des Baches emporschnellte, oder das Fallen und leise Hüpfen eines Steines, der an dem Abhang gegenüber herabrollte.

Plötzlich aber dröhnte das erschütternde Stoßgeheul des erwarteten Herrschers in diesen Bergen durch die Schlucht, und so sehnlich Albert auch nach dem Erscheinen des grimmigen Raubthieres verlangt hatte, so fuhr er doch zusammen, als dessen gewaltige Stimme seine Ohren erreichte.

In demselben Momente hatten seine Blicke die Bewegung des Tigers auf der Höhe der jenseitigen Wand getroffen, er preßte seine Hände fest um seine Büchse, und während er den Athem anhielt, folgte er mit den Augen dem sich annähernden Thier.

Mit lautlosem sicherem Tritt kam der Jaguar, den hellen Schein des Mondlichts glänzend auf seiner schön gefleckten Haut tragend, an der Bergwand herabgeschritten, bis er das Ufer des Baches erreicht hatte und nur einige zwanzig Schritt von Albert entfernt stehen

blieb, die mächtige Ruthe hoch durch die Luft schwang, sein geöffnetes furchtbares Gebiß gegen den Himmel hob und abermals mit seinem Stoßgebrüll die Schlucht erfüllte, so daß dessen Echo weit in den Bergen wiederhallte.

Albert hielt die Büchse fest gegen seine Schulter gestemmt und auf die Brust des Raubthieres gerichtet, doch wartete er auf den Augenblick, wo dasselbe die Seite Preis geben würde, damit er dessen Herz nicht verfehlen möge; seine Aufregung aber nahm mit jedem Augenblick zu, seine Hand fing an zu wanken, und sein Herz pochte so laut, daß er sicher glaubte, das Thier müsse dessen Schläge vernehmen.

Mit einem ungeheuren Sprunge schnellte sich der Jaguar plötzlich über den Bach und stand nun, nur wenige Schritte von Albert entfernt, am diesseitigen Ufer, den Kopf hoch erhoben und mit seinen blitzenden Augen um sich spähend.

Mit festem Blick sah Albert jetzt über den Lauf seines Gewehrs auf das Herz des Thieres, alle seine Nerven waren gespannt, und als könne er der Kugel durch raschen Abzug des Drückers mehr Gewalt geben, zog er denselben kräftig zurück. Das Feuer fuhr aus dem Rohr, doch mit dem Knall hatte das Raubthier Albert erreicht, seine Krallen in dessen Körper geschlagen, und

dessen abwehrenden Arm zwischen seinem mörderischen Gebiß fassend, begrub es ihn unter seinem Riesenleib.

Der Todeskampf des Tigers war kurz, krampfhaft zuckend umschloß er mit den ungeheuren Tatzen seinen Feind und sank bewegungslos mit ihm in das Gras.

Das Mondlicht fiel hell und klar auf die in blutiger starrer Umarmung Daliegenden, sie rührten sich nicht, sie athmeten nicht, und das Leben schien aus Beiden gewichen zu sein.

Schon stand der Mond hoch am Himmel, als Albert's Mannschaft vergebens auf seine Rückkehr wartete, und der Unterofficier ungeduldig auf der Straße hinauf blickte, woher derselbe kommen mußte.

Da naheten sich in der andern Richtung des Weges die Tritte eines flüchtigen Pferdes, und Falkland kam auf seinem Schimmelhengst zu den Harrenden herangesprengt.

„Nun, hat Euer Lieutenant den Jaguar geschossen?" rief er dem Unterofficier Brand entgegen.

„Er ist noch nicht zurück, wir warten schon seit einiger Zeit auf ihn," antwortete dieser.

„Noch nicht zurück, sagt Ihr? Dann muß ihm Etwas zugestoßen sein. Ist er denn allein geritten?"

„Ja wohl, er wollte Niemand von uns mitnehmen, obgleich ich es ihm rieth. Er ist noch ein grüner Jäger

und hat sein Lehrgeld noch nicht bezahlt," sagte Branch.

„So lassen Sie schnell zwei Ihrer Leute aufsitzen, damit wir uns nach ihm umsehen, ich kenne den Platz genau, auf dem er den Jaguar erwartet hat. Eilen Sie, ich fürchte, es ist ihm ein Unglück begegnet," sagte Falkland mit sichtbarer Besorgniß.

In wenigen Minuten hatten zwei der Schützen ihre Pferde bestiegen und sprengten, Falkland voran, in Carrière auf der Straße dahin.

Im fliegenden Lauf hatten sie den Weg bis zu der Felsschlucht in einer halben Stunde zurückgelegt, wandten ihre Pferde in eiligem Schritt über das lose Steingeröll hinauf und wurden plötzlich durch das freundliche Wiehern von Albert's Rappen angerufen, der seitwärts von dem Bache an einer Mimose angebunden stand.

„Das ist des Lieutenants Pferd. Es ist ihm sicher ein Unglück zugestoßen, der Platz, wo er den Tiger erwartet hat, ist weiter oben am Wasser. Wir müssen eilen," sagte Falkland in größter Besorgniß und trieb seinen Hengst zum raschesten Schritt an.

„Dort, wo der Felsblock liegt, ist der Wechsel des Jaguars," fuhr er, nach einem hohen Granitfels hinzeigend, nach einer Weile fort; „dort hat er sich sicher angesetzt."

In wenigen Minuten hatten die Reiter die bezeichnete Stelle erreicht, Falkland ritt um den Fels, und sein Pferd plötzlich parirend, schrie er laut auf:

„Mein Gott, hier liegen sie beide todt!"

Er war vom Pferd gesprungen, hatte im Augenblick den Jaguar gefaßt, riß ihn von seinem Freunde weg und hob diesen in seine Arme auf; doch derselbe bewegte sich nicht, ließ den Kopf auf die Brust sinken, und seine Arme fielen kraftlos an ihm herab.

„Er ist todt, ich habe es mir gedacht, daß es so kommen würde; ich habe es ihm auch vorhergesagt. Holen Sie sein Pferd, damit wir ihn nach seinem Quartier bringen. O warum ließ ich ihn auch allein reiten," rief Falkland außer sich vor Schmerz und ließ seinen Freund langsam wieder zurück in das Gras sinken.

Doch in diesem Augenblick entstieg Albert's Lippen ein tiefes Stöhnen, und krampfhaft aufathmend, hob sich seine Brust.

„Er lebt, um Gottes Willen helfen Sie mir ihn dort nach jenem Baum tragen; holen Sie Wasser, vielleicht ist noch Rettung möglich," rief Falkland, indem er den Arm um seines Freundes Schultern schlang und ihn mit Hilfe eines seiner Begleiter nach dem nahen Baume trug, an dessen Stamm er ihn aufsetzte.

Das helle Licht des Mondes, das auf die bleichen

Züge Albert's fiel, zeigte dort Blutspuren, die sich aus dem blonden Lockenhaar herabzogen, und ließ Falkland zugleich erkennen, daß sein Freund viel Blut verloren haben mußte, denn seine Kleidung war an sehr vielen Stellen damit gesättigt.

Falkland war selbst Arzt, untersuchte, so gut es bei dem Licht des Mondes möglich war, die Wunden Albert's und verband sie nothdürftig mit seinem Taschentuch und dem Leinen seines Hemdes, welches er zu diesem Zweck zerriß. Frisches Wasser war aus dem nahen Bach in einem Hut herbeigeschafft, es wurden davon kühlende Umschläge um den Kopf des Verwundeten gemacht, ihm Nacken und Brust damit gewaschen, und nach und nach hob sich sein Puls, das Schlagen seines Herzens wurde wieder fühlbar, und sein Athem wurde freier und kräftiger. Doch blieb er noch ohne alle Zeichen von Besinnung und ohne allen Willen in seinen Bewegungen.

„Wir müssen Anstalt machen, ihn von hier fortzuschaffen," sagte Falkland zu seinen Begleitern; „ich will ihn vor mich auf mein Pferd nehmen und ihn in meinen Armen halten, Ihr könnt es leiten."

„Das wird aber langsam gehen, und es ist ein weiter Weg nach unserem Quartier," bemerkte einer der Schützen.

„Nahe bei, wo die Schlucht in die Straße aus-

mündet, liegt auf der Höhe der Berge eine große Hacienda, die reichen Leuten gehören muß und nicht verlassen ist. Ich bin vor Kurzem mit dem Lieutenant dort vorübergeritten; könnten wir ihn nicht wenigstens vorläufig dorthin bringen?" sagte der andere Soldat.

„Allerdings, auch ich erinnere mich das Schloß gesehen zu haben, und weit kann es bis dahin nicht sein," erwiederte Falkland. „Jedenfalls bringen wir ihn für diese Nacht dorthin, morgen können wir schon Anstalten zu seinem Transport treffen."

Der Hauptmann hob nun mit Hilfe seiner Begleiter den Verwundeten auf seinen frommen klugen Hengst in den Sattel, schwang sich selbst dahinter auf den Rücken des Thieres, hielt Albert im Arm gegen seine Brust und ließ den Einen der Schützen die Zügel seines Pferdes nehmen, während er dem andern zurief:

„Packen Sie den Jaguar auf Ihren Sattel, wenn Ihr Gaul es erlaubt, und leiten Sie des Lieutenants Pferd."

„Erlaubt? Das wäre nicht gut; ich wollte selbst den Teufel auf ihn packen, wenn ich ihn erlegt hätte," erwiederte der Soldat, ein an der Frontier erzogener Bursche.

Bald darauf setzte sich der Zug langsam in Bewegung durch den unsichern Grund in der Schlucht hinunter, doch war es hell genug, um größeren Steinen

und Baumstämmen aus dem Wege zu gehen, die Reiter erreichten glücklich die Straße und schlugen nun die entgegengesetzte Richtung von der ein, in welcher sie gekommen waren.

„Der Weg zur Hacienda verläßt die Straße nur eine halbe Meile von hier, ich kenne ihn genau, es ist ein guter breiter Fahrweg," sagte einer der Schützen, während sie in dem hellen Mondlicht, das sie auf weite Entfernung Gegenstände erkennen ließ, dahinzogen.

Bald erreichten sie auch wirklich den Nebenweg, auf dessen Schlangenwindungen sie der Höhe des Berges zuwanderten und endlich dort vor dem großen Schlosse anhielten, welches, mit seinen Thürmen und Vorbauten ihnen die Schattenseite zukehrend, eine schwere schwarze Steinmasse vor ihnen stand.

Eine eiserne Gitterthür verwehrte ihnen den Eingang in den geräumigen Hof, der, von einer hohen Mauer eingefaßt, das Gebäude umgab; sie war verschlossen, und obgleich der eine der Schützen an dem Thore stark rüttelte, daß es prasselnd durch den Hof tönte, so ließ sich doch kein lebendes Wesen sehen und keine Antwort auf diese ungestüme Frage hören.

„Halloh!" riefen jetzt die Soldaten mit aller Kraft ihrer Stimmen. Keine Antwort erfolgte.

„Verdammt das Volk," sagte der eine Soldat, „vielleicht kennen sie unsere Sprache von Monterey besser,"

zog seinen Revolver hervor und feuerte ihn nach dem Gebäude hin ab; „wenn sie das nicht hören wollen, so geht es an ihre Fensterscheiben.“

Der Knall des Schusses schien doch die Bewohner des Schlosses zu beleben, denn bald darauf zeigte sich Licht in der Thür über der hohen Treppe, ein alter Mexicaner mit weißem Haupt trat hervor und eilte zu dem Thor, um die Ursache der nächtlichen Störung zu erforschen.

Falkland redete ihn höflich an, sagte ihm, daß sie einen verwundeten Officier hierher geleitet hätten, und daß sie für ihn ein Unterkommen für diese Nacht erbäten, da es zu weit sei, um ihn nach seiner Station zu bringen.

„Ich will meine Herrschaft davon benachrichtigen,“ sagte der alte Mann theilnehmend, indem er nach dem Schloß zurückging, worauf kurze Zeit nachher mehrere Personen mit Lichtern in dem Eingange des Schlosses erschienen, der alte Mann zu dem Thor zurückkehrte und dasselbe öffnete.

„Meine Herrin bittet Sie, ihr Haus zu Ihrer Heimath zu machen,“ sagte er zu den Harrenden; „führen Sie den Verwundeten herein.“

Die Reiter zogen nun vor die Schloßtreppe, Albert wurde vom Pferd gehoben, in das Gebäude getragen und dort in der mit Säulen umgebenen Rotunde auf den marmornen Fußboden gelegt.

Eine Menge Diener drängten sich mit Lichtern um die Fremden und beleuchteten den Verwundeten, der bleich mit zerrissener, blutiger Kleidung und mit geschlossenen Augen vor ihnen lag.

Falkland war neben ihm niedergekniet und hielt dessen Kopf in seinen Armen, als eine hohe, in Weiß gekleidete Frauengestalt, von einem alten Herrn in schwarzer Tracht gefolgt, in die Rotunde trat, die Diener mit Ehrerbietung vor ihr zur Seite wichen, und dieselbe auf die Gäste zuschritt, um sie in ihrem Hause willkommen zu heißen.

„Ich bedauere die Veranlassung, der ich Ihren Besuch unter meinem Dache verdanke, doch doppelt lieb ist es mir, als mir neben der Genugthuung, Amerikanische Officiere zu bewirthen, noch das Glück zu Theil wird, Menschenpflicht gegen einen Leidenden auszuüben zu können. Ist der Kranke schwer verwundet," fragte sie in gutem Englisch, trat zu Albert hin und hielt den silbernen Armleuchter, den sie in ihrer kleinen Rechten trug, über denselben empor. „Jesus Maria, es ist unser Retter!" rief die Dame, beide Hände zitternd um den Leuchter pressend und sich über Albert niederbeugend; „ja, er ist es, ich kenne ihn an seinen blonden Locken; sehen Sie selbst, ehrwürdiger Vater!" fuhr sie nach einigen Augenblicken in höchster Aufregung

fort, indem sie sich nach dem alten Herrn umwandte, den Leuchter auf den Fußboden stellte, neben Albert niederkniete und ihre zarten Finger auf den Puls an seinem Arme drückte.

„Gott sei mir gnädig und lasse mich ihn retten, damit ich ihm einen Theil unserer Schuld zahle. Schnell Leute, helft den Officier hinauftragen, in mein eignes Zimmer, schnell, vorsichtig, daß Ihr seine Wunden nicht berührt!"

Mit diesen Worten hatte Doña Rosa Maria Garcia, denn diese war es, die in Begleitung ihres Oheims, des ehrwürdigen Bischofs von Monterey, so viel Antheil an dem armen Albert nahm, den Leuchter wieder erfaßt und schritt, ihre Blicke nicht von dem immer noch bewußtlosen Kranken wendend, neben ihm her, als Falkland und die Diener denselben aufgehoben hatten und ihn über die breite Marmortreppe hinauf durch einen langen hoch gewölbten Corridor nach einem geräumigen Gemach trugen, in welchem sie ihn auf einem kostbaren, reich verzierten Bett niederlegten. Die Diener hatten ein Kästchen mit Arzeneien in das Zimmer gebracht, auf dem schön geschnitzten, vergoldeten und mit einer Marmortafel bedeckten Tische zwischen zwei hohen Wandspiegeln niedergesetzt, und der Bischof hatte dasselbe geöffnet und einige Gläschen daraus

genommen, als Falkland zu ihm trat, ihm sagte, daß er zwar Soldat, aber auch Arzt sei, und um seinen Beistand bat, den Verwundeten zu verbinden.

Die schöne Mexicanerin Rosa Garcia stand während dieser Zeit neben dem Bett bei Albert, hatte das Tuch von dessen Haupt genommen, wusch seine Schläfe und Stirn mit kühlem Wasser und befreite seine reichen blonden Locken von dem Blut, welches aus einer weitklaffenden Wunde seines Kopfes geflossen war.

Sie war eine schlanke, schöne, edle Gestalt, mit glänzend schwarzem, reichem Haar, großen, von langen Wimpern überschatteten dunklen Augen, durchsichtig alabasterweißer Haut und regelmäßig schönem, reizend lieblichem Gesicht. Ihre Haltung, ihre Bewegungen waren gemessen und graziös, doch ungezwungen und natürlich, wie es diesen Südländerinnen von edlem altspanischem Blute eigen ist, und es umschwebte sie ein Liebreiz, ein anspruchsloser Zauber, der Jedermann unwillkürlich zu ihr hinzog und ihn zu ihrem Freunde machte.

„Señorita Rosa, Sie müssen uns unseren Retter auf kurze Zeit allein überlassen," sagte der Bischof freundlich zu ihr, indem er ihre schöne Hand ergriff, um sie aus dem Zimmer zu geleiten.

„Ach, kann ich Ihnen denn nicht behilflich sein? ich möchte so gern selbst Etwas für unsern unglücklichen

Freund thun," erwiederte sie zögernd und mit thränenfeuchten Blicken auf Albert sehend.

„Sie sollen noch Viel für ihn thun; wenn er verbunden ist, soll er ganz Ihrer Pflege überlassen bleiben," sagte der Bischof mit seiner milden, freundlichen Stimme und geleitete Rosa nach dem Corridor.

Die Wunden Albert's wurden nun genau untersucht, sie waren bedeutend, waren zerrissen, und ihre Ränder mußten meist mit der Nadel vereinigt werden. Doch der Kranke schien unempfindlich gegen den dadurch verursachten Schmerz zu sein, er lag bewußtlos da, und nur bei dem Verband seines durch das Gebiß des Raubthiers verletzten Armes zuckte er manchmal leise, und seine Brauen zogen sich über den geschlossenen Augen zusammen. Endlich waren sämmtliche Wunden verbunden, der Geistliche hatte sich entfernt, Albert ruhte auf dem bequemen, kühlen Bette, die Fenster waren geöffnet, und die angenehm erquickende Nachtluft erfrischte das Zimmer, da trat der Bischof mit der schönen Rosa an der Hand wieder in das Gemach und sagte zu ihr:

„Nun können Sie das Ihrige thun, ich hoffe, daß unser Freund unter Ihrer Pflege bald genesen wird, denn seine Wunden sind nicht gefährlich, der große Blutverlust hat hauptsächlich seinen jetzigen Zustand veranlaßt. Der brave junge Mann ist Katholik, sehen

Sie das Kreuz auf seiner Brust liegen," fügte der Bischof noch leise hinzu, beugte sich über den Kranken und sprach, seine Hände faltend, ein Gebet über ihn.

Dann wandte er sich mit den Worten zu Falkland:

„Nun, Capitain, kommen Sie mit mir nach dem Speisesaal, damit Sie Sich von Ihrer Anstrengung erholen, Ihre beiden Begleiter erwarten uns dort. Unsern jungen Freund dürfen wir schon der Pflege der Señorita anvertrauen."

Während der Bischof sich mit Falkland entfernte, erneuerte Rosa sorgsam die kalten Umschläge auf des Kranken Stirn, wehte ihm mit ihrem Fächer Kühlung zu und lauschte, sich nahe über ihn beugend, aufmerksam seinem Athem. Ihre Augen blieben aber bei allen ihren Bewegungen unveränderlich mit liebevollem theilnehmendem Blick auf seine bleichen Züge geheftet, in Gedanken versunken spielte sie mit ihrer kleinen Hand in seinen blonden Locken, die um seinen Kopf auf das Kissen zurück gefallen waren, und betrachtete von Zeit zu Zeit das Kreuz, das einzige Andenken von seiner geliebten Mutter, welches an schwarzem Bande um seinen Nacken hing.

Manchmal, wenn der Kranke ganz ruhig zu schlummern schien, erhob sie sich und ging nach dem offnen Fenster, als fühle sie sich beklommen in der Zimmerluft, als triebe sie eine heimliche Unruhe dorthin, um

hinunter in die im bleichen Mondlicht schwimmenden, nebelgefüllten tiefen Thäler zu blicken, dann wieder ihre großen Augen zu dem Mond zu erheben und ihrem beklommenen Herzen durch einen Seufzer Luft zu machen. Doch schnell kehrte sie dann wieder zu dem Kranken zurück, um ihre Pflege, ihre Sorgfalt für ihn zu verdoppeln.

Nach einiger Zeit erschien der Bischof abermals mit Falkland in dem Krankenzimmer, Beide untersuchten den Puls Albert's, sprachen ihre Zufriedenheit über dessen Zunahme an Stärke und Regelmäßigkeit aus und erboten sich Beide, den Rest der Nacht bei dem Verwundeten zuzubringen; doch Rosa wollte sich ihr Recht, ihn zu pflegen, durchaus nicht nehmen lassen, und so kamen sie dahin überein, daß der Bischof ihr Gesellschaft leisten und Falkland sich zur Ruhe begeben solle.

Die wenigen Stunden, in denen der Mond noch am Himmel herrschte, verstrichen ohne Störung, ein bleiches Roth färbte den östlichen Horizont, das Dämmerlicht des nahenden Morgens verbreitete sich rasch über die Gebirge, und groß und herrlich stieg die Sonne, neues Leben über die Welt gießend, am Himmel auf.

Weit und unbegrenzt lag die Gebirgslandschaft im goldnen Morgenlicht vor dem Schlosse der jungen Herrin Rosa Garcia, die Bergrücken und ihre eisgekrönten Kuppen glänzten in dessen heiterem Schein aus

dem Nebelmeer hervor, das noch durch die tiefen Thäler wogte, und aus dem hier ein Felsstück, dort eine schlanke Palme oder hohe Cypresse hervorragte, während des Aethers durchsichtig blaues Gewölbe nirgends eine Wolke sehen ließ.

Rosa hatte sich nach ihrer nächtlichen Wache erfrischt, hatte ihre Morgentoilette gemacht und trat mit dem Bischof, der Albert noch nicht verlassen hatte, aus einer der Glasthüren hinaus auf den Balkon, um sich der erquickenden Morgenluft zu erfreuen.

„Albert Werner ist der Name unsers jungen Freundes, und er ist in Deutschland geboren und erzogen, wie mir der Capitain mittheilte. Er soll mit seiner Familie vor nicht langer Zeit nach Texas ausgewandert sein, hat dort das schreckliche Schicksal gehabt, die Seinigen sämmtlich auf eine elende, entsetzliche Weise durch den Tod zu verlieren, und ist in seiner Verzweiflung zu der Amerikanischen Armee gegangen, um seinem Leben in den Schlachten ein Ende zu machen. Der Capitain sagt mir, er sei ein wissenschaftlich gebildeter, talentvoller junger Mann von großer Herzensgüte," sagte der Geistliche zu seiner schönen Gefährtin.

„Von Letzterem hat er uns den besten Beweis gegeben, denn er erhielt unser Leben und zwar mit der Gefahr, sein eignes zu verlieren. Die Vorsehung hat ihn uns zugeführt in dem Augenblick, als er der Hilfe

bedurfte, damit auch wir ihm ein Zeichen von der Güte unserer Herzen geben möchten. Gott sei Dank, daß er auf dem Wege der Besserung ist. Sie dürfen mich aber nicht verlassen, ehrwürdiger Vater; Sie wissen, ich bin hier allein mit meiner Dienerschaft."

„Die Heldin von Monterey fürchtet sich vor einem kranken Soldaten und trotzte dem Kugelregen ganzer Regimenter," antwortete der Geistliche lächelnd; „nun ja doch, ich bleibe bei Ihnen, gute Rosa, ich weiß ja noch gar nicht, ob ich Ihnen oder dem jungen Manne mein Leben zu danken habe; Ihre Augen haben ihn vielleicht mehr dazu veranlaßt, uns zu vertheidigen, als mein Rock."

„Nein, mein Vater, ich hörte ihn dem zu Hilfe kommenden Kameraden zurufen: „Helfen Sie mir den Geistlichen schützen; ich bin Katholik."

„Ja doch, liebe Rosa, geben Sie Sich zufrieden, auch ich habe dies gehört, doch nannte er gleichfalls die Damen. Der Hauptmann wird uns heute verlassen, um nach seinem Quartier zurückzureiten, und sprach davon, den Kranken, so bald es thunlich sei, nach Monterey zu fahren, doch ich habe ihn bedeutet, daß wir denselben nicht früher aus unsern Händen geben würden, als bis er ganz vollkommen hergestellt sei und sich vollständig erholt habe. Ich glaubte in Ihrem Sinne zu handeln, als ich ihm dies sagte," bemerkte der Geist-

liche, indem sein liebevoll zutraulicher Blick den dunklen Augen des Mädchens begegnete.

Rosa antwortete nicht gleich, ihre sonst bleichen Wangen überflog eine leichte Röthe, sie hob ihr Battisttuch zu ihren frischen Lippen, hustete und blickte über den Balkon hinab in den jähen tiefen Abgrund, über dem das Schloß stand.

„Nein, er darf uns nicht verlassen, ehe er ganz hergestellt ist, wir würden ja nur halb unserer Verpflichtung gegen ihn nachkommen, wenn wir es früher zugäben," erwiederte sie nach kurzem Schweigen, immer noch in die Tiefe blickend. „Gehen Sie aber, guter Vater, und ruhen Sie Sich noch einige Stunden aus, die ungewohnte Anstrengung möchte Ihnen schaden," fügte sie dann bittenden Tones hinzu, indem sie des Geistlichen Hand ergriff und ihn in das Zimmer zurückführte.

„Während man Gutes thut, kann man Viel ertragen, doch ich will Ihrem Wunsche folgen und mich noch bis zum Frühstück niederlegen," antwortete der Bischof und ließ seine junge Freundin bei dem Kranken zurück.

Rosa war wieder zu Albert's Lager getreten, hatte den Fächer ergriffen und hielt, denselben leise über ihm bewegend, ihre Blicke unverwandt auf den schönen Jüngling geheftet. Er schien sanft zu schlummern, seine Brust athmete ruhig auf und nieder wogend, das

schwarze Band, an dem das goldene Kreuz hing, hob das blendende Weiß seines Nackens, und auf seinen Wangen hatte sich wieder ein Hauch seiner jugendlichen, sonst so frischen gesunden Farbe eingestellt.

Rosa war tief in Gedanken versunken, mit ihrem regungslosen Blick schien sich ihre ganze Seele ihrem Retter zugewandt zu haben, und den Fächer in ihrer Hand vergessend, hatte sie denselben auf die seidene Bettdecke sinken lassen, als Albert, wie aus einem Traume erwachend, seine großen blauen Augen öffnete und verwundert auf die hohe Gestalt der Mexicanerin blickte.

Erschrocken fuhr Rosa zurück, obgleich sie so sehnlichst nach diesem Augenblicke verlangt hatte; dann wollte sie zu ihm reden, sie wollte ihn trösten, sie wollte ihm sagen, daß sie die eine jener drei Personen sei, denen er während des blutigen Kampfes in Monterey das Leben gerettet habe; doch die Worte dazu konnte sie nicht finden, sie sah, daß ihm eine Frage auf den Lippen schwebte, sie fürchtete, daß ihm das Reden schaden würde, und wünschte, daß er die schönen blauen Augen wieder schließen möchte. In ihrer Besorgniß hatte sie seine Hand ergriffen, legte die zarten Finger ihrer anderen an seine Lippen und sagte leise zu ihm:

„Reden Sie nicht, Herr Werner, es möchte Ihnen schaden.“

Der Augenblick des Erwachens war für Albert immer noch ein Traum, er war zu schwach, um die wirkliche Gegenwart erfassen zu können, sein verwunderter Blick wurde matter, und seine müden Lider schließend, sank er in die Arme des stärkenden Schlafes zurück.

Rosa stand unbeweglich da; das beseligende Gefühl, ihren Wohlthäter, ihren Retter dem Leben wiedergegeben zu sehen, hielt sie in stummer Anschauung des Genesenden auf der Stelle wo sie stand, und so sehr war sie in ihre glücklichen Betrachtungen vertieft, daß sie das Herzutreten des Bischofs nicht bemerkte, bis er seine Hand auf ihren Arm legte und sagte:

„Nun, was macht Ihr Patient?"

„Er erholt sich, guter Vater," antwortete Rosa mit überströmender Freude; „er hat vor einer halben Stunde die Augen geöffnet, sie sind blau wie der Himmel, und wie man sie in diesem Lande selten sieht."

„Gottlob, so haben wir, wenn auch nicht Viel, doch Etwas für ihn gethan. Hätte ihn dieser unglückliche Zufall nicht zu uns gebracht, so würden wir ihm wohl niemals, selbst nicht mit Worten für seine Hilfe haben danken können, denn alle unsere Nachforschungen nach ihm blieben ja vergebens. Ich komme Sie zum Frühstück zu rufen, liebe Rosa, Sie müssen diesmal dabei als Dame vom Haus erscheinen, die Amerikaner halten

Viel auf diese Sitte. Unser junger Freund ruht so sanft, daß er unserer während dieser kurzen Zeit nicht bedürfen wird."

„Mein Mädchen Linarda kann so lange hier im Zimmer bleiben und sich hinter das Bett setzen, damit sie ihn nicht stört," bemerkte Rosa, verließ mit dem Bischof das Gemach und beorderte, ehe sie zum Frühstück ging, ihre Dienerin, Wache bei dem Kranken zu halten.

In dem reich decorirten Speisesaal empfing Rosa ihre Gäste, den Capitain mit seinen beiden Schützen, auf's Freundlichste und sagte, nachdem sie Platz am Frühstückstisch genommen hatten, zu Ersterem:

„Wir behalten aber Ihren Lieutenant hier bei uns, bis er ganz vollkommen wieder genesen ist, und ich hoffe, daß Sie während dieser Zeit uns recht oft mit Ihrem angenehmen Besuch erfreuen und dem Kranken Geduld für sein Hierbleiben einsprechen werden."

„Für die Erlaubniß, Ihr Haus besuchen zu dürfen, bin ich Ihnen unendlich verbunden, schöne Señorita, was aber das Geduld-Einsprechen betrifft, so wird es wohl nicht nöthig sein; wohl eher werde ich ihn daran erinnern müssen, daß er wieder seinen Dienst antrete," erwiederte Falkland und fügte noch lächelnd hinzu: „wir werden ihn wohl lange auf der Krankenliste behalten."

Während die Gäste dem ungewohnt guten Frühstück fleißig zusprachen, war Albert wieder aus seinem Schlummer, und zwar mehr gestärkt, erwacht; er blickte um sich, Alles war ihm fremd, er konnte keinen Augenblick in seiner Erinnerung zurückrufen, der ihm klar gemacht hätte, auf welche Weise er hierhergekommen war. Doch bei der ersten Bewegung zeigte ihm der Schmerz, der ihn ergriff, daß er verwundet sei, und wie im Traum sah er den buntgefleckten Jaguar, so wie er in der Schlucht vor ihm gestanden hatte, nach ihm hinblicken. Doch bald trat ein anderes lieblicheres Bild vor seine Seele, er sah eine hohe schöne Frauengestalt mit schwarzen Locken und großen dunkeln Augen sich freundlich zu ihm niederbeugen, er glaubte, er müsse sie früher schon gesehen haben, doch je mehr er sein Gedächtniß anstrengte, desto undeutlicher und verworrener wurden die Bilder seiner Phantasie, er sah abermals den Jaguar, sah den Blitz aus seiner Büchse fahren, die Augen fielen ihm zu, und bald hielt ihn wieder ein ruhiger Schlaf umfangen.

Der Tag neigte sich, und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldeten die Wände des Gemachs, in welchem der Lieutenant ruhte, neben ihm saß der ehrwürdige Bischof und hielt des Kranken Hand in der seinigen, und am Ende des Bettes stand Rosa an dessen Pfosten angelehnt, als Albert abermals erwachte.

Mit Erstaunen blickte er nach der Mexicanerin auf, er erkannte sie wieder, er wußte, daß sie es war, die sich liebevoll zu ihm niedergebeugt hatte, und es zog wieder ein Ahnen durch seine Erinnerung, als ob er sie früher schon gesehen hätte.

„Wo bin ich hier?" fragte er mit matter Stimme; doch der Bischof war aufgestanden, drückte ihm leise die Hand und sagte zu ihm:

„Reden Sie nicht, theurer Freund, es möchte Ihnen schaden, ich will Ihnen Alles mittheilen, was Ihnen augenblicklich unerklärlich scheint."

Albert sah den Geistlichen verwundert an, auch ihn meinte er schon gesehen zu haben, seine Gestalt, sein weißes Haar, seine Gesichtszüge waren ihm bekannt.

„Sie erkennen mich wieder, lieber junger Freund, die Augenblicke aus unserm Leben, in denen wir Gutes gethan haben, bleiben unauslöschlich in unserer Erinnerung stehen, wenn auch die Zeit Freuden und Leiden leichter aus derselben verwischt. Ja wir haben uns gesehen, Albert Werner, in einem Augenblick, in welchem die mörderischen Waffen auf das Herz dieser jungen Dame und auf das meinige gerichtet waren, und es würde unser letzter gewesen sein, hätten Sie Sich unserer nicht angenommen und uns mit Ihrem eignen Körper gegen die Rasenden geschützt. Es war aber nicht allein die Liebe für Ihre Nebenmenschen, die Sie

zu so edler That antrieb, es war die Liebe zu Ihrem Gott und zu seiner Kirche, die Sie begeisterte und seinem demüthigen Diener zu Hilfe eilen hieß. Des Allmächtigen Segen ruht auf Ihnen, er hat Sie aus den Krallen des Jaguars gerissen und hat Sie hierher zu Ihren Freunden geleitet, damit Ihnen deren heißester, ewiger Dank zukommen möge. Gott sei gepriesen für die Gnade, für die Liebe, die er über Sie braven jungen Mann und über uns, Ihre großen Schuldner, ausgeschüttet hat; lassen Sie uns ihm, dem Spender alles Guten, dafür danken."

Bei diesen Worten war der Bischof vor dem Bette Albert's auf die Kniee gesunken, richtete seine gefalteten Hände und sein ehrwürdiges Antlitz nach Oben und flehte mit inbrünstigem Gebet um Gottes ferneren Beistand und Segen für den Kranken. Auch Rosa war auf die Kniee gesunken und vereinigte ihre heißesten Bitten mit denen des Geistlichen, während Albert die Hände um seiner Mutter Kreuz auf seiner Brust gefaltet hatte und sein Dankgebet zum Himmel sandte.

Elftes Kapitel.

Die Genesung, das Leben auf dem Schlosse, der Abschied, die Einsamkeit, die Sehnsucht, Albert Werner in seinem Quartier, Rückkehr nach Garcia, das Lied, Gracioso, das Geständniß, die Liebenden, Rückkehr in das Quartier, die abgelehnte Einladung, die Ungeduld, der Ritt, die Glücklichen.

Die Besserung Albert's ging von nun an rasch von Statten, die Wunden heilten, und seine Kräfte nahmen schnell wieder zu. Nach wenigen Tagen konnte er für kurze Zeit das Bett verlassen, er konnte Abends mit Hilfe des Bischofs und seiner jungen Freundin den Balkon erreichen, von dem dort für ihn bereiteten bequemen Sitz die Gebirgswelt zu seinen Füßen überschauen und die reine, stärkende freie Luft, die diese Höhe umwehte, einathmen.

Albert hatte seinen Freund Falkland dem Bischof und Rosa als denjenigen Officier vorgestellt, der ihm während des Sturmes von Monterey in dem Augenblick zu Hilfe geeilt war, als er sie gegen seine eignen Leute beschützte, wodurch auch für ihn bei Beiden die innigsten Dankgefühle erzeugt worden waren. Er war Albert's treuer täglicher Besucher; oft, wenn Dienst ihn des Tages über abgehalten hatte, kam er noch Abends spät nach dem Schlosse gesprengt, um ihm wenigstens eine gute Nacht wünschen zu können, und der Bischof

sowohl, als auch Rosa hatten sich so an seine Besuche, an seine muntere Unterhaltung gewöhnt, daß ihnen Etwas zu fehlen schien, wenn einmal ein Tag verstrich, ohne daß der Hauptmann erschienen wäre.

Auch dessen Schimmelhengst hatte sich die vollste Gunst der jungen Herrin erworben, wurde stets für seinen flüchtigen Lauf nach dem Schloß von ihr mit Zukker belohnt und bekam von ihr die Erlaubniß, während des Aufenthalts seines Herren sich in dem wundervollen Park, der sich zu beiden Seiten des Schlosses an dem Berg hinab zog, an dem üppigen Gras und den saftigen Pflanzen zu laben, die dort durch sorgsame Hand gepflegt wurden.

„Und wann werden Sie Ihr Commando denn wieder übernehmen," fragte Falkland seinen Freund Albert eines Abends lachend, als sie allein zusammen auf dem Balkon saßen; „von solcher Krankheit nimmt man ungern Abschied, und für eine solche Pflege würde ich mich auch einmal von einem Jaguar kratzen lassen."

„Ich glaube wirklich nicht, daß es mir gut sein würde, wenn ich jetzt schon wieder in Dienst träte, ich fühle mich doch noch recht schwach," erwiederte Albert.

„Nein, nein, das sollen Sie auch nicht, doch fürchte ich wahrhaftig, ich verliere Sie aus meiner Compagnie. Sie werden am Ende Gouverneur von diesem Schlosse," sagte Falkland scherzend; „nun Glück auf! ich

habe es Ihnen ja auf dem Schlachtfeld von Palo Alto gesagt, daß Sie noch Vieles gewinnen können."

„Vielleicht gewinnen, um wieder zu verlieren, durch die Thür in den Himmel zu blicken, damit sie sich wieder vor mir schließe! Nein, lieber Falkland, das Glück hält sich bei mir nicht lange auf," erwiederte Albert mit einem Seufzer.

„Ja wahrlich, wenn Sie es zurückhalten sollten, würde es sich niemals lange bei Ihnen verweilen, diesmal aber wird es Sie fest halten. Setzen Sie mehr Vertrauen in sich selbst, Ihre Persönlichkeit, Ihre Fähigkeiten berechtigen Sie dazu," sagte Falkland, indem er seinem gewöhnlichen scherzenden Ton einen ernsteren Ausdruck gab.

Bei dem nächsten Besuch, den Falkland auf dem Schlosse Garcia machte, brachte er seines Freundes Rappen mit und hatte zu Albert's großer Ueberraschung und Freude dessen Sattel mit der wunderschönen Haut des von ihm getödteten Jaguars geschmückt, die er zu diesem Behufe in Monterey hatte zubereiten lassen, denn der Lieutenant war so weit wieder hergestellt, daß er das Pferd besteigen konnte.

Rosa Garcia war, wie alle Mexicanerinnen, eine gute Reiterin und von Kindheit auf gewohnt, auf feurigen Pferden die Berge zu durchstreifen, sie kannte jeden Weg, jeden Fußsteig in der Umgebung des

Schlosses und wußte die schönsten Punkte aufzufinden. Sie war überzeugt, daß es für Albert's Genesung von großem Nutzen sein würde, Morgens oder Abends in der freien Luft sich zu bewegen, und da sie, so wie er leidenschaftlich für Naturschönheiten sich interessirten, so übernahm sie es gern, ihn auf seinen Promenaden zu begleiten und ihm dabei als Führerin zu dienen.

Sie machten nun regelmäßig kurz nach Sonnenaufgang einen Ritt in die paradiesisch schöne Umgegend, oft traulich geistreich sich unterhaltend und eben so oft die Allmacht Gottes bewundernd und preisend, kehrten zur Frühstückszeit nach dem Schlosse zurück, verbrachten den Tag meist in Gesellschaft ihres väterlichen Freundes, des Bischofs, mit Englischer Literatur, womit die Bibliothek der jungen Herrin reich versehen war, und genossen zusammen die wundervollen späten Abende, indem sie in dem Park lustwandelten oder sich an einem seiner kühlen Springbrunnen in traulichem Gespräch niederließen und dessen Plätschern, so wie den süßen Melodieen der Spottvögel lauschten, die aus den immergrünen, dichten dunkeln Blüthenbäumen ihre nächtlichen Lieder ertönen ließen.

Albert's Wunden waren nun bald geheilt, und auf seinen Wangen hatte sich wieder die Farbe frischer Jugend eingestellt, doch mit der Zunahme seiner Kräfte war der Gedanke von Tag zu Tag beunruhigender in

ihm aufgestiegen, daß der Augenblick nahe, in welchem er diesen schönen, in so vielfacher Weise ihn fesselnden Aufenthalt verlassen und seinen Freunden daselbst Lebewohl sagen müsse.

Die unendlich liebevolle Behandlung, die ihm durch den ehrwürdigen Geistlichen, so wie durch die reizende, liebenswürdige Rosa zu Theil geworden war, hatte ihn, den plötzlich verwaisten, in der Welt allein und verlassen stehenden Jüngling, wieder mit dem Leben versöhnt und ihm in demselben einen Raum gezeigt, in dem er sich glücklich fühlte, in dem ihm das herbe Geschick, welches ihn in seiner neuen Heimath betroffen hatte, weniger hart erschien. Er sollte wieder aus dieser beglückenden Sphäre hinaus in das für ihn einsame, freudenlose Leben treten, er sollte die neuen Freunde, an deren theilnehmenden, herzlichen Umgang er sich so sehr gewöhnt hatte, verlassen, um abermals mit dem Gram seiner Vergangenheit und der bangen Ungewißheit seiner Zukunft allein dazustehen.

Wie gern hörte Albert Rosa zu ihm sagen, daß er noch so leidend aussähe, daß er noch schwach sei, und daß ihm das Eintreten in den Dienst sicher sehr schaden würde, und wie ungern sah er im Spiegel seine frischen rothen Wangen, wie unangenehm war ihm das Gefühl seiner Kraft bei jedem Tritt, den er that. Er konnte es sich aber selbst nicht mehr länger leugnen, daß

er vollkommen hergestellt, daß er jetzt viel kräftiger sei, als jemals vorher, und es war ihm ein unangenehmes drückendes Gefühl, länger die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, die man dem Kranken mit so viel Theilnahme hatte zukommen lassen.

Er beschloß seinen Freunden Lebewohl zu sagen und zu seinen Kameraden zurückzukehren; doch je näher der Tag des Abschieds heranrückte, desto schwerer wurde es ihm um das Herz, desto schöner schien ihm sein jetziger Aufenthalt, desto lieber und theurer wurde ihm seine junge Freundin Rosa.

Er hatte mit ihr in der Umgegend nach der Natur gezeichnet, sie hatten zusammen auf ihren Spaziergängen und Ritten die schönsten Blumen gesammelt und nach Hause getragen, um sie dort geschmackvoll zu ordnen und zu malen; Albert hatte täglich die Vasen in Rosa's Gemächern mit frischen Blüthen geschmückt, diese hatte ihm vorgelesen, Stunden lang für ihn auf dem Piano gespielt und Abends, wenn ihre kleinen zarten Finger der Mandoline die süßesten Weisen entlockten, ihn mit ihren schmelzenden zauberischen Liedern beglückt. Sie schien fortwährend seine Stimmung überwacht zu haben, um jeden in ihm aufsteigenden traurigen Gedanken zu verscheuchen; oft hatte sie ihn, wenn er allein in Gedanken versunken an einem entlegenen Platze des Parkes verweilte, überrascht und ihn

mit liebevollen heitern Worten aus seinen Träumereien geweckt; oft hatte sie ihn zu Pferde in der Umgegend aufgesucht, wenn er einsam in den Bergen umherwanderte, und sich häufig noch spät Abends zu ihm gesetzt, wenn er von der Terrasse vor dem Schlosse gedankenvoll in die Berge zu seinen Füßen hinabblickte.

Auch Rosa hatte sich so sehr an seinen Umgang, an seine zarten Aufmerksamkeiten, an seine geistreiche, lebendige Unterhaltung gewöhnt, daß sie mit bangem Herzen dem Augenblick entgegensah, der sie von ihrem ihr so unendlich lieb gewordenen Freunde trennen würde.

Doch der zu Albert's Abreise festgesetzte Tag erschien, Falkland traf Vormittags auf dem Schlosse ein, um zur Mittagszeit versprochener Maßen bei dem Abschiedsessen zugegen zu sein, Abends seinen Freund mit sich von dannen zu nehmen und ihn seiner Compagnie wieder zuzuführen. So sehr sich Falkland aber auch bemühte, die Stimmung bei Tisch zu beleben, so blieb sie doch traurig und gedrückt; Albert hatte nur wenig Worte, Rosa hatte keine heitern lebendigen Blicke, und der ehrwürdige Bischof war ernst und niedergeschlagen. Der Nachmittag wurde in noch mehr verstörter Stimmung zugebracht, und als endlich die Pferde der beiden Gäste in den Hof geführt wurden, Albert den Gürtel mit seinen Revolvern umgeschnallt und seine Büchse ergriffen hatte, da wurden die Augen

feucht, und Rosa verbarg schluchzend ihr liebliches Gesicht in ihrem Battisttuch.

Der Bischof schloß Albert wiederholt in seine Arme, sagte ihm mit den innigsten Worten der Liebe und Dankbarkeit, daß er ewig sein Freund und sein zu jedem ihm möglichen Dienst bereiter Schuldner bleiben werde, und bat, ihn später in seinem Palast in Monterey zu besuchen, wohin er in einigen Wochen zurückzukehren denke.

Rosa reichte Albert tief bewegt und schweigend ihre bebende schneeige Hand zum Abschied hin, die derselbe an seine Lippen drückte und mit den seinen Augen entrollenden Thränen benetzte.

Die Entfernung bis zu Albert's Station war ja nicht sehr groß und gewährte den Scheidenden Gelegenheit, sich oft wiederzusehen, dennoch war der Gedanke an diese Unterbrechung ihres glücklichen häuslichen Zusammenseins für sie schmerzlich und wies sie auf eine bevorstehende, vielleicht ewige Trennung hin. „Kommen Sie Werner, wir haben ja flüchtige Pferde, und der Weg hierher ist ja nicht weit,“ sagte Falkland, die heftige Aufregung seiner Freunde bemerkend, und zog Albert bei der Hand nach der Thür hin, als Gracioso, Rosa's Liebling, ein purpurrother Indianischer Rabe, dem Albert seinen Namen deutlich aussprechen gelehrt hatte, aus der Ecke des Zimmers rief:

„Albert Werner, Albert Werner," worauf dieser zu ihm hintrat, um auch ihm Lebewohl zu sagen und ihn nochmals zu liebkosen.

Wenige Minuten später hatten die beiden Freunde ihre Rosse bestiegen und sprengten, den Zurückbleibenden ihre Abschiedsgrüße zuwinkend, auf der Straße dahin.

„Wir haben unsere Schuld bei diesem edlen jungen Mann nur um sehr Weniges verkleinert," sagte der Bischof zu Rosa, als er sie an seinem Arm zurück in das Zimmer führte; „denn was wir für ihn thaten, würden wir keinem Andern in seiner Lage verweigert haben. Wenn ich nur wüßte, auf welche Weise man ihm einen wirklichen Dienst erzeigen könnte. Er ist schwer vom Schicksal verfolgt worden, steht so allein in der Welt und fühlt sich zu Zeiten recht unglücklich. Ich habe mit ihm über seine Zukunft gesprochen, habe ihm gerathen, sich in unserm Lande niederzulassen, und ihm meine Hilfe angeboten, doch er wich mir immer aus und lehnte mit einem gewissen Stolz alle meine Anerbietungen ab. Er meinte, der Krieg würde bald wieder ausbrechen, und dann hoffe er die Carrière zu machen, die er am meisten wünsche. Er sucht den Tod, Rosa, darüber bin ich nicht mehr im Zweifel, das Leben ist ihm gleichgültig, ja ich glaube, es ist ihm eine Last. Er thut mir sehr leid, denn er ist ein Jüngling, wie man deren heut zu Tage wenige findet."

Rosa hatte schweigend auf dem Sopha Platz genommen und sah nach dem Armstuhl hin, in welchem sie gewohnt war, Albert neben sich sitzen zu sehen. Eine Thräne glänzte unter ihren schwarzen Wimpern, sie wandte sich nach dem Balkonfenster, um den Bischof die Bewegung nicht erkennen zu lassen, die ihre Brust beengte, sie sah die Gluth an dem fernen Abendhimmel, vor der sich die riesigen Zacken der Cordilleren golden erhoben, sie dachte daran, wie oft sie mit Albert ihre Blicke an jenen Höhen geweidet hatte, und die Thräne fiel wie eine krystallene Perle in ihren Schooß.

„Ich gebe es jedoch noch nicht auf, ihn zu etwas Anderem zu bestimmen," fuhr der geistliche Herr nach einer Weile fort; „ich habe mir die Sache überlegt: ich werde ihm eins meiner Güter pachtweise anbieten, und geht er darauf ein, dann soll er mir nicht entkommen, meinen Dank aus vollen Händen zu empfangen."

„O, er wird es sicher thun, ehrwürdiger Vater, denn er schwärmt für dieses Land und setzt unbedingtes Vertrauen in Sie. Er wird uns gewiß bald besuchen, und dann reden Sie ihm zu; wir müssen ihn belohnen für das, was er für uns gethan," erwiederte Rosa leidenschaftlich. „Wir danken ihm ja unser Leben," fügte sie noch hinzu, indem sie den Geistlichen bittend ansah.

Der Abend kam Beiden recht still und einsam vor, sie hatten sich hinaus auf den Balkon gesetzt, dem flie-

henden Tageslichte nachgeblickt und den Mond ernst und feierlich am Himmel aufsteigen sehen, ohne wie sonst sich über die einzelnen Schönheiten des sich schnell ändernden Colorits der Landschaft zu ihren Füßen auszusprechen, ohne mit ihren Blicken dem Flug der Königsadler zu folgen, die in weiten Kreisen zur Erde herniederstiegen, ohne sich gegenseitig die Sterne zu zeigen, wie sie einer nach dem andern zu funkeln und zu blitzen begannen. Auch das Abendessen wollte ihnen nicht munden, denn Rosa konnte Albert nicht mehr, wie sie es gewohnt war, diese oder jene Speise, die sie für ihn besonders hatte bereiten lassen, anempfehlen, die Blumen in den Vasen auf dem Tische waren nicht durch ihn gepflückt und geordnet, und es fehlte seine Aufmerksamkeit überall, mit der er sich ihr, so wie dem Bischof stets dienlich zu machen gesucht hatte.

Der Geistliche zog sich früh in sein Gemach zurück, und Rosa ging, ohne es zu wollen, nach dem großen Saal, durch dessen offene Fenster die Nachtluft kühlend einströmte, setzte sich vor das dort stehende Piano und schlug düstere, schwermüthige Accorde an, wie sie mit ihren augenblicklichen Gefühlen übereinstimmten, um ihrem Herzen dadurch Luft zu machen, was ihr durch Worte zu thun nicht vergönnt war.

Kurz vor eilf Uhr, als sie lange Zeit ohne noch zu spielen still in sich gekehrt vor dem Instrument

gesessen hatte, erhob sie sich und trat hinaus auf den Balkon.

Es war eine Nacht, so schön, so mild, so silberhell und so sternfunkelnd, wie eine Tropennacht nur sein kann, eine Nacht, wie sie ein sich verlassen und krank fühlendes Herz, wie das Rosa's in der That war, liebt; eine Nacht, wo jeder Lufthauch der Brust einen Seufzer, ein Trostwort bringt und von ihr mit sich fortnimmt, wo jeder Stern die Sehnsucht hin- und herträgt, wo die Blicke getrennter Liebenden im Monde zusammentreffen, und wo der Mensch glaubt, seinen Körper mit seinem Geiste davon fliegen lassen zu können.

In duftigem Perlenweiß und dunklem Blau lag die Gebirgsgegend in heiliger feierlicher Stille vor Rosa ausgebreitet, wie eine silberne Schlange wand sich der Fluß hin und her durch das tiefe dunkele Thal, und still und glänzend spiegelte sich das Bild des Mondes in dem nahen Weiher des Parks am Fuß des Berges, auf dem das Schloß stand. Doch der Blick der schönen Mexicanerin hing nur an jenem fernen Berge auf dem Wege nach Monterey; Albert hatte ihr die Kuppe oft gezeigt und ihr gesagt, daß an dessen Fuß sein Stationsort gelegen sei.

Rosa konnte noch nicht zur Ruhe gehen, ihr Herz war so voll, sie fühlte sich so beklommen, sie mußte ihren Gefühlen Worte geben, sie nahm die Mandoline,

hielt Gracioso, ihrem Liebling, die Hand hin und trug ihn mit sich hinunter auf die Terrasse, wo sich an deren kunstvoll gearbeitete steinerne Brüstung der Park anlehnte. Den Lieblingsvogel hatte sie neben sich auf die Brüstung gesetzt und sich selbst auf einer Marmorbank dabei niedergelassen, dann ließ sie der Mandoline süße Accorde klingen, rauschend schwirrten sie bald klagend, bald stürmisch durch die stille Nacht, und mit ihnen zogen Rosa's Lieder über Berg und Thal jener Kuppe zu, die sie so hell im Mondlicht glänzen sah.

Auch Falkland und Albert, als sie das Schloß verlassen hatten, waren stumm eine Zeitlang neben einander dahingeritten, da brach Ersterer das Schweigen und sagte:

„Man hat Sie auf dem Schlosse sehr lieb gewonnen, Werner, der alte Bischof behandelt Sie wie seinen Liebling, und der schönen Señorita Garcia sitzen Sie tief im Herzen. Einen Andern würde ich um diesen Platz beneiden. Das war kein Abschied, wie man ihn von einem Freunde nimmt."

„Doch, doch, lieber Falkland, nur Freundschaft auf mein Wort, wir hatten uns aber so an einander gewöhnt," —

„Daß Keins von Euch Beiden es gewahr worden ist, als die Liebe die Freundschaft zum Fenster hinausgeworfen hat. Lehrt mich Freundschaft von Liebe

unterscheiden," rief Falkland lachend und drückte seinem Hengst die Sporen ein. „Vorwärts, lassen Sie uns ein Wenig ausgreifen, die Bewegung wird Ihnen das Herz leichter machen und Ihnen die Soldatenmiene wiedergeben. Sie sind mir dort oben rein zum Schäfer geworden, und ich fürchtete alle Tage zu sehen, daß Sie die Büchse gegen den Hirtenstab vertauschen würden. Lassen Sie mir den Kopf nicht so hängen, ich habe es auch früher mitunter gethan und dadurch viel Schönes unbeachtet an mir vorüberziehen lassen. Geben Sie Ihrem Rappen die Zügel, der Kerl ist zu mastig geworden und hat die Schultern nicht mehr wie sonst. Sehen Sie dort, wie der Himmel glüht, die Sonne geht schon unter, und ich habe noch ein tüchtiges Stück weiter zu reiten, als Sie. Ich glaube wirklich, auch Ihrem Rappen wird es schwer, sich von der Nähe des Schlosses zu trennen."

„Wen sollte auch solch' liebevolle Behandlung, wie wir Beide dort genossen haben, nicht fesseln?" erwiederte Albert mit Seufzen.

„So ist es Recht, Freund, wenn Sie es nur eingestehen wollen, daß Liebe dabei im Spiel ist, dann werden Sie auch die Heilmittel gegen die Krankheit Ihres Herzens nicht verschmähen. Sie wissen, ich bin Arzt und kann Ihnen ein Specificum nennen, was Sie sicher heilen wird. Bieten Sie Ihrer schönen Mexica-

nerin Ihre Hand an, und bald werden Sie Beide genesen, denn auch sie leidet an derselben Krankheit."

„Lieber Falkland, Sie irren sich sehr in Rosa, es war nichts Anderes, als inniges Dankgefühl für meinen kleinen Dienst, welches sie mich so freundlich behandeln ließ. Ich bin nicht eitel genug, um zu glauben, daß ich mehr werth sei, und mein bisheriges Schicksal berechtigt mich nicht, auf ein solches Glück zu hoffen."

„Ihre Persönlichkeit aber giebt Ihnen das Recht dazu. Sie setzen kein Vertrauen in sich selbst und kennen das schöne Geschlecht noch zu wenig. Glauben Sie mir, ich sehe weiter, als Sie, und müßte mich sehr irren, wenn Sie mich nicht noch als Herr von Garcia dort bewirthen sollten."

„Scherz, Scherz, Falkland, solche Luftschlösser haben in meinem Hirn keinen Raum," erwiederte Albert und suchte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, indem er sagte: „Jetzt trabt aber mein Rappe tüchtig aus, wie er aber auch schon warm ist!"

„Ungewohnte Arbeit," erwiederte Falkland, „doch wird er nun bald wieder in Gang kommen. Der Weg nach dem Schlosse wird Ihnen manches Paar Hufeisen und dem Rappen manchen Tropfen Schweiß kosten."

Albert wurde wortkarger, die Pferde flüchtiger, und der Mond stieg über den dunkeln Gebirgen auf, als die beiden Reiter das Quartier des Lieutenants erreichten,

Falkland den bisher dort stationirten Officier mit sich fortnahm und, seinem Freunde angenehme Ruhe und rosige Träume wünschend, davon ritt.

Der Rappe war abgesattelt, in sein Nachtquartier geführt, und Albert saß unter der Veranda vor seiner Wohnung mit dem Kinn auf seine Hand gestützt und schaute in Gedanken tief versunken unbeweglich nach der Richtung hin, von welcher er gekommen war.

Der Mond stieg höher, sein Licht wurde heller, und die Gebirgsmassen in der Umgebung des Schlosses Garcia traten deutlicher gegen den besternten Himmel hervor. Albert fühlte sich so allein, so verlassen, es war noch so früh, wie sollte er die ganze lange Nacht hinbringen? Er sah sich in Gedanken im Lehnstuhl und Rosa neben sich im Sopha sitzen, er sah sich mit ihr an dem plätschernden Springbrunnen des Parkes stehen, er träumte sich neben ihr auf der Terrasse und glaubte den Silberklang ihrer Stimme und das süße Rauschen ihrer Laute zu hören; plötzlich sprang er auf, rief dem Unterofficier zu, seinen Gaul sogleich satteln zu lassen, schnallte seine Revolver um, und ehe zehn Minuten vergingen, sprengte er den Rappen auf der Straße nach dem Schlosse Garcia zurück, daß Stein und Funken unter dessen flüchtigen Hufen flogen.

Berg auf Berg ab ging es vorwärts durch das helle Mondlicht, Meile auf Meile wurde zurückgelassen,

ohne daß des Rappen Schnelligkeit sich gemindert hätte, und weiß mit Schaum bedeckt wurde das aufgeregte Thier kurz vor eilf Uhr an der Mauer des Parkes, der sich nach dem Schlosse Garcia hinaufzog, von seinem Reiter angehalten.

Albert schlang eilig den Zügel des Pferdes an einen Baum, schwang sich über die Mauer in den Park hinein und eilte mit stürmisch schlagendem Herzen auf dessen vertrauten schattigen Wegen der Terrasse zu. Schon sah er die Brüstung derselben im Mondlicht glänzen, schon erkannte er die Fenster im Schlosse, die den Gemächern seiner Freundin angehörten, als plötzlich die süße, wohlbekannte Stimme Rosa's melodisch und zauberisch durch die stille Nacht zu ihm herüberwogte. „Wenn nur Sehnsucht Flügel hätte," hörte Albert sie singen; es war sein Lieblingslied, dasselbe, womit sie ihn so oft beglückt hatte.

Er stand wie angewurzelt und lauschte; niemals vorher hatte er sie so lieblich, so bezaubernd hinreißend singen hören, niemals vorher hatten die Saiten der Mandoline so stürmisch, so schmelzend getönt!

Das Lied verklang, die letzten Accorde der Laute rauschten ihm nach, und die feierliche Ruhe der Nacht herrschte wieder ungestört um Albert, der jetzt nur noch die Schläge seines eignen Herzens hörte. Leisen Trittes schlich er näher zu der Terrasse hin, von woher das

Lied erklungen, er erreichte die Säulenreihe, aus der die Brüstung bestand, und durch sie hinspähend, fielen seine Blicke auf den Gegenstand seiner Sehnsucht, auf die theuere Freundin, auf Rosa Garcia.

Erschrocken, als habe er ein Unrecht begangen, sank er geräuschlos an der Brüstung nieder und suchte das Athmen seiner heftig bewegten Brust zu unterdrücken, da rief Gracioso, der Lieblingsvogel, zu ihm von der Mauer herabblickend laut und deutlich:

„Albert Werner, Albert Werner.“

„O, Gracioso, gutes, schönes Thier, Du weißt wohl, was mir fehlt, Du weißt es wohl, wie theuer er meinem Herzen ist. Ach, warum konnte er mich denn verlassen!“ sagte Rosa, indem sie ihren Alabasterarm auf die Brüstung legte und dem Vogel mit ihrer kleinen Hand über das glänzende Gefieder strich.

Doch Gracioso beugte seinen Kopf abermals an der Mauer hinab und rief wieder:

„Albert Werner, Albert Werner.“

„Ach, Albert denkt nicht an uns, Gracioso, er freut sich, jetzt wieder mit seinen Kameraden zusammen zu sein, er lacht und scherzt mit ihnen und weiß nicht, wie traurig, wie verlassen ich mich fühle, er kennt nicht die Sehnsucht der innigsten Liebe, mit der mein Herz mich so unwiderstehlich zu ihm hinzieht!“ sagte Rosa mit beklommener Stimme, hob ihre großen schwarzen

Augen nach Oben und senkte dann ihren kleinen Kopf auf ihren Arm.

Albert hörte deutlich die Worte, die das schöne Mädchen halblaut zu ihrem Liebling sagte, er hörte Rosa's tiefes Athmen, seine Brust war wie zusammengeschnürt, er preßte beide Hände auf sein Herz, um dessen Pochen zu unterdrücken, seine Lippen bebten, um ihren Namen zu stammeln; doch das Wort erstarb in seinem Munde, und zu ihr aufblickend, drückte er seine glühende Wange an die kühle Marmorsäule der Brüstung.

„Ach Albert,“ seufzte Rosa wieder, zu dem Sternenhimmel aufsehend.

„Rosa, himmlische, geliebte Rosa!“ rief Albert aufspringend, schwang sich über die Brüstung hin und lag im nächsten Augenblick zu des Mädchens Füßen. Er ergriff ihre zitternde Hand, preßte sie stürmisch an seine brennenden Lippen, und seine blonden Locken fielen um dieselbe in ihren Schooß.

Die Gewalt des Augenblicks hatte Rosa übermannt, bleich und bebend war sie zurück gegen die Brüstung gesunken, drückte ihre Hand auf ihren wogenden Busen und blickte zum Monde auf, als rufe sie ihn zum Zeugen dieses Augenblicks an.

„Rosa, geliebte Rosa!“ stammelte Albert wieder, sein Blick begegnete dem ihrigen, er sah Thränen unter

ihren dunkeln Wimpern glänzen, ihr Haupt fiel auf seine Schulter, und im wonnigen Taumel der ersten Liebe hielt er die schöne Mexicanerin in seinen Armen, an seiner Brust, seine Lippen brannten auf den ihrigen, Beider Thränen flossen zusammen, ihre Herzen schlugen gegen einander, die Welt um sie war für sie verschwunden, sie schwelgten in einem Himmel von Seligkeit, und der Mond, als wolle er ihr Glück der neidischen Welt verheimlichen, verbarg schon sein stilles Antlitz hinter den eisgekrönten Anden, als Gracioso die Liebenden aus ihrem Wonnetraume weckte und laut ausrief: „Albert Werner, Albert Werner!"

Die Glücklichen waren der Welt wiedergegeben, ein bleicher Streif an dem fernen Himmelsrande im Osten erschien als Vorbote des nahenden neuen Tages und mahnte die Liebenden, ihrem seligen Zusammensein ein Ziel zu setzen.

„O kehre nicht bei dem Lichte der Sonne zu mir zurück, mein Albert, der Mond ist unserer Liebe günstiger, bei der Sonne blendendem Schein konntest Du mich verlassen, der Mond hat Dich zu mir zurückgeführt. Komm, wenn die Welt wieder zur Ruhe gegangen ist, wenn nur die Liebe noch wacht und unsere Gedanken, unsere Blicke nur uns allein angehören," sagte die glückliche Rosa, ihren Geliebten in ihren Schwanenarmen zurückhaltend.

„Ich sattle, wenn der letzte rosige Schimmer auf jenen Höhen verbleicht, und harre Deiner, wenn des Mondes Licht in Deine Fenster dringt; wo soll ich Dich finden, himmlisches Mädchen?"

„Dort unten an dem Weiher, mein Geliebter, dort unter den Felsen, wo Deine Lippen meine Hand zum ersten Male berührten, dort, wo Du mir damals sagtest, daß Du Dich glücklich in meiner Nähe fühltest."

„So lebe wohl, mein Alles! sieh, wie der Berge Spitzen sich schon röthen, der ewig lange Tag bricht an, noch einen Kuß, mein Leben!"

„Noch blinken die Sterne so hell, Albert, mußt Du mich schon verlassen?"

„Der Morgen kommt, man könnte Dich im Schloß vermissen, süßester Engel; laß mich noch einmal in Deine Himmelsaugen schauen, und nun lebe wohl," sagte Albert, schlang nochmals seinen Arm um die Geliebte, schwang sich über die Brüstung in den Park und verschwand schnell vor den Blicken des ihm nachsehenden liebenden Mädchens.

Das Dämmerlicht des Morgens zitterte durch die Gebirge, als der überglückliche Albert auf seinem flüchtigen Roß die Straße entlang nach seiner Station zurückjagte, und die Sonne hatte die Höhen im Osten noch nicht überstiegen, als er seine Wohnung erreichte, seinem Pferd den Sattel abnahm, denselben auf die

Veranda warf und das erhitzte Thier nach der Einzäunung hinter dem Hause führte.

„Der Rappe ist sehr warm, Lieutenant Werner, ich will ihn tüchtig abreiben lassen," sagte Branch, der Unterofficier, indem er an seine Mütze griff; „er darf in den ersten zwei Stunden noch kein Maiskorn bekommen; Sie müssen scharf geritten sein."

„Lassen Sie ihn gut besorgen, Branch, Sie wissen, das Pferd ist mir sehr viel werth," sagte Albert zu dem Soldaten.

„Ein besseres bekommen Sie auch nicht wieder. Ich sehe Sie noch, als Sie bei Resaca des Hauptmanns Schimmel zurückbrachten, das hätten Sie auf keinem andern Gaul gekonnt."

„Ich lege mich schlafen, Branch; lassen Sie mich nicht wecken, wenn es nicht nöthig ist," sagte Albert und ging in sein Zimmer, doch nicht um zu schlafen, sondern nur um in Gedanken ungestört mit Rosa allein zu sein.

Sein Herz war so voll, er hätte die ganze Welt umarmen und Jedermann sein Glück mittheilen mögen, und doch hatte das Geheimniß, welches seine Liebe umschwebte, einen unendlichen Zauber für ihn, er sah sein ganzes Glück in seinem Herzen eingeschlossen, dort war es vor den Augen der mißgünstigen Welt versteckt, und Niemand konnte störend darnach greifen, selbst vor

dem Schicksal, das ihm früher so feindlich gewesen war, glaubte er es dort verbergen zu können.

Er ging im Zimmer auf und ab, er warf sich auf sein Lager, er sah aus dem Fenster nach der aufsteigenden Sonne hin und dachte an die vielen langen Stunden, die er noch in Ungeduld zu harren hatte, bis sie das Ende ihrer Bahn erreicht und dem ersehnten Mond das Himmelsfeld eingeräumt haben würde.

Albert konnte nirgends lange verweilen, eine glückselige Unruhe trieb ihn hin und wieder, doch wo er auch hinblickte, allenthalben stand das süße Bild seiner Liebe vor seinem Geist, allenthalben blickten ihn die großen, schönen Augen seiner Rosa so innig, so seelenvoll an. Plötzlich hörte er die Tritte eines flüchtigen Pferdes auf der Straße von Monterey her, er dachte an Falkland; der feste, sichere Tritt des Rosses war ihm bekannt, er sah aus dem Fenster und richtig, wie er gedacht hatte, es war der Hauptmann. Albert war erschrocken, der Athem stockte ihm einen Augenblick, und die Frage, ob er dem biedern Freunde sein Geheimniß verschweigen dürfe, drängte sich seinen Gedanken auf. Viel hätte er darum gegeben, wäre Falkland nur heute nicht zu ihm gekommen. Doch derselbe war schon vom Pferd gesprungen und trat zu Albert in das Zimmer, ehe dieser darüber noch zu einem Entschluß gekommen war.

„Guten Morgen, Werner, ich hoffe, Sie haben in

Ihrem neuen oder alten Quartier gut geschlafen," sagte er, Albert die Hand schüttelnd; „wenigstens frisch genug sehen Sie aus. Ich dachte, ich müßte zeitig kommen, um Sie zu Hause zu treffen, da Ihr Rappe wahrscheinlich große Sehnsucht nach Garcia hat, und heute müssen Sie mir gehören. Unsere alten Kameraden von Monterey kommen Ihnen zu Ehren heute Abend zu mir in mein Quartier, und da wollen wir auf Ihre Genesung etwas guten Pulquewein, den ich mir zugelegt habe, vertilgen. Sie reiten nach dem Frühstück mit mir, essen bei mir zu Mittag, und Abends sind wir vergnügt zusammen."

Während Falkland diese Worte sprach, trat einer der Schützen in das Zimmer und sagte zu Albert: „Der Unterofficier läßt Sie fragen, ob er Ihrem Pferde wohl schon Korn geben dürfe, es sei noch immer sehr heiß von dem Ritte."

„Soll es noch eine halbe Stunde stehen lassen. Ich würde selbst herauskommen und darnach sehen," antwortete Albert dem Soldaten mit großer Verlegenheit und winkte ihm, sich zu entfernen.

„Ihr Pferd noch warm von dem Ritt? zum Teufel auch, was für ein Ritt?" fragte Falkland, seinen Freund Werner erstaunt ansehend, da ihm die Befangenheit nicht entging, die sich auf dessen Zügen spiegelte; „Sie sind wohl wieder auf der Jaguarjagd gewesen?"

„Ich konnte nicht recht schlafen, da habe ich früh einen kleinen Ritt gemacht," antwortete Albert mit noch größerer Verwirrung, in die ihn das Gefühl des Unrechts, seinem Freunde eine Unwahrheit zu sagen, versetzte.

„Wahrscheinlich dort oben nach der Höhe hin, von wo aus man den Blick nach Garcia hat. Daß die Freundschaft doch so schlaflose Nächte erzeugen kann! Nun, ich verdenke es Ihnen nicht, Werner, Sie wissen, meine Wünsche begleiten Sie auf solchen Ritten. Lassen Sie aber dem Rappen Korn geben, denn nach dem Frühstück wollen wir reiten."

„Sie müssen mich entschuldigen, lieber Falkland, es ist mir unmöglich, Sie heute zu besuchen," antwortete Albert verlegen.

„Wie, Sie wollten alle unsere Kameraden im Stiche lassen, die Ihretwegen zu mir kommen? Das kann nur Ihr Scherz sein."

„Ich sage Ihnen die Wahrheit, Falkland, es ist mir unmöglich, und wenn der alte Taylor mich selbst commandirte, so würde ich nicht kommen. Die Ursache warum kann ich Ihnen nicht sagen," antwortete Albert mit großer Bestimmtheit und fügte dann noch hinzu: „Sie wissen, wie gern ich bei Ihnen bin, und wie ich mich freuen würde, mit unsern Freunden zusammen zu sein, aber es geht nicht."

„Nach Garcia können Sie ja jeden andern Tag reiten," sagte der Hauptmann halb verdrießlich.

„Ich werde das Haus hier den ganzen Tag nicht verlassen, Falkland, darauf mein Wort."

„Nun, ich will nicht in Ihr Geheimniß eindringen, aber leid ist mir Ihre abschlägige Antwort. Ich werde einen meiner Leute nach Monterey senden, um es unsern Freunden wissen zu lassen, damit wir die Zusammenkunft auf ein ander Mal verschieben."

Das Frühstück wurde aufgetragen, und nach Beendigung desselben bestieg der Hauptmann sein Pferd, reichte Albert die Hand und sagte: „Ich hoffe, Sie werden in kommender Nacht besser schlafen, so daß Sie Ihren Rappen nicht wieder auf einem Frühritt abzuhetzen brauchen." Dann winkte er ihm noch einmal einen freundlichen Gruß zu und eilte nach seinem Quartier zurück.

Für Albert war der Tag erschrecklich lang, die Sonne schien ihm so träge auf ihrer Bahn vorzuschreiten, die Zeiger auf seiner Uhr wollten nicht weiter rücken, und die Schatten wollten sich gar nicht verlängern. Gern wäre er hinaus in die Berge gegangen, um seine Schritte seiner Ungeduld anzupassen, und sein übervolles Herz an den Wundern der Landschaft zu laben und zu beruhigen; doch die seinem Freunde gege-

bene Versicherung, daß er während des Tags zu Hause bleiben würde, hielt ihn zurück.

Das Glück, welches ihn so gänzlich unerwartet überrascht hatte, war zu groß, zu unermeßlich, als daß er dessen Umfang hätte übersehen können, es schien ihm eine ganze Welt von Seligkeit die Brust zu füllen, in der noch gestern sein Herz traurig und kleinmüthig geschlagen hatte. Wie ein Traum stand die verwichene Nacht vor seiner Seele, doch das heftige Pochen seiner Pulse beantwortete die Frage, ob es wirklich Wahrheit sei, daß das lieblichste, das reizendste Mädchen, welches je seine Augen erblickt, ihn liebe.

Immer noch blendete die Sonne seine Augen, wenn er durch das Fenster blickte, immer noch schwebten die eisigen Spitzen der fernen Berge über deren im Purpurhauch verschwimmenden Außenlinien wie silberne Gestirne am blauen Aether, sie wollten sich immer noch nicht in die Gluth tauchen, deren Erbleichen sein Herz so sehnsüchtig erwartete, deren letzter mattrother Schimmer seiner Geliebten sagen sollte, daß er seinen Rappen bestiegen habe, daß er ihrem Herzen zueile.

Wieder und wieder ging er hinaus zu seinem Pferde, brachte ihm Brot und Zucker, strich seinen glänzend schwarzen Rücken, klopfte seinen steinfesten breiten Hals, sah ihm freundlich in die großen Augen

und drückte es liebkosend mit den weiten rothen Nüstern gegen seine Brust. Er hatte das brave Thier nie vorher so lieb gehabt, als jetzt; sollte es ihn doch seinem Glück entgegen tragen!

Endlich hatte die Sonne die fernen Höhen erreicht, feuriger und brennender färbte sich der Himmel über ihnen, und mit seiner Gluth mehrte sich die Aufregung, die Sehnsucht in Albert's Brust. Den Sattel hatte er zurecht gelegt; den Zaum daneben an die Säule der Veranda gehangen, den Gürtel mit den Revolvern hatte er umgeschnallt, bleicher und matter glühten die Spitzen der Berge, der Himmel wurde dunkel, und die Sterne fingen an zu blitzen. Fort trug er Sattel und Zaum auf den scharrenden Rappen, zog die Gurten an, schwang sich auf des Thieres breiten Rücken, und Nichts in der Welt hätte ihn eine Secunde länger zurückgehalten.

In fliegendem Lauf sauste er auf der Straße dahin, mit dem Blick auf die erbleichenden fernen Höhen, an denen auch Rosa's Augen jetzt sicher verlangend hingen.

Der traute Mond stieg auf, das Roß schnaubte, die Schaumflocken fielen von seinen Lippen auf die Straße, und den hellen Klang der Eisen unter seinen Hufen gab das Echo in den Bergen wieder, weiter und weiter zog der Reiter auf dem flüchtigen Pferde durch die stille Nacht, seine Locken wehten im leichten kühlen Winde,

doch mit seiner Sehnsucht konnte das edle Thier nicht gleichen Schritt halten. Endlich stieg das Schloß Garcia in dunklem Umriß vor Albert's spähenden Blicken auf. „Nur noch den Berg hinan, mein Rappe!" rief er dem beschäumten Liebling zu, des Parkes hohe dunkle Baumgruppen wurden sichtbar, und seine Mauer war erreicht.

Mit bebender Hand schlang der liebende Jüngling den Zügel um den Ast eines Baumes, schwang sich in den Park hinein, stürmte durch die zitternden Schatten der Bäume und blickte hinunter auf den dunkeln Spiegel des Weihers, in dessen Mitte des Mondes helle Scheibe glänzte. Weiß wie ein Nebelhauch eilte es ihm entgegen, zarte Arme öffneten sich vor ihm, und in trunkener Seligkeit lag Albert an Rosa's Herzen. Im Schatten von Magnolien und Palmen ließen sich die Glücklichen am Weiher nieder, ihren beglückenden himmlischen Gefühlen hingegeben, gab es keine andere Welt, keine Sorgen, keinen Kummer mehr für sie, kein anderer Wunsch lebte mehr in ihren Herzen, als liebend sich geliebt zu wissen, sie schwelgten in der Seligkeit reinster Liebe, und ihre Zukunft erschien ihnen eine Ewigkeit voll Wonne und unnennbaren Glücks. Lange schon hatten sich die Kuppen der Gebirge geröthet, die Vögel zwitscherten erwachend ihr Morgenlied, und das neue Tageslicht strich durch den Park, als die Lieben-

den aus ihren Träumen aufschreckten, ihre Lippen sich den Abschiedskuß reichten, und Albert zu seinem Pferde eilte, um am Schloßhof vorübersprengend seinen Heimweg anzutreten.

Zwölftes Kapitel.

Die Entdeckung, der Brief, das Brautpaar, die beglückende Nachricht, festliche Vorbereitungen, die Hochzeit, Abreise nach Galveston, Nachricht von dem Bruder, freudige Aufregung in Monterey, die Wiedervereinigung, der Zug nach der Cathedrale, die Trauung, die neue Heimath.

Die Nacht war ungewöhnlich warm gewesen, und die schwüle Luft in dem Gemach des Bischofs, welches nach dem Park zeigte, hatte ihn noch früher von seinem Lager verscheucht, als es schon seine Gewohnheit war aufzustehen.

Er war hinaus auf den Balkon getreten, um sich an der Morgenluft zu erquicken, als der laute Hufschlag eines flüchtigen Pferdes seine Aufmerksamkeit erregte, und er im nächsten Augenblick Albert Werner auf seinem Rappen erkannte, der an dem Schloßhof vorüber den Berg hinunter jagte. Fast zu gleicher Zeit wurde sein Blick nach seiner andern Seite durch die Bewegung von etwas Weißem angezogen, welches sich durch die dunkeln Baumgruppen des Parkes dem Schloß näherte.

Bald sah er, daß es eine weibliche Gestalt sei, und wenige Minuten später erkannte er seine junge Freundin und Wirthin Señorita Rosa Garcia, die eilig über die Terrasse glitt und an der Fronte des Schlosses vor seinen Augen verschwand.

„Albert Werner, mein braver junger Freund, und Rosa?“ sagte der Bischof im höchsten Grade erstaunt zu sich selbst; „ist es möglich, habe ich auch recht gesehen? Doch sicher, sie waren es Beide.“ Vor sich hinblickend, die Lippe zwischen den Fingern seiner rechten Hand haltend, stand er eine Zeit lang unbeweglich da, schüttelte und nickte abwechselnd mit dem Kopfe und sagte dann, wie zu einem Entschluß gekommen:

„Nun, der Allmächtige gebe ihnen seinen Segen, sie sind Beide gut und brav und verdienen Beide glücklich zu werden. Doch daß ich gar Nichts davon gemerkt habe, sie thaten noch so fremd beim Abschied, so ergriffen, das konnte doch unmöglich Verstellung sein. Nein, Rosa kann sich nicht verstellen.“

Lange noch ging der ehrwürdige alte Herr unter ähnlichen Selbstgesprächen in dem Zimmer auf und ab, dann sank er vor einem Christusbilde nieder, verrichtete in demüthiger Andacht sein Morgengebet und setzte sich darauf auf den Balkon hinaus, um sich in der frischen Luft an Gottes Allmacht zu erbauen.

Die Frühstückszeit kam herbei, und Linarda bat

den Bischof, sich nach dem Speisesaal zu verfügen, wo ihre junge Herrin seiner harre.

„Guten Morgen, liebe Rosa, ich hoffe, daß Sie recht gut geschlafen haben," sagte der alte Herr, indem er ihr die Hand reichte und sie freundlich, doch forschend anblickte.

Rosa schlug die Augen nieder, und eine leichte Röthe überzog ihre Wangen.

„Haben Sie gut geruht, ehrwürdiger Vater?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Ja mein Kind, nur war es sehr warm im Zimmer, weshalb ich ungewöhnlich früh aufstand."

Bei diesen Worten erhöhte sich das Roth auf Rosa's Wangen noch mehr, und da der Bischof ihre Hand festhielt und sie immer noch anblickte, so ließ sie verlegen ihren Kopf sinken.

„Señorita Rosa," rief der Lieblingsvogel seiner Herrin von deren Stuhllehne zu, auf welcher er saß, und Rosa wollte die Gelegenheit benutzen, sich den Blicken des alten Herrn zu entziehen, indem sie sich nach Gracioso umwandte und sagte:

„Ja, ich komme schon, Gracioso."

Doch der Bischof hielt ihre Hand fest in der seinigen und sagte mit milder, freundlicher Stimme zu ihr:

„Meine Tochter, wie steht es um Ihr Herz?"

„Albert Werner, Albert Werner!“ rief jetzt Gracioso, ungeduldig nach seinem Frühstück verlangend.

Rosa wurde bleich, bebte, sank vor dem Bischof nieder und verbarg schluchzend ihr Gesicht in ihrer Hand.

„Meine Tochter, Sie brauchen sich Ihrer Liebe nicht zu schämen, sie ist Ihrer würdig, und der Allmächtige gebe Ihnen und dem braven jungen Mann seinen Segen.“

Hiermit hob der würdige Geistliche das zitternde Mädchen auf, legte seine Hände segnend auf dessen Scheitel und sagte:

„Gott hat es wohl gefügt, er ist Euch gnädig gewesen, und er hat meinen innigsten Wunsch erfüllt. Meinen Segen gebe ich Ihnen von ganzem Herzen, liebe Rosa.“

Er führte seine junge Freundin darauf nach dem Sopha, setzte sich neben sie und redete so vertrauensvoll, so theilnehmend zu ihr, daß sie ihm offen und unumwunden ihr Verhältniß zu Albert mittheilte und ihm sagte, wie Alles sich zugetragen habe.

„Ich nehme den innigsten, den herzlichsten Antheil an Eurem Glück, Rosa, nur kann ich die Art und Weise nicht billigen, in der Ihr dasselbe genießt. Ich weiß es wohl, Sie haben von Jugend auf immer Ihre eigenen romantischen Wege gehabt, sonst wären Sie

nicht Rosa Garcia, nicht die Heldin von Monterey, doch jetzt muß ich Sie zwingen, die gebräuchliche Straße einzuschlagen und Ihren verheimlichten Geliebten der Welt offen als Ihren Bräutigam vorzustellen. Ich werde unsern jungen Freund alsbald hierherbescheiden, um selbst Zeuge Eurer Liebe zu sein. Nun schenken Sie mir meinen Kaffee ein, liebe Rosa, und dann werde ich unserm Lebensretter eine Epistel schreiben."

Mit der heitersten, glücklichsten Ruhe setzten sich die Beiden am Frühstückstische nieder, der Bischof führte mit großer Redseligkeit die Unterhaltung, sprach sich über die vielen ungewöhnlichen vortrefflichen Eigenschaften Albert's aus, rühmte seine Talente, seine Fähigkeiten und schloß damit, daß er ihn liebe, wie ein Vater seinen Sohn, und sich glücklich fühle, daß Dieser dereinst der Erbe seiner Besitzungen werden würde.

Rosa dagegen war stumm in ihrem Glück, sie drückte wiederholt ihrem väterlichen Freund die Hand, sie preßte ihre Lippen auf dieselbe, und Thränen der Freude stahlen sich unter ihren dunkeln Wimpern hervor.

Nach dem Frühstück begab sich der Bischof in sein Zimmer, schrieb an Albert und sandte den Brief dann sofort durch einen reitenden Boten an denselben ab.

Albert Werner war trotz aller Aufregung, trotz der

tausend zauberischen Bilder seines Glücks, die seine Phantasie durchkreuzten, auf seinem Bett in tiefen Schlaf gesunken, nachdem er den Unterofficier bedeutet hatte, daß er ihn nur dann wecken möge, wenn es wirklich nöthig sein sollte.

Branch saß im Schatten der Veranda vor dem Hause Albert's und putzte das Schloß eines seiner Revolver, als ein Mexicaner auf der Straße zu ihm herangeritten kam und ihn in Englischer Sprache nach dem Lieutenant Werner fragte.

„Der ist nicht zu sprechen," antwortete der Unterofficier kurz und setzte seine Arbeit fort.

„Ich habe einen Brief an ihn, den ich ihm selbst geben muß," sagte der Reiter.

„Dann müßt Ihr warten, bis er erwacht ist, er schläft und darf nicht geweckt werden."

„Der Brief hat aber die größte Eile und ist für den Herrn Lieutenant von Wichtigkeit," bemerkte der Mexicaner.

„Wenn dem so ist, so will ich ihn wecken, habt Ihr aber eine Lüge gesagt, so soll Eure Haut dafür herhalten. Von wo kommt Ihr?" antwortete Branch.

„Von dem Schlosse Garcia," erwiederte der Bote. Der Unterofficier legte seine Waffe und sein Putzzeug auf die Bank und begab sich in Albert's Zimmer.

„Herr Lieutenant," sagte er zu dem schlafenden jun=

gen Mann; doch dieser gab ihm keine Antwort. „Herr Lieutenant Werner, es will Sie Jemand eilig sprechen," sagte Brand, indem er denselben bei der Schulter faßte und ihn rüttelte.

„Was giebt's, Brand?" fragte Albert aufschreckend und sich mit der Hand über die Augen fahrend.

„Ein Kerl wartet draußen auf Sie, um Ihnen einen Brief zu geben."

„Ei, Ihr hättet ihn sollen warten lassen, ich sagte Euch doch, Ihr solltet mich nicht unnöthig wecken. Er kommt wohl von Monterey?" sagte der Lieutenant ärgerlich und wandte sich auf die Seite, um weiter zu schlafen.

„Von dem Schlosse Garcia kommt er, wie er sagt," antwortete der Unterofficier.

Mit einem Satze war Albert von seinem Lager aufgesprungen, rannte zum Zimmer hinaus und hatte den Boten schon erreicht, ehe Brand sich nur umwandte, um ihm zu folgen.

„Den Brief, Antonio," rief er dem Reiter zu, indem er die Hand nach ihm hinhielt; „doch Alles wohl auf dem Schlosse? Nichts vorgefallen?"

„Alles wohl, Herr Lieutenant Werner, und tausend Grüße mit dem Briefe," erwiederte der Bote, indem er das Schreiben aus der Tasche seiner schwarzen Sammetjacke hervorzog und es Albert hinreichte.

Mit großer Hast riß dieser das Siegel des Briefes auf, entfaltete denselben und las:

„Der glückliche Geliebte Albert Werner wird gebeten, sich alsbald auf dem Schlosse Garcia einzufinden, um sich seinem väterlichen Freunde, dem Bischof von Monterey, als Bräutigam vorzustellen.“

Auf Albert's Wangen war beim Lesen dieser Zeilen die frische Röthe für einen Augenblick verschwunden, dann trat sie aber um so heftiger hervor und stieg bis unter die reichen Locken, die seine Schläfe umwogten. Er stand eine Minute in die Größe seines Glückes vertieft schweigend da und blickte auf das Papier in seiner Hand. Dann sah er entschlossen zu dem Reiter auf und sagte zu ihm: „Reite zurück, Antonio, empfiehl mich Deiner Herrin und dem Bischof und sage ihnen, daß ich der gütigen Einladung bald folgen würde,“ worauf der Mexicaner seinen Hut zog, sein Pferd umwandte und eilig auf der Straße zurückritt.

Die Ungewißheit, auf welche Weise der ehrwürdige Geistliche in den Besitz des Geheimnisses der beiden Liebenden gekommen war, machte Albert zwar unruhig und verlegen, doch Dessen so klar und unumwunden ausgesprochene Einwilligung in seine Verbindung mit Rosa beglückte ihn unaussprechlich, da letztere sowohl, als auch er selbst den alten Herrn wie einen zweiten Vater verehrten und liebten.

Des Lieutenant's Toilette war bald gemacht, seine Locken geordnet und der Rappe gesattelt, doch diesmal ging der Ritt nicht so rasch von Statten, als am Abend vorher.

Je näher Albert dem Ziel seiner Wünsche kam, desto weniger eilte das Pferd, und desto mehr verwirrende Fragen, was wohl zwischen dem Bischof und seiner Geliebten vorgefallen sein könnte, durchkreuzten des Reiters Gedanken. Doch über den einen, für ihn wesentlichsten Punkt hatte er ja Gewißheit, er hatte keine Hindernisse zu erwarten, im Gegentheil, man wollte ihn nur der Vollkommenheit seines Glücks noch näher bringen.

Den Fuß des Berges, auf dem das Schloß stand, hatte er erreicht, und jetzt war alle Bangigkeit, alle Beklommenheit aus Albert's Brust verschwunden, er sollte in wenigen Minuten seine Rosa wiedersehen, er sollte sie offen vor der Welt an sein Herz drücken dürfen, und beide Sporen in die Flanken seines Rosses drückend, sprengte er dem beseligenden Augenblick des Wiedersehens entgegen.

Das eiserne Gitterthor vor dem Schloßhof stand weit offen, ein Paar Secunden brachten Albert bis an die hohe Marmortreppe, wo er an Antonio sein Pferd abgab, er sprang in die Rotunde und mit offenen Armen flog ihm Rosa, dem Bischof vorauseilend, entgegen,

warf sich ihm mit dem Ausruf: „Mein Albert!“ an die Brust, und der Geistliche trat zu ihnen und legte seine zitternden Hände auf die Häupter der Glücklichen.

„So, meine Kinder,“ sagte er mit vor Freude bebender Stimme, „nun habt Ihr das Recht, Euch gegenseitig anzugehören, Ihr dürft stolz auf Eure Liebe sein, Ihr seid einander würdig, der gnädige Gott gebe Euch seinen Segen. Kommt meine Theuren, gönnt Euch jetzt Ruhe, laßt den Sturm Eurer Gefühle sich mildern, Ihr sollt ja für Eure ganze Lebenszeit verbunden sein.“

Mit diesen Worten trat der Bischof zwischen die Liebenden, erfaßte ihre Hände und führte sie hinauf in Rosa's Gemach, wo sie sich in dem Sopha, welches so oft Zeuge ihrer damals noch nicht durch Worte ausgesprochenen gegenseitigen Zuneigung gewesen war, zusammen niederließen, während der Geistliche ihnen gegenüber in dem Armstuhl Platz nahm.

Eine Welt, ein Himmel voll unbegrenzter Seligkeit umgab das junge Paar, weder Albert noch Rosa hatten Worte, um den Andrang der Gefühle, die sich ihrer so unerwartet, so beglückend bemächtigt hatten, einen Ausdruck zu geben; mit freudigem seelenvollem Lächeln hielten sie ihre Hände in einander fest, mit wonnestrahlenden Blicken begegneten sich ihre Augen, und Thränen der Freude glänzten unter deren Wimpern.

Mit dem Ausdruck innigster, wärmster Theilnahme

und Zufriedenheit ließ ihr würdiger Freund, der Bischof, seine Blicke auf ihnen ruhen, und es wurde ihm selbst schwer, eine Unterhaltung einzuleiten, da auch seine Gedanken in dem Strom stummen Glücks, der die Liebenden umgab, mit fortgerissen wurden. Er sprach von Nachrichten, die er aus Monterey erhalten, daß dort die Sicherheit der Person und des Eigenthums sich nach und nach wieder einzufinden schien, so daß er bald dorthin zurückkehren könne; von Einrichtungen und Ausbesserungen, die hier auf dem Schlosse gemacht werden müßten; von den politischen wirren Zuständen in der Stadt Mexico; doch immer brach der Faden seiner Unterhaltung wieder ab, und alle Antwort, die er von dem jungen Brautpaar erhielt, waren freundliche Blicke, welche aussprachen, daß sie kaum gehört, was er gesagt hatte.

Plötzlich aber erklangen in dem Hofe die Hufschläge eines Rosses, es kamen Fußtritte über die Treppe herauf, wenige Augenblicke später öffnete sich die Thür, und Falkland trat in das Zimmer.

„Ich werde meinem Lieutenant wohl Jemanden beigeben müssen, der in dessen Verhinderung seinen Dienst versieht; am Liebsten wäre es mir, wenn er sich selbst einen Solchen wählen wollte," sagte Falkland scherzend, indem er lächelnd auf Rosa blickte.

„Ich bin Ihrem Wunsche schon zuvorgekommen,

lieber Falkland, und stelle Ihnen hiermit meine geliebte Braut vor," antwortete Albert, indem er Rosa's Hand ergriff und seine Lippen darauf drückte.

„Glück auf und meine innigsten, meine heißesten Wünsche dazu," rief der Hauptmann in freudiger Ueberraschung, küßte der schönen, erröthenden Rosa die zarte Hand und schüttelte dann herzlich die seines Freundes.

„So habe ich doch Recht gehabt, Werner, und weiter geblickt, als Sie, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie noch Vieles im Leben gewinnen könnten, doch wußte ich damals nicht, daß dies Vieles die Perle, den Stolz Mexico's betreffen würde," sagte Falkland mit einer Verbeugung gegen Rosa und fuhr dann zu seinem Freunde gewandt fort: „Ich komme aber in der Eigenschaft eines Couriers zu Ihnen, um Ihnen eine eilige Depesche zu überbringen, die ich nach Ihrem Quartier trug und, weil ich Sie dort nicht traf, nun selbst hierher beförderte, um sie Ihnen eigenhändig zu überliefern. Es ist ein Brief aus Galveston in Texas, der mit Depeschen nach Monterey gekommen ist und mir heute früh von unserem Commandeur zugesandt wurde. Hoffentlich bringt er Ihnen frohe Nachrichten."

Bei diesen Worten hatte der Hauptmann ein Schreiben hervorgezogen und reichte dasselbe Albert hin.

Der Name Galveston und Texas hatte den freudestrahlenden Ausdruck von des Lieutenant's Zügen ver-

jagt und den des Ernstes und der trüben Erinnerung auf dieselben gedrückt.

Albert nahm schweigend den Brief aus des Freundes Hand, schritt damit zu dem Fenster hin und erbrach zögernd das Siegel.

Aus dem Schreiben fiel ein zweites in Albert's Hände, welches er umkehrte, um dessen Aufschrift zu lesen.

„Alle Heiligen!“ schrie er plötzlich, „Mathilden's Handschrift!“ riß das Siegel des Papiers auf und entfaltete es mit zitternden Händen.

„Gerechter Gott, es ist von Mathilden, von meiner theuern, meiner geliebten Schwester,“ schrie er gänzlich außer sich und warf sich schluchzend, sein Gesicht in dem Papierblatt verbergend, in das Sopha.

Rosa war zu ihm hingeeilt, hatte ihren Arm um seinen Nacken geschlungen und ließ ihre Thränen gleichfalls auf das Papier fallen, welches diesen Sturm in den Gefühlen ihres Geliebten hervorgebracht hatte.

Auch der Bischof war hinzugetreten, legte seine Hand freundlich auf Albert's Schulter und sagte mit ruhiger, theilnahmsvoller Stimme zu ihm: „Mein junger Freund, weder von der Freude, noch von dem Leid dürfen wir uns so überwältigen lassen, seien Sie stark und tragen Sie, wie es dem Manne geziemt, was auch der Brief enthalten möge.“

„Es ist Glück, höchstes, unaussprechlichstes Glück,

was mir zu Theil geworden ist, meine Schwester, meine gute, meine liebe Mathilde, die ich todt geglaubt, und die ich mit blutendem Herzen betrauert habe, sie lebt!" sagte Albert weinend und schluchzend und wischte die Thränen von seinen Augen, um die geliebten Schriftzüge erkennen zu können, doch umsonst, die Zähren strömten unaufhaltsam unter seinen Wimpern hervor, und er hielt das Schreiben noch lange in seiner Hand, ehe es ihm möglich war, dessen Inhalt zu lesen.

Der Brief war wirklich von Mathilden; Stein hatte ihn in den seinigen an Albert eingeschlossen und ihn nach Monterey an dessen Regiment gesandt.

Mathilde theilte Albert darin mit, auf welche Weise die Vorsehung sie erhalten und den guten Harmuth's zugeführt habe, sagte ihm, wie unendlich viel Freundschaft und Wohlthaten diese Leute ihr erzeigt, und machte ihn mit dem Glück bekannt, welches sie in der Liebe ihres alten gemeinschaftlichen Freundes Stein gefunden habe, dessen Frau sie nun bald zu werden hoffe.

„Mathilde lebt, Gott, wie verdiene ich so viel Gutes, so viel Gnade!" sagte Albert, seine Hände zusammenschlagend und seine thränenfeuchten Blicke nach Oben hebend. „Hier gesegnet mit der Liebe des besten, des süßesten Mädchens," fuhr er fort, indem er seinen Arm um Rosa legte, „und nun auch mit meiner längst todt geglaubten, lieben Schwester wieder beschenkt!

O Allmächtiger! Deine Barmherzigkeit, Deine Liebe ist unendlich!"

„Im Glück dankbar und nicht übermüthig und im Unglück vertrauend und unverzagt, ist eine goldene Regel, mein junger Freund," sagte der Bischof zu Albert, und Falkland hatte schweigend des jungen Mannes Hand ergriffen, drückte sie ihm herzinnig und sagte ihm durch seinen Blick, wie sehr auch er Antheil an dieser frohen Botschaft nehme.

Während in dem hohen, prachtvollen Schlosse Garcia Glück und Freude lebte und sich auf den Zügen eines Jeden seiner Bewohner kund that, war auch die heitere, stille Ruhe, die stets in der bescheidenen, ländlichen Wohnung Harmuth's heimisch gewesen war, durch ein regeres, geschäftigeres Treiben verdrängt worden, welches sich in den rührigen Bewegungen der Mitglieder dieser Familie äußerte und durch deren freudestrahlende Mienen als die Folge eines glücklichen Ereignisses bezeichnet wurde.

Das zwar stets saubere Haus war von dem Boden bis in den Keller auf's Neue gereinigt und seine Zimmer mit den besten Vorhängen decorirt worden, in dem Parlour waren die schützenden weißen, baumwollenen Ueberzüge von den Möbeln abgenommen, damit dieselben ihr Paradekleid sehen lassen möchten, die Spiegel waren hell und klar geputzt, und alle Gemächer waren mit den schönsten Blumen geschmückt.

Die Küche prangte mit ihren blitzenden und funkelnden Kochgeschirren, das Feuer auf der blanken Eisenplatte des Heerdes flackerte lustig; Madame Harmuth, Auguste, sowie auch Mathilde waren mit den guten Hauskleidern angethan und hatten blendend weiße Schürzen mit gestickten Rändern vorgebunden.

Die würdige Hausfrau, an deren kräftigen Armen die Aermel zurückgeschlagen waren, stand beschäftigt, in einem großen Napf Teig zu bereiten, und gab von Zeit zu Zeit den beiden Mädchen ihre Befehle und Winke, nach welcher Richtung hin dieselben ihre Thätigkeit verwenden sollten; es wurden Kuchen aus dem Ofen genommen, andere hineingeschoben, wieder andere mit Zucker überstreut und aus der Küche nach einem der Zimmer getragen, wo auf einem Tische schon eine Menge des herrlichsten Gebäcks aufgestellt war.

Die ältesten Söhne Harmuth's beschäftigten sich in der Nähe des Flusses hinter dem Hause damit, zwei feiste Hirsche zu zerwirken und die Braten davon recht sauber und nett zuzuschneiden, während die jüngern einige stolze wilde Welschen von ihren Federn befreiten und sie für die Küche zubereiteten.

Der alte Harmuth ging mit seiner Pfeife im Munde und den Händen in den weiten Rocktaschen mit glücklich zufriedener Miene unter der Veranda auf und ab und blickte von Zeit zu Zeit auf der Straße hin, die

nach Victoria führte. Morgen sollte Mathilden's Hochzeit sein. Stein, der Bräutigam, wurde von Stunde zu Stunde erwartet.

Oft kam Mathilde mit einer Frage zu dem alten Harmuth auf die Veranda und sah, während sie zu ihm sprach, verlangend auf der Straße hin, von woher der biedere, geliebte Stein kommen sollte, doch die Sonne hatte sich schon hinter den hohen Bäumen am Flusse versteckt, und der Ersehnte war noch nicht erschienen.

Die Frauenzimmer beschäftigten sich in der Dämmerung noch in der Küche, um die gebrauchten Geschirre wieder zu säubern und an ihre Plätze zu bringen, als plötzlich das Krachen von Büchsen, Flinten und Pistolen das Haus erschütterte, der jubelnde Ton einiger Hifthörner dazwischen tönte und ein lautes Hurrah vor dem Gebäude erscholl. Es war ein Freudengruß, den die jungen Harmuth's dem nahenden Bräutigam entgegensandten, und wenige Minuten später stieg Stein vor der Einzäunung von seinem großen Virginier und eilte seiner ihm entgegenkommenden Braut in die Arme. Harmuth's bewillkommneten ihn darauf sämmtlich in gleicher herzinniger Weise, wobei manche Thräne des Glücks vergossen wurde. Alle ohne Unterschied bemühten sich, ihm ihre Freude über seine Ankunft zu bezeugen, Jedes wollte seine Hand wieder

drücken, und um ihn gedrängt, führte man ihn in das Gesellschaftszimmer, wo er an der Seite Mathilden's den Ehrenplatz im Sopha einnehmen mußte. Hier wurden nun die unbedeutenden Ereignisse, die beide Theile während ihres Getrenntseins betroffen hatten, ausgetauscht, und bald trat Madame Harmuth ein, um zu dem Abendessen einzuladen.

Das Speisezimmer war festlich geschmückt, die herrlichsten Blumen prangten auf dem Tische und über dem Kamin, und die Tafel war reich mit duftenden Speisen besetzt. Deutscher Wein perlte in den Gläsern, und zu Ende des Mahles holte der alte Harmuth zur Ueberraschung der Anwesenden noch Champagner herbei, den er heimlich hatte kommen lassen. Freude und Fröhlichkeit herrschte in dieser glücklich zufriedenen Versammlung, und gegen die früher nie gestörte Hausregel war es nach Mitternacht geworden, ehe Madame Harmuth sich erhob und daran erinnerte, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben.

Der Morgen, der für die ganze Familie einen wahren Festtag brachte, erschien heiter und wolkenlos; in froher festlicher Stimmung begrüßten sich unter einander deren Mitglieder und ihr geliebter Gast. Obgleich sie sämmtlich freudig und vergnügt gestimmt erschienen, so war doch eine ernste Feierlichkeit an ihnen nicht zu verkennen, die sich mit dem Vorschreiten des Tages

steigerte, und mit liebevoller, mütterlicher Zärtlichkeit nahm Madame Harmuth nach dem Frühstück Mathilden mit sich in ihr Zimmer, um sie mit Hilfe Augusten's für die nahe Trauung zu schmücken.

Gegen zehn Uhr kam ein zweirädriger leichter Wagen mit hohem Verdeck, der nur Raum für eine Person hatte, vor das Haus gefahren; Herr Brighton, der Friedensrichter aus der Nachbarschaft, stieg aus demselben hervor und wurde von dem alten Harmuth auf das Herzlichste bewillkommnet.

„Es ist das erste Mal, mein Freund Brighton, daß Sie in Amt und Würden in meinem Hause erscheinen," sagte Harmuth, den Squire nach dem Gesellschaftszimmer führend; „möge es immer nur bei solch erfreulichen Gelegenheiten der Fall sein, wie es die heutige ist."

„Der Bräutigam glücklich angekommen?" fragte der Squire, indem er die weiße Halsbinde in die Höhe und die gleichfarbige Weste nach Unten zog; „gestern Vormittag war er noch nicht erschienen, wie mir mein Sohn sagte, der, einige meiner Milchkühe nach Hause treibend, hier einen Augenblick anhielt, um Ihren Söhnen einen guten Morgen zu wünschen."

„Er kam gestern Abend wohlbehalten hier an, und was das glücklich anbetrifft, so braucht man nur seine liebe Braut zu kennen, um darüber sicher zu sein," ant-

wortete Harmuth, führte seinen Freund und Nachbar zu dem Credenztisch und sagte:

„Was trinken Sie? Hier ist Portwein, Madeira und Brandy. Wir wollen auf das Glück der jungen Leute trinken."

„Ich halte es mit Ihrem Portwein, den müssen Sie aus guter Quelle haben."

„Ein Geschenk von meinem Freund Stein, und der hat für seine Freunde immer nur das Beste," antwortete Harmuth, indem er für sich selbst einen Schluck des alten Cognac's in das Glas goß und Wasser hinzufügte.

Nachdem die beiden Freunde mit einer Verbeugung gegen einander ihre Gläser geleert hatten, reichte Harmuth dem Friedensrichter eine Cigarre, bat ihn, an dem Fenster Platz zu nehmen, und in kurzer Zeit war ihre Unterhaltung über ihre Ländereien, ihre Gärten, ihr Vieh und Pferde in vollem Gange, so daß sie nicht bemerkten, daß Stein zu ihnen getreten war, bis dieser dem Squire, den er bei seinem ersten Aufenthalt hier kennen gelernt hatte, guten Morgen bot und ihm freundlich die Hand reichte.

„Herzlich willkommen, verehrtester Freund," sagte Brighton zu Stein, „und meine allerbesten Wünsche zu ihrem nahe bevorstehenden Glück. Sie haben Etwas auf sich warten lassen."

„Die Sonne war gar zu heiß, um in der Mittagszeit zu reiten," antwortete Stein, „doch habe ich mich wohl vorgesehen, daß ich noch bei guter Zeit ankam."

Er hatte sich zu Harmuth und dem Squire gesetzt, und wohl eine halbe Stunde war in traulicher Unterhaltung verflossen, als die Thür sich öffnete und Mathilde in ihrem Brautschmuck, von Madame Harmuth und Augusten geführt, schön, herrlich und liebreizend in das Zimmer trat.

Sie trug ein weißes Kleid mit gleichfarbigen Atlasschleifen und schönen Spitzen besetzt, doch die Farbe desselben verblich gegen die blendend weiße zarte Haut ihres Nackens und ihrer Arme, welche mit einem werthvollen Schmuck von hellblauen Steinen geziert waren. Aus dem durchsichtigen Besatz über ihrem vollen Busen blickte bescheiden ein Myrthensträußchen hervor und wurde von den reichen blonden Locken umwogt, die zu beiden Seiten ihres lieblichen Gesichts seidenartig glänzend herabfielen, während der Scheitel ihres schönen goldigen Haares mit einem Myrthenkranz umschlungen war.

Mit überströmend innigen Gefühlen wurde sie von ihrem Bräutigam begrüßt; Vater Harmuth drückte mit feuchten Augen seine Lippen auf der Pflegetochter schöne Stirn, der Squire nahte sich ihr staunend und überrascht, als er sie bewillkommnete, und die Söhne Har=

muth's, die sich nun gleichfalls eingefunden hatten, konnten ihre Blicke nicht von ihr abwenden.

Nach allgemeiner herzlicher Begrüßung sollte zur Trauung geschritten werden. Mathilde schlug bebend und erröthend ihre großen himmelblauen Augen nieder; als Madame Harmuth sie vor den weißgedeckten Tisch führte, während Vater Harmuth mit Stein an ihre Seite trat und der Squire sich mit dem Gesetzbuch in der Hand ihnen gegenüber stellte.

Die Söhne Harmuth's hatten sich ihnen angereiht und einige Neger, das Eigenthum der Familie, standen sauber gekleidet mit glücklich frohen Mienen in einiger Entfernung, um der Trauung der auch von ihnen geliebten Mathilde beizuwohnen.

Der Squire las den Verlobten nun die Trauungsformel vor, fragte sie, ob sie einander als Mann und Frau angehören wollten, und als Beide die Frage mit Ja beantwortet hatten, erklärte er sie im Namen des Gesetzes für verheirathet. Die Ringe wurden gewechselt, der glückliche Stein schloß seine eben so glückliche junge Frau in seine Arme und dann sanken sie, so wie alle Anwesenden auf die Kniee und folgten andächtig dem Gebet, welches Squire Brighton mit vieler Feierlichkeit hersagte.

Madame Harmuth drückte die junge Frau zuerst an ihr mütterliches Herz, indem sie ihren Segen und

ihre heißesten Glückwünsche aussprach, dann empfing sie Vater Harmuth in seinen Armen, und so ging sie von Brust zu Brust durch die ganze Familie, bis sie der glückliche Stein wieder an sein ehrliches braves Herz schloß. Es war ein Augenblick tiefster Bewegung und seelenvollster Rührung, womit die guten Harmuth's von der Tochter, von der Schwester Abschied nahmen, um sie aus dem Schutz, aus der liebevollen Fürsorge, die sie auf die Verwaiste so unbegrenzt verwandt hatten, zu entlassen und der Sorge eines ihr jetzt näherstehenden Herzens zu überweisen. Doch die Thränen der Rührung waren auch Freudenthränen, die bald trockneten und Heiterkeit und Frohsinn auf den Zügen derer, die sie vergossen hatten, zurückließen.

Fröhlichkeit und Scherz trat an die Stelle des Ernstes, der alte Harmuth meinte binnen Jahresfrist einer Einladung Stein's nach Galveston folgen zu müssen, der älteste Sohn erwähnte seines Rechtes, der jungen Frau nach dem Abendbrod das Strumpfband zu rauben, und unter Lachen und Jubeln wurde das junge Ehepaar geneckt.

Gegen Mittag trabte eine mächtige alte Stute mit einem Mann, einer Frau und einem kleinen Mädchen auf ihrem breiten Rücken zu der Farm heran und hielt vor dem Eingang der Einzäunung still. Es war dies

eine Harmuth's befreundete Nachbarfamilie, die deren Einladung, mit ihnen zu speisen, Folge zu leisten kam. Noch andere Freunde aus der Umgegend fanden sich bald zu gleichem Zwecke ein, und kaum konnte der große, schwer beladene Eßtisch alle die Gäste fassen, die sich in frohster Stimmung um ihn reihten.

Mit Stolz blickte Madame Harmuth auf die kostbaren Gerichte, die herrlichen Braten, die schön gerathenen Kuchen, die nach und nach aufgetragen wurden, und freute sich, wie es ihren Gästen so vortrefflich schmeckte. Der Wein wurde nicht gespart, und der schäumende Champagner, welches Getränk die Meisten der Anwesenden bisher nur dem Namen nach gekannt hatten, versetzte die ganze Gesellschaft in eine übersprudelnd lustige Stimmung.

Nach Tisch wurde unter der Veranda Kaffee getrunken, dann wurde eine Promenade in den Garten und am Fluß hin gemacht, und Abends waren Alle wieder um den Eßtisch versammelt, um abermals der Kochkunst der Hausfrau Ehre anzuthun.

Erst nach eilf Uhr bestiegen die Gäste aus der Nachbarschaft ihre Reitthiere und zogen umnebelt von den Freuden dieses herrlichen Tages ihrer Heimath zu; Madame Harmuth begleitete die junge Frau mit innigster Rührung nach dem festlich geschmückten Braut-

gemach, auch war bald das letzte Licht in der friedlichen Wohnung verschwunden, und die Engel der Ruhe und der Liebe schwebten durch ihre Gemächer.

Einige Wochen noch verweilte Stein mit seiner jungen Frau in glücklicher Zufriedenheit bei den biedern Harmuth's, dann wurde auf baldiges Wiedersehen Abschied genommen, die jungen Eheleute traten ihre Reise nach Galveston über Houston an, wohin Conrad Harmuth sie im Wagen beförderte, und von dort trug sie dann das Dampfboot wohlbehalten bis zu dem Ziel ihrer Reise.

Jetzt erst begann Stein's eigentliches Glück, es schien sich mit jeder Stunde seines Zusammenlebens mit der vortrefflichen Mathilde zu mehren, und er sah seine wüste, einsame Junggesellenwohnung in ein kleines Paradies umgewandelt, in welchem ihn nach vollbrachter Tagesarbeit seine engelsüße junge Frau die Welt außerhalb desselben vergessen ließ. Beider Glück sollte nach kurzer Zeit noch durch den Empfang eines Briefes von Albert erhöht werden, worin derselbe seine namenlos beseligenden Gefühle über die Rettung Mathilden's aussprach und den jungen Eheleuten seine bevorstehende Verbindung mit Rosa anzeigte, welcher beizuwohnen er sie dringend einlud.

In Monterey hatte die Kunde von der Verlobung Albert's mit der schönen reichen Rosa, dem Liebling

des Volkes, außerordentlich viel Aufsehen gemacht und sowohl unter den Mexicanern, als auch unter den Amerikanern große Theilnahme erregt. Wenn auch die Gefühle der Erstern dem Namen eines Amerikanischen Soldaten leidenschaftlich wiederstrebten, so hingen diese Leute doch mit solcher Liebe, mit solcher Hingebung an der gefeierten Rosa, daß sie den tief eingewurzelten Haß gegen den Fremdling in ihrem Herzen unterdrückten, zumal, da er als Retter ihrer Heldin dastand, mit ihnen einen Glauben hatte und namentlich kein geborener Amerikaner, sondern ein Deutscher war.

Die Amerikaner dagegen sahen darin einen neuen Sieg, einen neuen Triumph über die Mexicaner, daß einer ihrer Officiere das hochstehende reiche Mädchen, auf welches das Volk mit höchstem Stolz, mit wahrer Verehrung blickte, zur Gemahlin bekommen sollte.

Der Bischof war in seinen Palast in Monterey zurückgekehrt, Rosa hatte gleichfalls ihre prachtvolle Wohnung daselbst bezogen, und Albert war auf Veranlassung Falkland's auch nach dieser Stadt verlegt worden.

Die öffentliche Trauung dieser beiden Glücklichen sollte in der Kürze Statt finden, und die Vorbereitungen zu derselben wurden eifrigst betrieben. Es war ein großer Festtag, dem man durch diesen kirchlichen Akt in Monterey entgegensah, und Jedermann bereitete sich

vor, denselben feierlich und durch persönliche Theilnahme zu begehen.

Der Tag vor dem zur Trauung bestimmten neigte sich, die Sonne hatte einen glühenden Abschiedsgruß über die goldbesäumten Gebirge auf die Stadt gesandt, und Rosa saß mit ihrem Geliebten auf dem Balkon ihres Palastes und blickte dem scheidenden Gestirn, dessen Wiedererscheinen den glücklichsten Tag ihres Lebens bringen sollte, feierlich und tief bewegt nach.

Da kamen zwei Personen, eine junge Frau am Arme eines Mannes, die der Kleidung und ihren umherwandernden Blicken nach Fremde sein mußten, in der breiten Straße dahergeschritten, indem sie einem Mexicaner folgten, der sichtbarlich ihnen vorausging, um sie an das gewünschte Ziel zu führen.

Sie hatten das Haus Rosa's bis auf kurze Entfernung erreicht, als der Führer sich zu ihnen umwandte und, zu ihnen redend, mit der Hand nach demselben hindeutete. Die fremde Dame richtete ihre Blicke nach Rosa's Wohnung, sah nach dem Balkon hinauf, riß sich mit einem Freudenschrei von ihrem Begleiter los, Albert erkannte in ihr seine Schwester Mathilde, stürzte ihr entgegen und preßte sie wenige Augenblicke später an sein stürmisch schlagendes Herz. In ihren Armen verschlungen, weinend und schluchzend standen

sie in dem Eingang des Hauses, ohne Worte, ohne Blicke, ohne Gefühl für ihre Umgebung, als Stein und Rosa tief ergriffen zu ihnen getreten waren, sie durch Theilnahme an ihrem überwältigenden Glücke beruhigten und sie hinauf in die Gemächer des Hauses führten.

Das Glück der vier jungen Leute kannte keine Grenzen, wieder und wieder fielen sie sich weinend in die Arme, und einem Jeden von ihnen strömte das Herz in freudigen wonnigen Gefühlen über.

Noch spät saßen sie auf dem luftigen Balkon im glücklichen Verein zusammen, sahen den vollen Mond groß und majestätisch über den dunkeln Gebirgen aufsteigen, und Rosa und Albert blickten sich bei dessen Erscheinen bedeutsam an, als wollten sie gegenseitig ihre Erinnerung auf diesen ihren Freund lenken.

Die Glocken von sämmtlichen Kirchen Monterey's verkündeten beim anbrechenden Morgen dessen Bewohnern, daß der ersehnte Festtag erschienen sei. Heiter und golden stieg die Sonne auf, kein Wölkchen zeigte sich am durchsichtig blauen Aether, und eine erquickend bewegte Luft zog durch die Stadt, die sich ungewöhnlich früh belebt hatte. Die Straßen auf dem Wege von dem Palaste Rosa Garcia's nach der Cathedrale waren es namentlich, wo sich schon früh viele Leute eingefun-

den hatten, theils beschäftigt, dieselben zu reinigen, theils aber neugierig zusehend oder ihre Blicke nach den Fenstern der Häuser richtend, aus denen die reichsten kostbarsten Teppiche hervorgehangen wurden, vor denen Riesenguirlanden von den wundervollsten Blumen erschienen, und die über die Straße hin durch Laubgewinde verbunden wurden. Jedermann, dem man begegnete, zeigte durch seine Kleidung sowohl, als auch durch seine Miene, daß es heute Festtag war, und in den Fensteröffnungen, so wie auf den unzähligen Balkons zeigten sich allenthalben reich geschmückte Damen. Das Leben in den Straßen nahm von Viertelstunde zu Viertelstunde zu, das Gedränge wurde immer größer, und bald war es nur eine hin- und herwogende Menschenmasse, die den Weg füllte. Reich und arm, in Sammet und Seide gekleidet, in armseliger, doch reinlicher Tracht, Alt und Jung, kräftige und gebrechliche Personen, drängten sich durcheinander hin, doch ein feierliches Schweigen ruhte auf der versammelten Menge, nirgends wurde ein lautes Wort gehört, und wallend und wogend zogen die mächtig ergreifenden Klänge der Glocken über sie hin.

Vor dem Palast des Bischofs hatte sich die zahlreiche Geistlichkeit der Stadt, mit den reichsten Stoffen und Gewändern angethan, versammelt, die Heiligenbilder hoben sich feierlich aus ihren Reihen empor, und

die Chorknaben schwangen die silbernen Gefäße, aus denen der süße Weihrauch sich durch die Straße ver-verbreitete.

Aller Augen waren auf den Eingang des Palastes gerichtet, als nach zehn Uhr der ehrwürdige Bischof im reichsten Ornate daraus hervortrat und seinen Platz unter den harrenden Amtsgenossen einnahm.

Der Zug setzte sich in Bewegung, das Volk schloß sich ihm an, und in ernstem gemessenem Schritt erreichte er den Palast von Rosa Garcia. Kopf an Kopf preßte sich die dort harrende Menschenmasse zusammen, um dem Zug Raum zu geben und doch einen Blick auf die hohe Marmortreppe vor dem Hause zu behalten, wo nun der Liebling, der Stolz des Volkes, die verehrte, die geliebte Rosa erscheinen sollte.

Da trat aus dem weiten Eingang die Ersehnte hehr und strahlend, von stolzer majestätischer Würde umgeben, hervor, geführt von der andern Heldin Monterey's, der gleichfalls vom Volke gefeierten, edlen Señorita Doña Maria Josefa Zozago. Ein staunendes bewunderndes Geräusch, ein Gemurmel des Beifalls lief von Mund zu Mund, und tausend Blicke hingen unbewegt an der hohen Braut und ihrer edlen Führerin, die jetzt zusammen von der Treppe herabschritten, und tausend Augen hefteten sich auf den schönen blondgelockten Jüngling Albert Werner, der, von seinem Freunde

Falkland geleitet, ihnen nachfolgte, um sich in den Zug zu begeben und der Cathedrale zuzuwandern. Diesen folgte Stein und seine Gattin.

Viele Hunderte in Weiß gekleidete junge Mädchen schritten denselben voraus, bestreuten den Weg mit Blumen, ein Blüthenregen fiel aus den Fenstern der Häuser, an denen das Brautpaar vorüberschritt, auf dasselbe herab, und wie eine bunte Wolke wehten die Tücher und reichen Shawls in den Händen schöner Mexicanerinnen aus den Fensteröffnungen, von den Balkons und von den platten Dächern der Gebäude.

Unter dem lauten wogenden Glockengeläute hatte der Zug die wundervolle Cathedrale erreicht, die Geistlichkeit hatte bei dem Altar ihre Plätze eingenommen, das Brautpaar war von denselben geführt worden, und von dem Chor tönten feierliche himmlische Melodien durch das Haus Gottes, als der ehrwürdige Bischof den Trauungsact mit einer feierlichen Anrede, bei der kein Auge thränenlos blieb, an das Brautpaar begann. Nun folgte die Trauung selbst. Auf die an den Bräutigam und die Braut gerichteten Fragen, ob sie sich gegenseitig zum Gemahl nehmen wollten, erfolgten von Beiden die sehr vernehmbaren und festen Antworten: „Ich will.“ Darauf ließ der Bischof die Trauringe sich reichen, segnete sie und steckte sie den Neuvermählten an

die Finger. Nach dem Ringwechsel wurden dem Paare die beiden rechten Hände in einander gelegt, die der Bischof mit der Stola bedeckte und von ihm den Neuvermählten das Ehegelöbniß abgenommen, hierauf sprach der hochwürdige Herr mit bebenden Händen den Segen über Albert Werner und Rosa Garcia, die vor ihm knieten, und es sank die ungemein zahlreiche Versammlung, die die Kirche füllte, auf die Kniee, um die Gnade des Allmächtigen für die beiden Glücklichen zu erflehen.

Die Trauung war vorüber, und Albert trat mit seiner jungen Gattin am Arm in die Straße hinaus, da brach der Jubel des Volkes laut und stürmisch los.

Alles drängte sich dem glücklichen Paare und dem ihm folgenden Bischof mit seinen Geistlichen nach, und unter schallenden, donnernden Vivats wurde es nach seiner Wohnung geleitet.

Gracioso, der Lieblingsvogel, empfing die junge Frau mit dem Rufe: „Señorita Rosa Garcia,“ doch diese strich ihm lächelnd das purpurglänzende Gefieder, drückte ihre Granatlippen auf seinen Kopf und sagte:

„Deine Herrin ist nicht mehr Señorita, lieber Gracioso, sie ist Señora geworden.“

Stein zog wenige Zeit später mit seiner Mathilde nach Monterey, wo er sich etablirte. Albert wohnte,

noch oft mit Liebe und Anhänglichkeit seiner alten Deutschen Heimath gedenkend, mit seiner theuern Rosa auf dem Schlosse Garcia; beide Familien lebten im glücklichsten Verein, der treue Freund Falkland aber war in dem Strome seines Wanderlebens weiter gezogen. —

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.